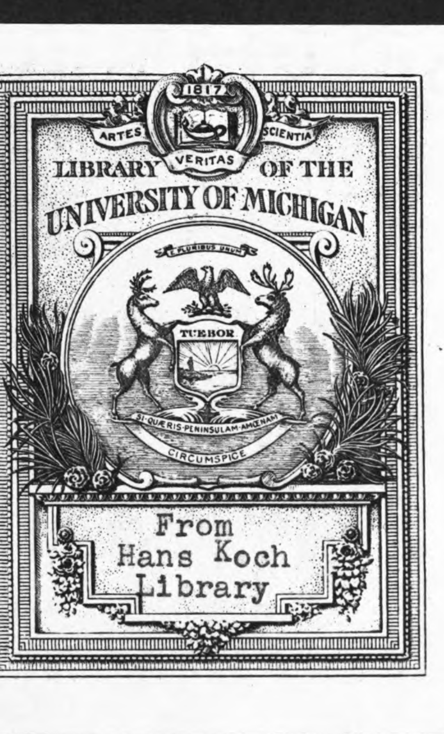
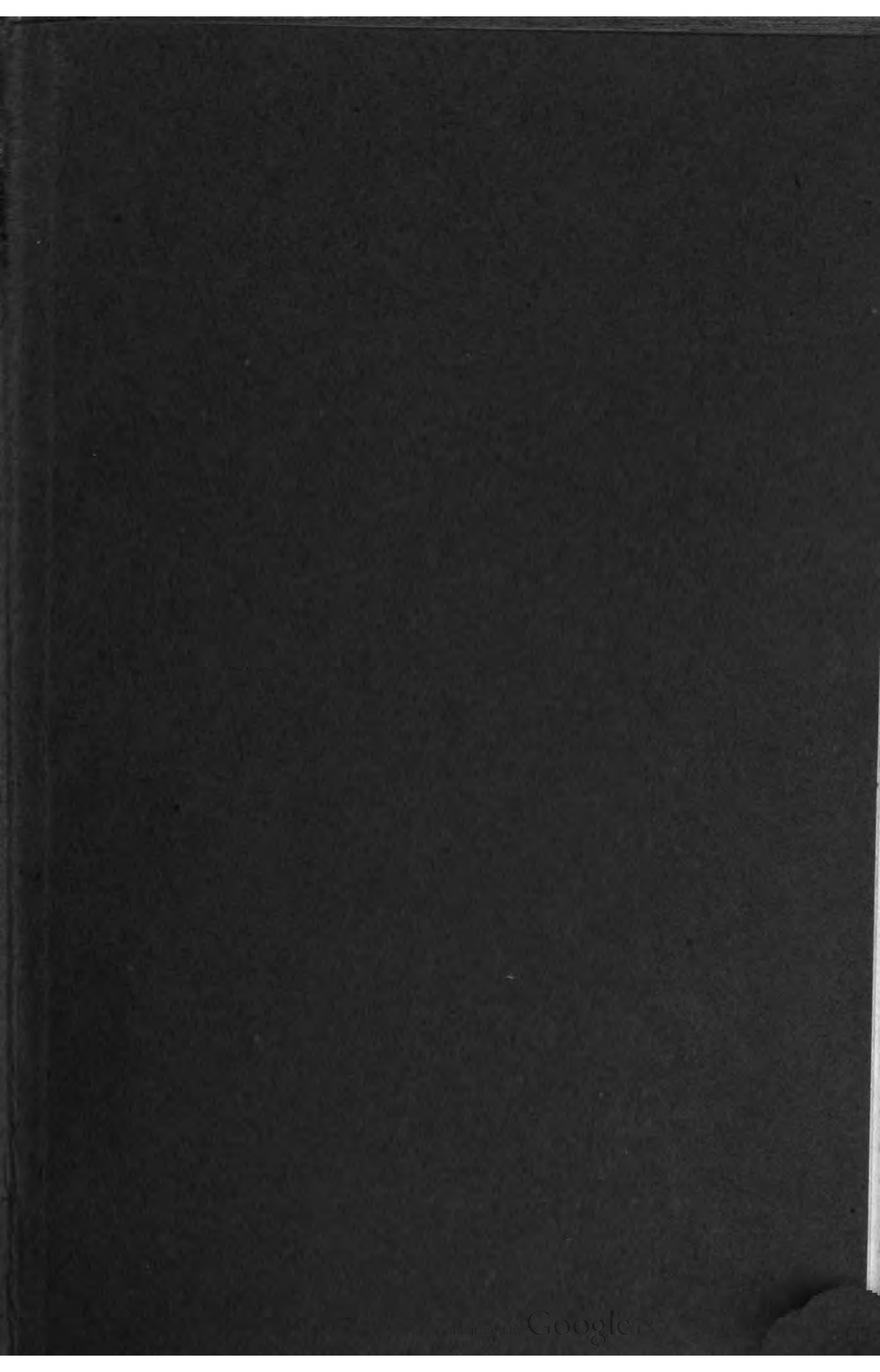
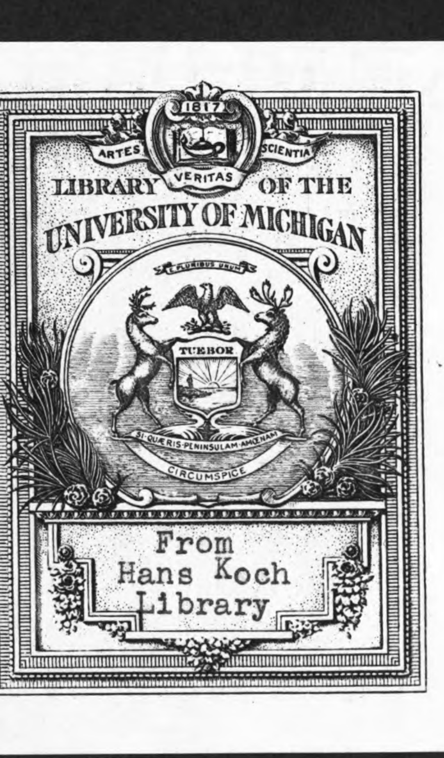
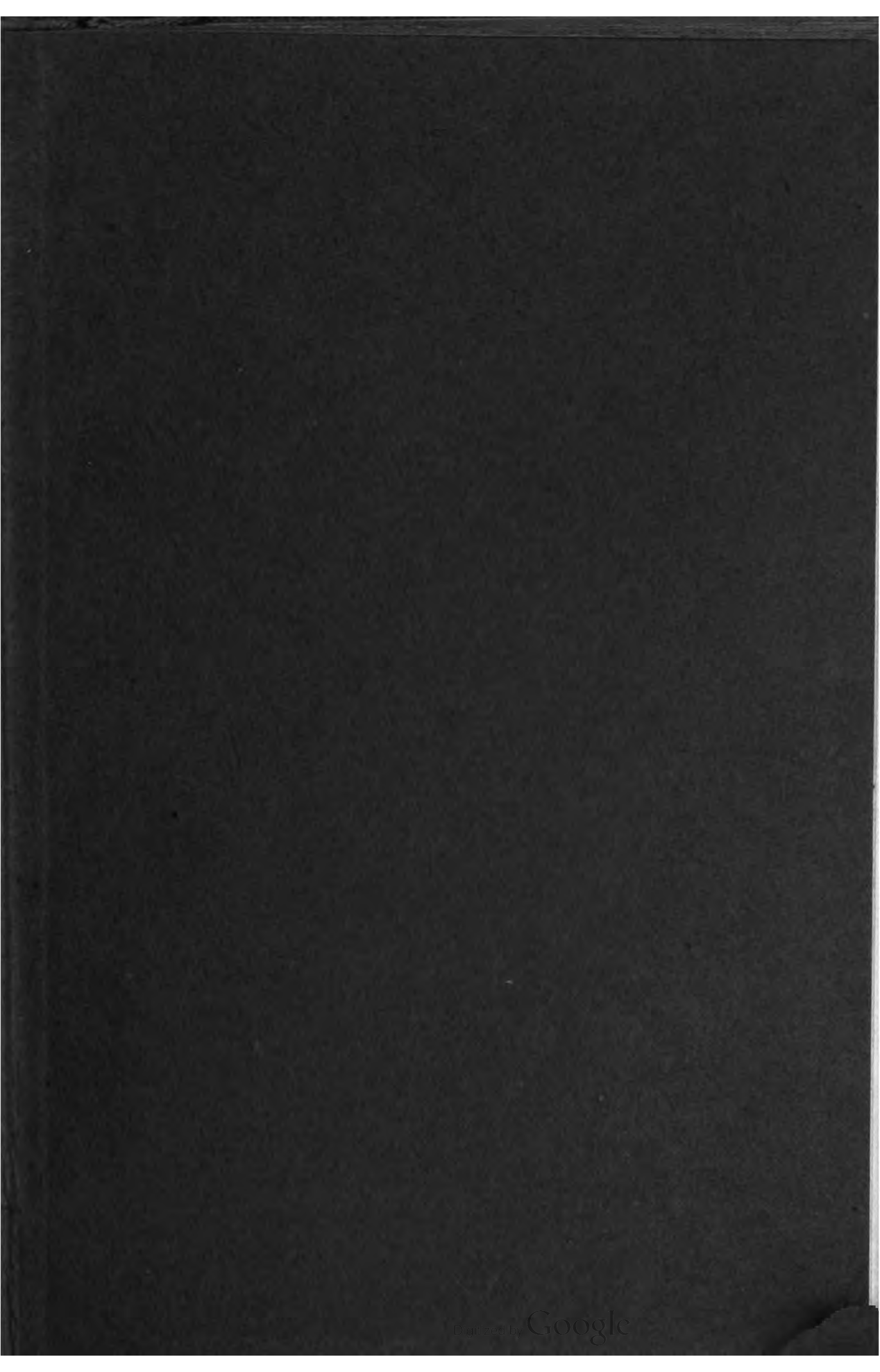
# ... Die zwergenschl...

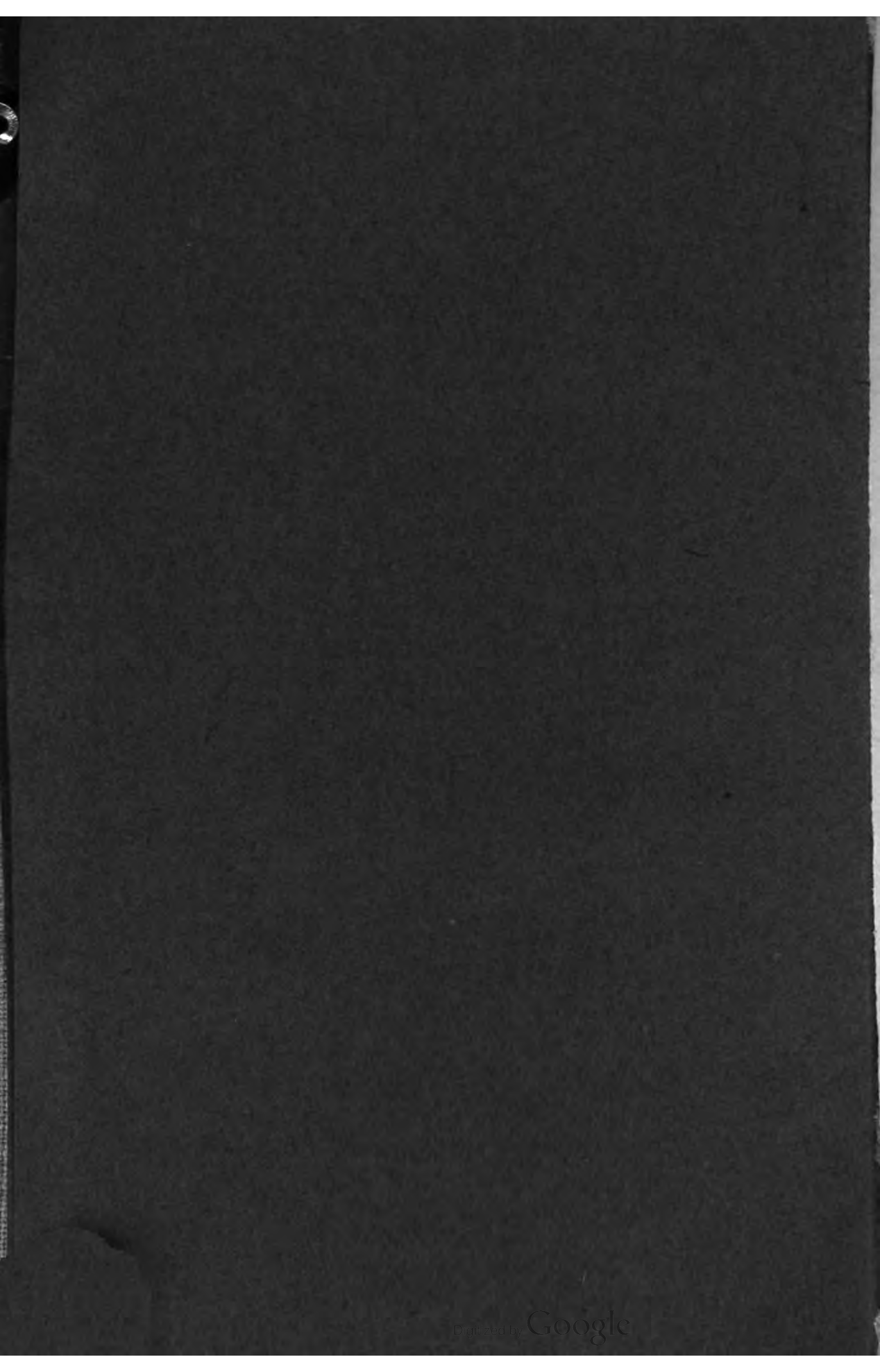
Alexander Ular


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
From
Hans Koch
Library




1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
From
Hans Koch
Library





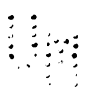


ALEXANDER ULAR

# DIE ZWERGEN-SCHLACHT

## EIN SOZIALER ROMAN





VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT
RÜTTEN & LOENING · FRANKFURT A. M. 1910

# VORWORT

An einem schneeigen Januarmorgen des Jahres 1908, während der großen Neuyorker Finanzkrise, sprach ich mit einem der Reichsten unter den Reichen, in dem prachtstrotzenden Arbeitssaale seines nahe der Fünften Avenue gelegenen Palastes, vom Segen und Fluche jener großartigen Konzentration der wirtschaftlichen Macht, die sich in der Organisation der Truste offenbart. Bei dieser Gelegenheit sagte mir jener Krösus:

„Das wirtschaftliche Monopol in der Hand eines einzelnen kann ein wundervolles Mittel zum Fortschritt, zur Erziehung der Menschheit, zur Neugestaltung der Staaten und der Gesellschaft werden. — Ah! wenn ich dreißig Jahre jünger wäre und trotzdem über meine jetzige Erfahrung und meine jetzigen Mittel verfügte! Vielleicht gäbe es dann keine Heere, keine Panzerflotten, keine Kriege, keine Revolutionen, keine Monarchien mehr! . . .“

„Das ist wirklich ein schöner Traum,“ bemerkte ich höflich, aber mit etwas ungläubigem Lächeln.

„Aber dieser Traum *könnte* Wirklichkeit werden!“ setzte der Geldfürst lebhaft hinzu. „Und

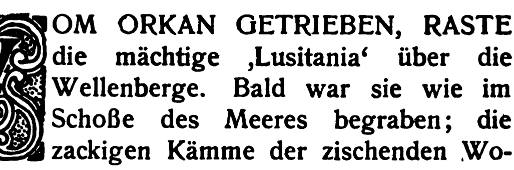
wissen Sie, wie? — Ich würde den Welttrust der Eskomptebanken, des Eisens, der Kohle, des Kupfers und der Transportmittel organisieren und dann, bei Strafe eines Boykotts, dem kein Land und kein Volk widerstehen könnte, zunächst die Abrüstung und weiterhin die nötigen sozialen Reformen diktieren. Hätte ich dabei etwa nicht im organisierten Proletariat, das unter dem Militarismus, dem Nationalismus, der uralten, Anachronismus gewordenen Herrschaft selbstsüchtiger adliger und geistlicher Kasten leidet, eine Hilfsarmee, die schon jetzt, ohne Mittel, ohne Waffen, ohne internationalen Zusammenhang, stark genug ist, das morsche Gebäude der bestehenden Herrschafts- und Verwaltungsordnung in seinen Grundfesten zu erschüttern? — Es gibt tatsächlich keinen einzigen Umstand mehr, der ein solches Unterfangen wirklich aussichtslos machen könnte. Die wirtschaftliche und moralische Entwicklung der Kulturvölker ist bereits zu der nötigen Höhe gelangt. Die Verhältnisse und die Menschen sind reif . . .“ — — — —

Dieses Buch ist die Entfaltung jenes Milliardärtraumes. Aber ich will davor warnen, es als utopistisch aufzufassen. Denn jede Zeile ist

aus der Erfahrung des wirklichen internationalen Gemeinschaftslebens geschöpft.

„Die Verhältnisse und die Menschen sind reif," hatte der mächtige Amerikaner mir gesagt. Ich habe die Menschen und die Verhältnisse genommen, wie sie sind. In diesem Buche wird nicht ein Mensch gezeichnet, den ich nicht im wirklichen Leben gründlich kennen gelernt hätte, nicht ein Ereignis erzählt, das nicht in ähnlicher Form gestern stattgefunden hat, oder in gleicher Form morgen stattfinden könnte. Sollte trotzdem diese Geschichte nur als Ergebnis einer aufs Abenteuerliche gerichteten Einbildungskraft erscheinen, so möge man nicht mich dafür verantwortlich machen, sondern die Vielgestaltigkeit der wirklichen Verhältnisse, die man ja nur selten in ihrer ganzen Größe überblickt.

Alexander Ular

OM ORKAN GETRIEBEN, RASTE
die mächtige ‚Lusitania‘ über die
Wellenberge. Bald war sie wie im
Schoße des Meeres begraben; die
zackigen Kämme der zischenden Wo-
gen grinsten dann fahl hoch über den schwan-
kenden Schlottürmen, und es schien, als bohrte
sich der Riesenleib im letzten verzweifelten Stoße
gewaltsam in die zu dunklem Schlund gewölbte
Wasserwand. Bald schoß das Ungetüm mit un-
heimlicher Eile bergan, zögerte, fauchend und
stöhnend, eine Sekunde beängstigend hoch über
zwei gurgelnden Abgründen, erbebte mit entsetz-
lichem Dröhnen unter dem ins Leere greifenden
Schraubenstoß, und fuhr mit Prasseln und Ge-
krach wieder zur Tiefe. Die undurchdringlichen
Schaumwolken ballten sich und erstarrten zu Eis-
zapfen, die in immer neuen abenteuerlichen Ge-
bilden rings an der schwimmenden Stadt, bis
zu ihren höchsten Zinnen hinauf, hängen blieben.
Manchmal rollten schwere Wasserlasten mit
Windeseile, tosend, hoch über die fünf aus
dem Meere ragenden Stockwerke, klopften höhnisch
an die, wegen des furchtbaren Wellenschlages, mit
Eisenplatten verrammten Fensterchen, rüttelten
lärmend an den Stahlsparren zwischen den Decks,
jachterten über die Holzböden mit dem wüsten
Getrampel flüchtiger Reiterei auf losen Brücken,
und plumpsten dann hinten gewichtig und kraftlos
wie betrunkene Riesen auf die tieferen Stockwerke
hinab. Mit jeder Faser seines ungeheuren Organis-
mus kämpfte das Schiff gegen den allseitigen

Anprall der tobsüchtigen Natur. Der Sturm benahm ihm den Atem; es heulte, pfiff und wimmerte gegen das Gebrüll der Wasser. Gegen den Druck des Sturmes stießen seine vier riesigen Kehlen nur mit Mühe den kohligen Hauch seiner Lungen aus. Sein ganzes Eisengerippe knarrte. Müdes Ächzen jammerte aus jeder Fuge. Tief unten, wo die zyklopischen Stahlgliedmaßen sich fieberhaft rührten, zitterte alles wie im Krampf; und wenn die Maschinen einmal, auf Befehl von der Kommandobrücke, verschnauften, um lieber mit listiger Trägheit als mit Gewalt heranstürmende Wellenberge zu überjagen, dann erzeugte die plötzliche unheimliche Stille eine Todesangst, als sei nun alles zerbrochen oder gelähmt, und jeder Widerstand aussichtslos.

Die viertausendköpfige Menschenladung des Riesenschiffes war auf despotische Anordnung hin ins dicht verschlossene Innere gesperrt. Nur zwei im Ölzeug ungeschlacht, fast walroßförmig erscheinende Männer hielten sich, hoch oben auf der Brücke vor dem Navigationszimmer, mit den Fäusten krampfhaft an den Drahtseilen fest und stemmten sich, krumm vornübergebeugt, gegen den peitschenden Gischt: sie sahen wenigstens den Feind und hatten das belebende Gefühl, sich mit ihm zu messen. Alle anderen waren willenlose Fracht: Sklaven im Dienste der schwimmenden Gesellschaft, die im gewohnten Einerlei ihrer Tätigkeit kaum mehr ein Gegengewicht gegen den Druck der Hilflosigkeit fühlten; oder Mitfahrer, die in ihrer Untätigkeit verzweifelt nach Mitteln suchten, das

schreckliche Zeitbewußtsein zu töten, aber fast alle kein besseres fanden, als krank zu sein.

Unten im Zwischendeck war es entsetzlich. Luftdicht waren die Stockwerke durch riesige Deckel voneinander abgeschlossen. Auf den vierfach übereinandergeschichteten Massenlagern wurden Dutzende von Kranken vom Seegange hin und her gewälzt. Der furchtbare Duft von Eukalyptus, Übelkeit, Lysol und Schiffswärme benahm die Sinne und machte selbst die Nervenstärksten toll vor Ekel. Der trübe gelbe Schein der wenigen Glühlampen wurde von der muffigen Dampfbadatmosphäre erstickt. Man jammerte, stöhnte, lachte, heulte, ächzte und schrie nach Luft. Manche rüttelten in stummer Wut an den verschlossenen Zugängen nach oben. Andere schworen Rache und Tod den Reichen, die dort oben Luft, Freiheit, Zerstreuung und Pflege genossen, und auch den Schuften in Uniform, die sie mit Gewalt — um sie zu schützen, gewiß — aber vor allem weil sie arm waren, in diese Hölle stießen. Schwächlichere kauerten auf dem Boden, stützten sich mit dem Rücken krampfhaft an eine Wand und starrten blöde vor sich hin, bis sie plötzlich bei heftigerem Schlingern den Rückhalt verloren und fluchend über die Planken rollten. Weiber hielten kleine Kinder verzweifelt an sich gepreßt, um sie vor Stößen zu bewahren, und weinten blöde in sich hinein. Nur aus einigen Ecken, hoch oben auf der vierten Bettschicht, ertönte Gröhlen, Pfeifen und unflätiges, mit Gelächter untermischtes Gewitzel: dort hockten auf aneinanderstoßenden Lagern, mit untergeschlagenen Beinen, halbnackt,

schwitzend und schmutzig, vierschrötige Kerle mit tatkraftstrotzenden Schnauzen, scherten sich den Teufel um die anderen, um das Schiff, um die See, um die Welt, um ihr Leben, und spielten mit dreckkrustigen Karten den wüsten Poker der Kellerschenken des ‚Wild West': Das waren die Glücklichen; denn sie jammerten nicht sinnlos, sondern fanden Mittel, im Kerker, den sie nicht brechen konnten, zu leben ohne zu leiden.

Der blinde Aufruhr, die stumpfe Ergebung, das wehmütige Ausharren, das traurige oder wütende Warten blieben ja doch zwecklos. Denn nichts drang über die schweren Eisenplatten, die den Untergrund der schwimmenden Gesellschaft von den oberen Schichten trennten. Dort konnte, wollte und durfte man nicht hören. Wer in das Leben der unteren Klassen hätte blicken wollen, wäre auf Befehl von oben zurückgehalten worden. Aber niemand dachte daran. In den Sälen und Gängen war es leer. Nur weißgekleidete Diener taumelten zwischen den Wänden einher. Sie mußten ja die Kraft und den Mut besitzen, den Zahlenden zu helfen. In den Kabinen jammerten auf ihren Betten mutlos zusammengeknickte Gestalten, die nur noch fähig waren, zornig zu klingeln, um dann der mühsam heranschleichenden Dienerschaft Lässigkeit vorzuwerfen. In den Ecken der Prachtsäle, auf den breiten Polstern wimmerten elegante Herren, begeiferten kraftlos die kostbaren Samtbezüge und hatten nicht einmal mehr Anstandsgefühl genug, sich in ihre Kabinen schleifen zu lassen: ihr dünner Kulturlack war abgesprungen, und nun waren sie noch weniger Mensch als die,

von denen sie unten aus dem Schiffsrumpf herauf neidisch verflucht wurden.

Nur auf die Insassen zweier Luxuswohnungen, hoch oben im vierten Stockwerk über der Wasserlinie, schien das Unwetter keinen Einfluß zu haben. Im Schreibzimmer der einen hatte sich der Präsident des amerikanischen Arbeiterbundes, Karl Hegler, auf einem Sessel vor dem Tisch festgebunden, um nicht vom Seegange gegen die niedrige Decke gestoßen zu werden. Vor ihm auf dem Tisch lagen in kastenartigen Vertiefungen, die das Heruntergleiten hinderten, Stapel von Dokumenten. So saß er und las, verglich, berechnete, und schrieb eilig kurze Notizen nieder. Von Zeit zu Zeit lehnte er sich zurück, beobachtete das sonderbar verworrene Hinundherwallen des Tabaksrauches, oder verfolgte kaltblütig im großen Spiegel die unheimlichen Lageveränderungen seines hinter ihm aufgehängten Mantels, der, bald links, bald rechts, sich steif wagerecht zu halten schien. Er freute sich nicht einmal, daß er im wüsten Taumel der Dinge noch denken konnte. Und er zuckte bloß die Achseln, als der erste Schiffsarzt, dem selbst recht elend zumute war, sich nach seinem Befinden erkundigte und dann verwundert zu ihm sagte:

„Jetzt verstehe ich endlich, Herr Hegler, wie Sie Ihre Millionen Arbeiter so fest in der Hand halten können. Ihr Gehirn hängt ja in kardanischen Ringen und schaukelt nicht mit. Sie und der große Kompaß oben sind ungefähr die einzigen hier, denen augenblicklich alles einerlei ist . . .“

Als der Arzt gegangen war, vertiefte Hegler sich wieder in seine Arbeit. Denn nach der Ankunft des Schiffes in Liverpool blieb ihm nur noch Zeit zum aufreibenden Handeln, aber nicht mehr zum Ausarbeiten seines Kampfplans.

Im eleganten Salon der Prachtwohnung auf der anderen Seite des Schiffes hatte der junge Graf Cahors Fräulein Strong, die Tochter des Welttrustpräsidenten, gebeten, ihr in der Öde des Unwetters Gesellschaft leisten zu dürfen. Aber das Gespräch war bald von den banalen Highlifeformeln abgeschweift.

„Wirklich, lieber Graf," meinte die Amerikanerin lächelnd, „Sie sind kein Flirt . . ."

„Das höchste Lob, das ich aus Ihrem Munde vernehmen konnte . . ."

„Ich ja auch nicht. Nein, lassen Sie mich ausreden. Warum denn um den Brei herumgehen? Ist es nicht recht sonderbar, daß auch Sie gerade dies Schiff genommen haben, um nach Europa zurückzukehren — und noch dazu unverrichteter Sache?"

Sie hielt sich mit ausgebreiteten Armen an den Seitenlehnen des Sofas fest und beugte sich vornüber, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. So sah sie recht agressiv aus. Aber es zuckte gutmütig um ihre Lippen.

„Halten Sie sich auch fest, sonst fallen Sie um, und das steht einem eroberungssüchtigen Helden ziemlich schlecht. Gestehen Sie übrigens, daß der Zeitpunkt nicht gerade gut gewählt ist . . ."

„Aber ich habe es doch einfach für meine Pflicht gehalten . . ."

„Deswegen sage ich eben, daß Sie ein Held sind. Alle Achtung! Bei dem Wetter den Mut zu haben, einem Mädchen den Hof zu machen! Sehr imponierend, nicht wahr? Und vor allem sehr fein ausgedacht.“

„Aber Sie schieben mir wirklich Gedanken unter, die mir nie in den Sinn gekommen sind,“ sagte Cahors etwas nervös. „Allerdings, wenn ich Ihnen sozusagen als Nadelkissen dienen darf, bin ich ja auch schon glücklich . . .“

„Nur haben Sie mich durchaus nicht zu diesem Zweck aufgesucht,“ erwiderte Nixola Strong kaltblütig und sah ihm fest in die Augen.

„O doch! Warum nicht? Ich weiß ja, daß Sie grausam sind, wie alle Amerikanerinnen.“

„Daran erkenne ich wieder den Franzosen! Und dabei wissen Sie, daß es mich ärgert, wenn man mich mit dem obligaten verächtlichen Lächeln als ‚Amerikanerin‘ verunglimpft. Übrigens haben wir auch unsere guten Seiten. Zum Beispiel, daß Sie hier sein, daß Sie mich aufsuchen dürfen, während Sie — oder vielmehr weil Sie wissen, daß ich allein bin und Papa im Ölzeug auf der Kommandobrücke seine Nerven beruhigt: das geht eben nur mit einer ‚Amerikanerin‘. Europäerinnen haben ja mehr Anstandsgefühl! Und Sie? Sie beeilen sich, diese meine Unkultur auszunutzen! Und was meine Grausamkeit anlangt, so könnten Sie sich vielleicht etwas deutlicher ausdrücken . . .“

Cahors spielte ein wenig verlegen mit seiner Uhrkette. Er hielt den ruhigen Blick aus den tiefen schwarzen, so seltsam zum aschfarbenen Haar pas-

senden Augen nicht gut aus. Er verließ den schwankenden Tisch, an den er gelehnt stand, und flüchtete sich in einen sicheren Lehnstuhl.

„Amerikanerinnen," sagte er schließlich brummend, „spielen mit Männern wie Katzen mit Mäusen, ohne daß sie daran denken, was sie damit alles zerbrechen."

„So? Was denn zum Beispiel?"

„Gehirne und Herzen."

Nixola lachte und musterte den jungen Mann, der ihr tatsächlich wie eine Maus vorkam, die weder ein noch aus weiß.

„Katzen zerbrechen Mäusen das Rückgrat. Das ist allerdings grausam. Aber Gehirne und Herzen? Das heilt viel schneller als Wirbelsäulen."

„Nicht immer. Das wissen Sie sehr wohl."

„Oh! Keine Anzüglichkeiten. Ich bin wirklich ganz unschuldig. Ich lehne jede Verantwortlichkeit für Ihren traurigen Zustand ab. Und gerade das ärgert Sie. Jawohl. Und noch etwas anderes. Sie haben sich gesagt: Jetzt ist der richtige Augenblick, oder nie. Das Wetter ist schauderhaft, und der Papa ist nicht da, da wird sich eine geringere Widerstandskraft zeigen; bei hohem Seegang sind Frauenzimmer zu allem fähig; seit sechs Monaten gehe ich um die Sache herum; und in vier Tagen, wenn wir angekommen sein werden, ist es wahrscheinlich zu spät! Und deswegen habe ich das Vergnügen, Sie hier zu sehen. — Daß ich das sage, ist wohl auch viel zu amerikanisch?"

Gilbert de Cahors war zwar zwei Monate lang Kavallerieoffizier gewesen, aber einer so plötzlichen

Attacke fühlte er sich nicht gewachsen. Er biß sich auf die Lippen, strich sich über das Haar, rückte sich im Sessel zurecht, zögerte einen Augenblick, warf dann einen fast zornigen Blick zu der Dame hinüber und sagte endlich nicht ohne Ironie:

„Und meine Sentimentalität finden Sie wohl viel zu europäisch?"

„Nein, gar nicht," erwiderte Nixola ernst. „Die Männer, die so . . . so . . . wie soll ich sagen? . . . die sich so schämen, ihr Inneres auszukramen, sind, glaube ich, die besten. Ich weiß ja, was Sie mir heute haben sagen wollen, und was ich Sie nicht habe sagen lassen. Nein, sagen Sie es nicht. Es ist besser so. Aber ich bin wie mein Vater und kann es nicht ertragen, daß andere unnütz unter meinem Schweigen leiden."

„Herzlichen Dank für Ihr Mitleid — und für Ihre gütige Herablassung. Aber es ist bei uns nicht Gewohnheit, von einer Dame Rechenschaft über die Motive ihres Handelns zu verlangen."

„So? Es ist also bei Ihnen nicht möglich, daß ein Mann und eine Frau vernünftig miteinander reden? Ja aber! . . . Sie kennen mich doch genügend, um zu wissen, daß ich gerade das für sehr notwendig halte. Wie wäre denn sonst überhaupt — gegebenenfalls — ein vernünftiges Zusammenleben möglich? Sie hätten wohl große Lust, mir zu sagen, so ganz im allgemeinen natürlich, aus rein theoretischem Interesse, daß Vernunft und Liebe nichts miteinander zu tun haben. Bei Europäern geht — soweit ich es wenigstens aus ihrer Literatur entnehme — Liebe sehr häufig mit Dumm-

heiten zusammen. Aber wir Amerikanerinnen sind nun einmal so gräßlich unweiblich, daß wir keine Dummheiten machen wollen.“

„Ich verstehe schon,“ sagte Cahors sehr kühl, „aber Sie werden zugeben, daß nicht ich diese etwas . . . etwas ungewöhnliche Auseinandersetzung hervorgerufen habe.“

Nixola lächelte und schüttelte den Kopf.

„Aber gerade das werfe ich Ihnen ja vor, lieber Graf! Bitte, nein, tun Sie nicht beleidigt. Hören Sie mich lieber an. Ich will auf Ihre unausgesprochene Frage antworten . . .“

„Es ist nicht nötig,“ entgegnete er resigniert und erhob sich. „Ich kenne die Antwort . . .“

Sie sah ihn verwundert an, senkte aber schnell vor seinem traurigen Blick den Kopf.

„Ist es denn notwendig,“ sagte sie leise nach einer peinlichen Pause, „daß Sie es als Beleidigung auffassen, wenn . . . Nein, ich will nicht, daß Sie mich ohne Aufklärung verlassen,“ fügte sie lebhafter hinzu. „Wissen Sie, wie alt ich bin?“

Er antwortete nicht und strich sich verlegen den Schnurrbart.

„Ich bin schon fast vierundzwanzig Jahre alt. Sie nur drei Jahre mehr. Ich bin also älter als Sie, denn in Europa ist es ja ausgemacht, daß die Frau fünf bis zehn Jahre jünger sein muß als der Mann, um zu ihm zu passen.“

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein!“ sagte Cahors ziemlich erregt. „Ich hoffte, Sie würden die Wunde, die Sie mir schlagen, nicht noch mit Spott ätzen. Zwar ist es wohl vermessen von mir gewesen,

Ihre ... Ihre Freundschaft zu suchen. Ich gehöre leider nicht zu Ihrem gesellschaftlichen Kreise. Ich sehe es ein. Ich habe einen bedauerlichen Irrtum, und in Ihren Augen sicherlich eine Unverschämtheit begangen. Aber warum bringen Sie Argumente vor, an die Sie selbst nicht glauben?"

Nixolas regelmäßige Züge nahmen einen unmutigen Ausdruck an. Sie strich nervös mit den Fingerspitzen über den Plüsch des Polsters.

„Nein, nein! Sie mißverstehen mich vollständig," rief sie erregt. „Sehen Sie, wie wenig wir uns noch gegenseitig kennen! Und Sie möchten, daß wir... Bitte, lieber Freund, glauben Sie nicht, daß zwischen uns nun alles aus sein soll, wie es bei Ihnen ja wohl Sitte ist, nach einer Aussprache wie dieser. Ah! das wundert Sie? Das verstehen Sie nicht? Also hören Sie mich an. Ich will ganz offen mit Ihnen sein. Denn ich will Sie auch weiter als einen guten Kameraden ansehen dürfen. Sie lächeln resigniert? Ja so, das ist Ihnen wohl nicht genug? Nein, es war gar nicht vermessen von Ihnen, meine Freundschaft zu suchen ... oder sogar das, was Sie jetzt Freundschaft nennen, worunter ich aber natürlich Liebe verstehen soll. Aber ich bin dreiundzwanzig Jahre alt. Wissen Sie, was das für ein Frauenzimmer in meiner Stellung bedeutet? Ich habe keine Naivität und keine Illusionen mehr. Im Gegenteil, ich bin fast misanthrop geworden."

„Ich werde es auch," warf Cahors mit bitterem Lächeln ein.

„Sie haben gar keine Ursache dazu. Aber ich bin seit vielen Jahren nicht mehr ich. Niemals

hat sich, seitdem ich kein Kind mehr bin, irgend jemand um meine Person gekümmert. Die ganze Niederträchtigkeit der Menschen hat sich mir in dem albernen Schwarm der Leute aufgedrängt, die in der Sprache der Zeitungen ‚meinen Hof' bilden. Ich bin ja kein Mensch, sondern nur ein Name, und zwar ein Name, der weiter nichts bedeutet als die Unterschrift auf einem riesigen Scheck . . ."

„Und ich gehöre Ihrer Ansicht nach zu diesem Hof?" fragte Cahors.

Nixola sah ihn groß an und zog die Augenbrauen zusammen.

„Und Sie behaupten, Sie achteten mich?" sagte sie aufgebracht. „Das ist wirklich etwas zu stark! Also das schieben Sie mir unter? Ich wäre grauenhaft reich und Sie nicht! Ich hielte Sie für einen Millionenjäger! Ich glaubte, Sie wollten mir Ihren Adelstitel und Ihre mondänen Verbindungen für ein paar Dutzend Millionen verschachern! Ja, dann hätten Sie keine anarchistischen Reden halten sollen! Und überhaupt — wenn ich Ihnen jemals die Beleidigung zugefügt hätte, so etwas von Ihnen zu glauben, dann ständen Sie mir jetzt nicht hier gegenüber. Aber da haben Sie einen neuen Beweis, wie schrecklich meine Lage ist. Ich glaube wahrhaftig, damit ich endlich einmal als menschliches Wesen angesehen werde, müßte Papa bankerott machen! Und da das unmöglich ist . . ."

Sie verfiel in unzufriedenes Grübeln, und es trat ein peinliches Schweigen ein. Oben heulte der Sturm um die Schlote. Wogen donnerten über das Deck und hämmerten an die Wand des Raumes,

um dann mit kicherndem Geräusche zu zerfließen. Die Glühlampen klirrten. Cahors wagte nicht, sich zu verabschieden, und sah verlegen zu Boden. Er fand sich albern und unglücklich. Nixola merkte es wohl.

Im Grunde war sie weniger ruhig und kühl, als sie sich den Anschein gab. Sie war es nicht gewohnt, daß ein Mann wirklich unter ihrer Unnahbarkeit litt. Es kam ihr vor, als wenn sie zum ersten Male in ihrem Leben selbst einen Menschen erobert hätte. Und diese Eroberung wollte sie, mußte sie rückgängig machen! Wohl durchzog sie das süße Gefühl des Triumphes, der Gewißheit, daß hier ein Mann, und zwar ein Mann von außerordentlichem Charakter und von Fähigkeiten, die sogar ihr Vater anerkannte, ihr persönlich, und nicht nur ihrem Vermögen zu Füßen lag. Aber in dieser stillen Freude, die jedes Mädchenherz höher hätte schlagen lassen, empfand sie nur noch deutlicher, daß sie siegte, aber daß sie sich nicht hingab.

Andere hätten hier grausam gespielt. Sie aber hatte schon viel zu tief ins Leben hinabblicken müssen, als daß sie dem Herrscherinstinkt des gewöhnlichen Weibes nachgegeben hätte, das eben fühlt, wie ein Mann in seiner Hand weiches Wachs wird.

Ihre Macht hatte ja kaum Grenzen. Seit dem zu frühen Tode der Mutter, die, aus alter puritanischer Familie stammend, dem großartigen Aufschwung ihres Mannes zur wirtschaftlichen Alleinherrschaft in einem Riesenlande verständnislos und mit einer gewissen unruhigen Scheu gefolgt war,

spielte Nixola die Rolle des einzigen Vertrauten bei ihrem Vater, und nicht selten hatte ihr Einfluß bestimmend auf das von ihm abhängende Schicksal Hunderttausender gewirkt. Sie rechnete mit ungeheuren Einheiten, mit Millionen, mit Parteien, mit Gewerkschaften, die ganze Völker von Arbeitern umschlossen, mit Regierungen, die millionenstarke Heere ins Feld schicken durften. Sie rechnete wie ihr Vater, der keine Individuen mehr vor sich sah, sondern nur noch riesige Kollektivitäten. Und die zahllosen Männer, die sie seit sieben Jahren umschwirrten, die aber in Wirklichkeit nur ihre Macht und ihren Vater zu erobern trachteten, hatten ihr, wie dem großen Stahlkönige, eine tiefe Verachtung des einzelnen eingeflößt. In ihren Augen waren diese Menschen nicht nur klein, sondern auch kleinlich: Zwerge, Pygmäen, die im Bewußtsein ihrer Häßlichkeit und ihrer Schwäche mit Hinterlist zu ergattern hofften, was sie durch Einsetzung ihrer kümmerlichen Persönlichkeit nicht erreichen konnten. Wie ihr Vater, achtete auch sie nur noch die Kraft machtvoll zusammengezogener Gruppen. Und sogar deren Führer erschienen ihr weniger als Menschen, denn als eine Art unpersönlichen Extraktes der Massen, die sie führten.

Unwillkürlich verglich sie, während Cahors ihr schweigsam und traurig gegenüberstand, diesen sonst vor Lebenslust sprühenden Menschen mit einem anderen berühmten Schiffsgast — dem Deutschamerikaner Hegler, dem mächtigen Präsidenten des „Arbeiterbundes der Vereinigten Staaten“, der über acht Millionen wohldisziplinierter Soldaten be-

fehligte und eigentlich die einzige Macht war, mit der ihr Vater noch ernsthaft rechnete. Und sie erschrak.

Sie fühlte ungewiß etwas Sonderbares, Unverständliches. Hegler war sicherlich ein großer Mann. Er war nicht nur stark in seinem Herrscherberuf, denn er ging nicht restlos in seiner sozialen Riesentätigkeit auf. Er trug den Gesellschaftsfrack mit Eleganz, war auf dem Parkett der Salons ebenso sicher, wie auf der Rednertribüne vor fünfzehntausend Arbeitern, erzählte mit blendendem Witz Anekdoten, wurde als ebenbürtiger Gast von der Geldaristokratie mit Vergnügen und einem gewissen Stolze empfangen, und genoß durchaus die gesellschaftliche Stellung, die in Amerika einem mächtigen Politiker, einem ruhmbedeckten General, oder einem erfolgreichen Industriekondottiere zukommt. Kurz, man konnte anständigerweise mit ihm verkehren. Und oft hatte sie großes Gefallen an seiner Gesellschaft gefunden. Aber das war so ganz anders als mit Cahors. Es war höflich . . . und auch wohl sympathisch. Aber es war zugleich ein lebhaftes Bewußtsein der Ferne dabei, so, als ob zwei Leute sich von Gipfel zu Gipfel über einen Abgrund hinweg etwas zuriefen. Durch den Menschen sah sie stets die Funktion: nie hatte sie mit Karl Hegler gesprochen, sondern immer nur mit dem Generalsekretär des Arbeiterbundes. Und alles Interesse, das sie für den Mann empfinden konnte, entsprang offenbar seiner einzigartigen Stellung. Hätte sie sich je um ihn gekümmert, wenn er nicht gleichsam das Körperlich-

Greifbare, der zur Person gewordene Brennpunkt der größten sozialen Macht gewesen wäre, gegen die der Riese Strong noch zu streiten hatte?

Aber warum herrschte zwischen ihr und Cahors dieses Pathos der Distanz nicht? Und warum wenigstens nicht jenes andere, das ihr den zahllosen Anbetern gegenüber stets kühle Überlegenheit gesichert hatte? Sie verstand nicht, weshalb sie diesem Manne, wie noch nie einem andern, Rede stehen sollte. Sie verstand es um so weniger, als er ihre Entschuldigungen im voraus abgelehnt hatte. Fast schämte sie sich. Aber das Bedürfnis, ihn nicht wie so viele andere lächelnd, elegant, kalt, mit jener gefühllosen Offenheit abzufertigen, welche Sicherheit ist, aber wie Grausamkeit aussieht, war unwiderstehlich. Sie fühlte es beinahe wie eine Erniedrigung; doch war es zugleich so neu, so beunruhigend reizvoll, daß es sie geradezu freute. Sie suchte nach Worten, aber eine ihr unbekannte Scheu hielt sie zurück. Ihr eigenes Schweigen erregte sie. Schließlich sprang sie auf, machte ein paar hastige Schritte und fiel unter dem heftigen Stampfen des Schiffs gegen eine Säule. Da lachte sie auf, fand ihre Sicherheit wieder und sagte:

„Wirklich, lieber Graf, ich habe nie geglaubt — oder wenigstens nach acht Tagen nicht mehr — daß Sie nach Amerika gekommen sind, um, wie man bei uns sagt, Ihr Wappen zu vergolden. Aber Sie müssen auch verstehen, bis zu welchem Grade die Vergangenheit mit ihren vielen Enttäuschungen mein Mißtrauen rechtfertigen durfte. Ich habe Sie aber gründlich kennen gelernt, und . . . und . . .

ich sage Ihnen ganz offen, daß Sie für mich weder ein Flirt, noch eine Salonbekanntschaft geblieben sind. Warum, weiß ich nicht. — Es wundert Sie, daß ich das zu sagen wage? Nein, Sie wissen es längst, sonst hätten Sie auch nicht gewagt, hierherzukommen. Aber was Sie nicht wissen, ist, daß . . . nun ganz einfach, daß ich nicht weiß, was Liebe ist, und daß ich mich folglich nicht verheiraten kann. Das finden Sie nun wohl wieder albern? Aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin nun einmal so altmodisch veranlagt. Weder Titel, noch Verbindungen, ja nicht einmal Eleganz oder Kraft reizen mich. Es liegt wohl an verkehrter Erziehung oder an schlechter Gewöhnung. Bedenken Sie, daß ich stets mit meinem Vater zusammengelebt habe... Ich habe gesehen, wie er von Stufe zu Stufe immer höher gestiegen ist, mit welch wundervoller Tatkraft, welcher Umsicht und welcher Güte er die Riesenmittel leitet, die ihm gehorchen; ich habe an seinem Beispiel gelernt, wie Großes ein einzelner heutzutage noch leisten kann, obwohl die Massenherrschaft überall wütet, und eigentlich nur noch Leute wie Hegler, der Arbeiterpräsident, zeitgemäß sein sollten, Leute, die nicht ihre eigene Kraft einsetzen, sondern nur die ihnen übertragene. Kurz, ich fühle gerade das Gegenteil von all dem, was Sie sich als Ideal vorgesetzt haben. Sie haben Vorfahren, die als Aristokraten, als Raubritter, als Kreuzfahrer, als Kolonialeroberer und Feldherren in der Geschichte Spuren zurückgelassen haben. Und Sie haben mir, nicht bloß aus Snobismus — nein, sicher nicht —, sondern aus innigster Überzeugung oft

erklärt, daß der Adel nur noch eine große Rolle zu spielen habe, nämlich die, das Volk zu besserer Einsicht zu führen und dann in ihm zu verschwinden. Sie glauben an die Größe der Masseninstinkte und an die vollständige Umwandlung der modernen Menschheit. Aber ich weiß aus Erfahrung, daß die Welt noch immer die selbe ist, und daß, gerade wie im grauesten Altertum, der einzelne alles kann. Und infolge dieser Erfahrung ist mir, glaube ich — ich weiß es ja nicht gewiß —, Liebe ohne Bewunderung, ohne Vertrauen zu offenbarer Übermacht nicht möglich. Das sieht wohl alles nach leerem Gefasel aus? Aber ich weiß mich nicht anders zu entschuldigen. Sehen Sie, lieber Freund, es kommt mir vor, als könne ich bis jetzt nur einen Mann lieben: und der ist mein Vater. Ich glaube, daß ein anderer ihn an Kraft der Persönlichkeit übertreffen müßte, damit ich . . . damit ich nicht nur äußerlich mit ihm dauernd zusammenleben könnte."

Sie sah ihm frei und offen in die Augen und wartete auf eine Antwort. Er aber marterte sein Gehirn, um etwas nicht allzu Dummes zu finden. Er war recht traurig, sicherlich, denn alle seine Pläne wurden gegenstandslos. Er war seiner Sache ja fast sicher gewesen. Aber zugleich war er auch erbost, denn sie führte ihm das Unzulängliche seiner Ansprüche so überlegen zu Gemüte, wie eine gereifte Dame einem verliebten Primaner. Er hätte gern ihre philosophische Anwandlung mit Ironie heimgezahlt. Zum Glück erinnerte er sich jedoch, daß diese Amerikanern gegenüber eine recht gefährliche

Waffe ist. Sie wollte einen Mann, wie der alte Strong einer war, offen bis zur Rücksichtslosigkeit, einen modernen Kreuzfahrer, einen Raubritter edelsten Auftretens!. Er hatte Lust, erbittert aufzulachen, obwohl er wußte, wie recht sie eigentlich hatte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit," sagte er schließlich sehr kühl. „Ich möchte aber wenigstens hierin nicht hinter Ihnen zurückstehen. Ich gebe mich geschlagen. Ich kann Ihren Herrn Vater nicht übertreffen. Ich kann keinen Stahltrust gründen, und noch weniger elf- oder zwölfhundert Millionen Dollar aufspeichern. Und wenn ich es könnte, würde ich es wahrscheinlich nicht einmal wollen. Ich will Ihnen überdies durchaus nicht versprechen, daß ich in dieser Hinsicht irgendwelche Anstrengungen machen werde. Ich bin weder mittelalterlich, noch sentimental veranlagt. Es hat ja wohl, besonders in Märchenbüchern, schöne, gütige und mächtige Prinzessinnen gegeben, die dem armen verliebten Pagen ein paar Riesenaufgaben stellten, deren Lösung ihr Herz oder doch wenigstens ihre Hand zum Preise hatte. Wenn Sie die Herablassung zeigen sollten, mir etwas derartiges anzudeuten . . ."

„Aber ganz und gar nicht," warf sie erregt ein. „Sie verstehen mich nicht. Es handelt sich weder um Stahltruste noch um Milliarden! Wie können Sie mir so etwas unterschieben! Woran es liegt, weiß ich nicht. Ich weiß nur eines: ich fühle mich mit meinem Vater zusammengehörig. Wie, wann und unter welchen Umständen sich das ändern kann, das — soll ich es frei heraussagen? — das ist nicht meine Sache, sondern . . . vielleicht Ihre.

„Gerade jetzt verfolgt mein Vater die größte Aufgabe, die sich heutzutage ein Mensch stellen kann; und ich bin sozusagen sein Kamerad, sein Freund. Ich selbst gehe ganz und gar in diesem Werke auf und sehe nichts anderes vor mir . . .“

Sie redete fast mit Begeisterung, und er lächelte ironisch.

„Wie Europäerinnen Menschen lieben, so lieben Sie Utopien,“ sagte er kühl. „Sie haben die Macht des einzelnen zu Ihrem Idol gemacht. Sie haben mir offen zu verstehen gegeben, daß ich mein Ziel nicht erreichen kann. Sie müssen mir also auch erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie eine Chimäre verfolgen, die in Nichts zerfließen, und Sie ebenso gebrochen, wie ich es bin, als ein Staubkorn der Menschheitswüste liegen lassen wird.“

Nixola fühlte sich in ihrem Stolze gekränkt und errötete.

„Ich glaube . . .“

„Das ist es eben,“ warf er hastig ein. „Sie glauben! Der Glaube macht ja selig. Sie sind also glücklich und können allein fertig werden. Aber wenn der Glaube verloren geht? Was dann? Ich mag lieber an einen Menschen glauben, als an eine Idee. Und Ihr Vater, mit allem was er getan hat und tun will, ist Ihnen doch nur eine Idee: Sie gehören zu seiner Größe, seiner Macht, seinen Unternehmungen, seinem Ruhm. Aber Sie gehören nicht zu ihm. Und wenn erst seine Größe und seine Idee an der noch größeren Macht der Wirklichkeit zerschollen sein wird, dann . . . ja dann bleiben Sie einfach mit sich selbst allein und haltlos zurück.

Denn Sie verachten doch Ihre Geldmacht und alles was ihr entspringt mindestens ebensosehr wie die Menschen."

„Sie sind gereizt," sagte Nixola unwillig.

„Nein, nein! Aber... aber ich... Verzeihung, Sie wollen ja nicht, daß ich es ausspreche. Ich weiß, daß Sie einer furchtbaren Enttäuschung entgegeneilen. Und wenn Sie nichts anderes als Grundlage Ihres Glückes besitzen, als den Glauben, gerade diesen vermessenen Glauben, der Sie jetzt trägt, nun, dann gehen Sie eben zugrunde . . ."

Nixola zuckte die Achseln und schwieg. Sie war empört.

„Sie mögen nicht, daß man an dies, Ihr Heiligstes rührt," fuhr Cahors fort. „Aber es ist meine Pflicht, es zu tun, gerade wie Sie es für angebracht hielten, meine Illusionen zu zerstören. Oh, sicherlich, Ihr Ziel ist schön. Aber nicht jedes Ziel läßt sich erreichen, auch wenn man über Milliarden, riesige Tatkraft und soziale Machtmittel verfügt, wie sie nie zuvor in einer Hand vereinigt gewesen. Sie wollen die Kultur, unsere sogenannte Kultur, auf neue Grundlagen stellen, und ihr neue Entwicklungsbahnen eröffnen. Sie wollen uns glücklicher machen; wenigstens glauben Sie es, obwohl Sie das Schicksal der einzelnen Menschen, dieser Zwerge, die vor Ihnen nichts sind, im Grunde kaum rührt . . . Oh, doch, leugnen Sie es nicht. Sie haben es sich abgewöhnt, mit den Zwergen zu rechnen. Sie wollen nur mit Völkern von Zwergen zu tun haben. Sie wollen vergeudete Kräfte in den Dienst nützlicher Arbeit stellen. Und zwar mit Gewalt. Sie wollen den

Weltfrieden erzwingen. Sie wollen durch die Macht, durch Ihren persönlichen Willen etwas schaffen, zu dem die freundliche Sinnesart aller der Zwerge, die Sie verachten, die nötigste Vorbedingung ist; Sie wollen etwas durchführen, das gerade zu unserer Kultur, die eine Kultur des Krieges ist, in geheimem, aber deshalb nur noch schärferem Widerspruche steht. Und durch welche Mittel? . . ."

„Aller Fortschritt ist den Völkern von einzelnen Großen aufgedrängt worden . . ."

„Nein, nicht von außen. Nicht mit Gewalt. Man hat nur schlafende Tendenzen geweckt. Und gerade das tun Sie nicht. Um den Weltfrieden zu erzwingen, rufen Sie den sozialen Krieg hervor . . ."

Das war zu viel für sie. Sie hielt sich die Ohren zu, und ihre feinen Nasenflügel zitterten vor Erbitterung. Er schwieg und wartete.

„Ich habe Sie gekränkt," sagte er dann um vieles ruhiger. „Ich bitte Sie um Verzeihung. Aber ich durfte nicht schweigen. Sonst würden Sie später glauben, ich wollte mich an Ihnen rächen. Ich mußte Ihnen erklären, daß ich in dem großen Kampfe, den Sie heraufbeschwören, nicht auf Ihrer Seite streiten werde. Oh, nein, ich bin kein Reaktionär, im Gegenteil. Wäre Hoffnung auf Verwirklichung Ihrer Pläne . . ."

„Und es ist also keine Hoffnung?" fragte sie spöttisch.

„Nein. Ihr alles umspannender, alles zerdrückender Welttrust kann den Völkern nicht den Frieden geben. Er kann nur die Kulturwelt in heillose innere Kämpfe stürzen. Und gerade, weil ich den Frieden

möchte, muß ich mit meinen winzigen Kräften — ich bin ja auch leider nur einer von den vielen Zwergen — auf der anderen Seite der Barrikade stehen."

Nixola blickte erstaunt und fast beleidigt zu ihm auf. Er war ziemlich blaß, hielt die Arme recht wenig salonmäßig verschränkt und preßte die Lippen zusammen. Er sah ihr stolz, fast herausfordernd in die Augen. Sie wandte sich hastig ab, und unwillkürlich entfuhr es ihr:

„Also das ist Ihre Liebe?"

Dann zuckte sie zusammen, und das Bewußtsein, eine Dummheit gesagt zu haben, trieb ihr das Blut in die Wangen. Er lächelte.

„Ich liebe Sie, und nicht die Ideen Ihres Herrn Vaters...," sagte er, sich zu äußerer Ruhe zwingend.

Sie antwortete nicht. Und minutenlang suchten beide verzweifelt nach annehmbaren Mitteln, sich zu verabschieden. Als Leute von Bildung empfanden sie die Unfähigkeit, die ins intim Persönliche entgleiste Auseinandersetzung hinter die Schranken weltmännischer Unterhaltung zurückzuführen, viel schlimmer als die gegenseitigen Angriffe auf ihr Glück. Denn sein Inneres sehen lassen ist ja schamloser als nackt gehen. Doch die Erlösung nahte.

Mit festem, eiligem Schritt, stolz erhobenen Hauptes, ein Leuchten des Triumphes in den dunkelblauen Augen, die tief unter buschigen Brauen unmittelbar aus der Seele hervorzuleuchten schienen, trat der Riese Andrew Strong in den

Salon. Vom Gischt, der ihn auf der Kommandobrücke umpeitscht hatte, war sein Gesicht gerötet, und seine Züge hoben sich mächtig von den schon schneeweißen Haaren ab. Sie zeigten nicht ihre sprichwörtlich gewordene kalte Ruhe. Sie waren gleichsam von einem Aufschwall heftiger Energie durchwühlt. Zwei senkrechte Falten stiegen unter der weit vorgewölbten Stirn hervor und suchten vergeblich das breite Feld bis zum scharfen, keltischen Haaransatz zu durchfurchen. Bei jedem Atemzuge hoben sich die feinen Flügel der schmalen, etwas zu langen Nase. Der winzige, zahnbürstenförmig gestutzte Schnurrbart schien sich zu sträuben. Und in stumm sich bändigender Erregung waren die Kiefer so eng aufeinandergepreßt, daß die Linie des Mundes zum geraden Messer, die des Kinns und der Backen zum angriffdrohenden eckigen Keile wurden. Die linke Faust steckte — schon historisch gewordene Gebärde — in der Hosentasche. Die rechte hielt, preßte, zerknitterte ein Blatt des hellblauen Papieres, auf dem die Botschaften der drahtlosen Telegraphie verzeichnet werden.

Nixola sprang auf, bemerkte in ihrer Freude über die Unterbrechung des ungemütlichen Zwiegespräches weder das Papier, noch die ungewöhnliche Aufregung des thronlosen Herrschers und rief übermütig:

„Papa! Du kommst wie gerufen! Als Blitzableiter nämlich! Wir haben uns gerade gezankt ... Und schon aus dem Ölzeug?“

Strong blickte von seiner Tochter zu Cahors

und zog die Augenbrauen in die Höhe. Das war seine Art, zu lächeln.

„So? . . .“ sagte er. „Und ich soll dir zu Hilfe kommen? Was ist denn los?“

„Ach, immer dieselbe Geschichte. Der Graf will nicht einsehen . . .“

„Aha! Nixchen, da komme ich gerade recht. Ich habe hier nämlich etwas in der Hand, das Sie, mein Lieber, ebenso überzeugen wird, wie seinerzeit die Nagelmale unsres Heilands den ungläubigen Thomas. Eine Depesche aus Berlin. Das deutsche Kohlen- und Eisenkartell nimmt meine Bedingungen an. Das letzte noch fehlende Glied ist in die Kette gereiht. Nun habe ich den Welttrust, den Sie für unmöglich gehalten haben!“

„Ah! Sehen Sie wohl?“ rief Nixola, die vor Freude errötete, triumphierend, und sah herausfordernd zu Cahors hinüber. „Was sagen Sie nun?“

„Sie erwarten, daß ich jetzt zu Kreuze krieche,“ erwiderte dieser lächelnd. „Aber das kann ich nicht, so schwer es mir auch wird, Ihnen dies Vergnügen zu versagen. Höchstens darf ich Sie aufrichtig beglückwünschen. Ich habe ja nie daran gezweifelt, daß Sie den Widerstand der Industrien und der Regierungen brechen würden. Doch weiß ich sicherer als je, daß Sie damit den der arbeitenden Massen nur verstärken werden.“

„In Europa hat man uns nie verstanden,“ erwiderte Strong lachend. „Es wird sich schon herausstellen, wer recht hat. Inzwischen geht's an die Arbeit.“

Cahors wollte sich verabschieden, aber Strong hielt ihn davon zurück:





„Warum? Bitte, nein. Ich habe nämlich Hegler bitten lassen, mich hier aufzusuchen. Sie kennen doch Hegler, den Präsidenten des Arbeiterbundes. Ich will die Sachlage sofort mit ihm besprechen. Und da Sie auch gerade hier sind, kann ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, nämlich Ihnen beiden beweisen, daß nichts mehr gegen meinen Plan zu machen ist."

„Papa, der Graf ist so starrköpfig, daß es doch nichts nützt. Welche Mühe habe ich mir gegeben! Aber er ist nicht zu beeinflussen. Und dabei hätte er alle nur denkbaren Gründe, liebenswürdig mit mir zu sein. Er ist nicht einmal Diplomat genug, uns äußerlich rechtzugeben. Nicht wahr, Graf? Ich bin wohl wieder recht herzlos, wie alle Amerikanerinnen?"

Cahors warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu und sah dann zu Boden.

„Was kann Ihnen an meiner Ansicht liegen?" sagte er schließlich etwas resigniert. „Ich kann doch weder für noch gegen Sie etwas tun . . ."

„Sie sind viel zu bescheiden," entgegnete Strong gutmütig. „Ich habe doch Ihre Rede im Cooper-Union-Saale gehört, wo Sie die Kühnheit hatten, achttausend von Hegler militärisch kommandierten Gewerkschaftlern die ‚Rolle des Individuums in der Entwicklung der Gesellschaft' auseinanderzusetzen. Und da habe ich mir gesagt: Donnerwetter, das ist ja ein ganz gefährlicher Kerl!"

Strong lachte jovial auf, und Cahors wußte nichts zu sagen. Aber schon fuhr der Stahlkönig eindringlicher fort:

„Im Grunde sagten Sie doch der ganzen Gesellschaft, daß sie eine Bande Viehzeug wäre, und daß es bei weitem nicht langte, scharenweis blöde hinter einigen schlauen, als Leithämmel verkleideten, Wölfen herzulaufen, um eine sogenannte neue Menschheit zu schaffen. Und die Leute haben das ruhig eingesteckt! Ich habe mich köstlich dabei amüsiert. Aber als Sie schließlich auf den paar Saiten Ideal, die ja wohl noch ein jeder irgendwo in seinem Gehirn gespannt trägt, so allerliebst pizzicato spielten, daß die ganze Bande Sie ehrlich bejubelte, da bekam ich beinahe Angst . . .“

„Sie sind wirklich zu freundlich . . .“

„Ach was! Lassen Sie mich doch ausreden. Die amerikanischen Arbeiter sind schon so im rein Praktischen verknöchert, daß der Effekt Ihrer Ansprache, besonders nach der Heglers, auf mich fast ebenso stark gewirkt hat, wie etwa die Wasser-in-Weinverwandlung bei der Hochzeit zu Kana. Was könnten Sie erst mit einem Menschenmaterial ausrichten, das noch ein bißchen ideologisch oder utopistisch veranlagt ist, habe ich mir da gedacht. In Frankreich zum Beispiel. Schließlich bin ich auch ein Idealist. Diese Unternehmung, an die Sie bis jetzt nicht haben glauben wollen, sieht auch fast wie eine Utopie aus . . .“

„Sie sieht nicht nur so aus . . .“

„Das werden wir ja sehen. Jedenfalls ist meine Idee von der Ihren gar nicht sehr verschieden. Ohne Frieden, ohne Nutzbarmachung aller im Militärwesen vergeudeten Mittel und Kräfte, ohne Zerstörung des militärischen Knechtschaftssystems, das

den Patriotismus zum Vorwande nimmt, ist doch nicht daran zu denken, daß Ihr ‚freies Individuum' jemals auf die Beine kommt. Deshalb müssen Sie vernünftigerweise mit mir gehen und mir helfen."

„Ich?"

„Jawohl. Jedermann weiß, wie Sie, trotz Ihrer Herkunft und Ihrer Titel, die französischen Gewerkschaftler mit sich zu reißen verstehen. Ich will die Leute nicht mit Gewalt zur Vernunft bringen."

„Und ich soll sie Ihnen mit dem Honig meiner Phrasen ködern?"

„Ködern? Nein, aufklären! Meine Idee muß unter ihnen populär werden. Man hat ihnen eingetrichtert, daß alles, was von uns kommt, notwendigerweise schlecht ist. Und sie haben sich mit wahrem Kadavergehorsam unter die Fuchtel von Leuten begeben, die noch viel schlimmer . . ."

Ein Stewart kündigte Hegler an.

„Ah, sehr gut. Lassen Sie ihn eintreten."

„Papa," bemerkte Nixola mit einem verstohlenen Seitenblick auf Cahors. „Es ist ganz unnütz, dem Grafen Vorschläge zu machen. Er hat sich über mich geärgert — und will nun einfach nicht, daß wir recht behalten."

„So?" rief Strong lachend. „Sonderbar! Na, wir werden schon sehen . . . Ah, guten Abend, Herr Hegler! Wie geht es Ihnen bei dem Wetter? Gut? Wundert mich nicht. Sie sind ja ein ‚starker Mann'. Sie kennen meine Tochter, und auch Graf Cahors, nicht wahr?"

Hegler tauschte mit allen energisches Händeschütteln aus, während um seine schmalen Lippen

jenes halb wehmütige, halb ironische Lächeln spielte, mit dem er, teils als Märtyrer einer übermenschlichen Aufgabe, teils als blasierter Selbstherrscher über ganze Arbeitervölker, seinen begeisterten Gefolgsleuten und seinen Widersachern gegenüberzutreten pflegte.

„Das sieht ja fast nach einem Kriegsrat aus," sagte er höflich-kühl. „Es wird auch wohl einer sein. Nicht wahr, Herr Strong?"

„Natürlich! Eine Zigarre? Eine Zigarette? — So. — Nein, lieber den Sessel hier zwischen uns. Man braucht Rückhalt. Wir werden ja in dem Kasten hin und her geschleudert wie Billardkugeln zwischen den Kautschukrahmen."

„Oder wie Kapitalisten im Rahmen des Zukunftsstaates . . ."

„Oder wie Arbeiterpräsidenten im Rahmen des jetzigen! — Fein, sehr fein! Herr Hegler, Sie haben wahrhaftig für einen Halbdeutschen einen verflucht amerikanischen Witz."

„Oh, das ist viel weniger schwer, als Sie glauben. Graf Cahors weiß das übrigens besser als ich. Er kann es auch viel besser. Daß Sie, Graf, als Anarchist, als Philosoph, die Arbeiter neulich in Cooper-Union für das ‚höhere Individuum' begeistert haben, nicht ohne ihnen zu sagen, daß sie jedenfalls zu den niedrigsten Individuen gehören: das ist denn doch wohl der größte Witz, der jemals in Neuyork gerissen worden ist. Ich bekam ordentlich Angst, als ich das sah."

Strong und Nixola lachten zur großen Verwunderung des Arbeitergenerals.

„Ganz dasselbe hat nämlich Papa vor fünf Minuten auch schon gesagt," erklärte Nixola. „Herzlichen Glückwunsch, Graf. Wenn die beiden Präsidenten Angst vor Ihnen haben, dann sind Sie ja wohl der stärkste. Und da wird es vielleicht klug von mir sein, wenn ich versuche, mich bei Ihnen wieder etwas einzuschmeicheln?"

Sie sah ihm übermütig kokett in die Augen, und Cahors fühlte sich höchst unbehaglich. Glücklicherweise war er genötigt, eine Erwiderung zu finden.

„Ich werde greulich verkannt," sagte er so obenhin. „Ich bin so ungefährlich für Sie, wie die Mumie des Ramses für einen Eifersüchtigen. Ich habe weder Ihre Milliarden Dollars hinter mir, Herr Strong, noch Ihre Millionen Zweihänder, Herr Hegler. Ich bin allein und verfolge nur ganz persönliche Ziele . . ."

Und er verbeugte sich kaum merklich vor Nixola, die sich auf die Lippen biß.

„Zweihänder ist gut," sagte Strong. „Sehr gut!"

„Nun," meinte Cahors, „Sie werden doch nicht behaupten, daß man da von Köpfen oder gar Seelen reden kann?"

„Ausgezeichnet! Was sagen Sie dazu, Herr Hegler?"

Der Arbeiterpräsident schnippte mit Sorgfalt die Asche von seiner Zigarette und sagte, ohne den Blick zu heben:

„Ein nur zu tiefes Wort für einen, der alle Hierarchie abschaffen und lauter ‚höhere Menschen' frei nebeneinander leben lassen möchte. Im übrigen

sind Hände vielleicht tauglicher als Köpfe oder Seelen, wenn es gilt, etwas einzureißen . . .“

„Und wenn es hinterher heißt, etwas aufzubauen?“ fragte Cahors mit einer gewissen grausamen Höflichkeit.

Hegler blickte rasch auf. Er witterte Ironie. Aber anstatt sie heimzuzahlen, schlug er den Salonton an und sagte gemütlich:

„Na, dazu sind wir doch da. Ich schon aus Beruf. Sie, Graf, wenn Sie erst einmal aus Erfahrung wissen, daß ohne Autorität nichts zu machen ist. Und Sie, Herr Strong, wenn Sie, wie ich es hoffe, unter irgendeinem Drucke die in Ihrer Hand konzentrierten Produktionsmittel direkt der Gesellschaft abtreten und sich in deren Dienst stellen.“

„Das heißt mit anderen Worten,“ erwiderte Cahors ebenso oberflächlich salonmäßig, „daß der Hegler zum Strong und der Strong zum Hegler wird. Im übrigen bleibt natürlich alles beim alten. Die große Frage ist, ob sich dann — abgesehen von rein persönlichen Motiven — der ganze Rummel überhaupt lohnt. Was mich anlangt, so mache ich sicher nicht mit. Denn ich werde, kann und will nicht einsehen, daß die Zweihänder ewig Haustiere einer Kaste von Gewaltmenschen bleiben müssen.“

„Leute, die zu viel denken und zu wenig leben, sehen nie etwas ein,“ entgegnete Hegler. „Und das komischste dabei ist, daß ihnen manchmal die anderen doch schließlich recht geben müssen; allerdings meistens erst einige hundert Jahre später. Lao-tse ward von seiner Mutter bloß achtzig Jahre

gebrütet. Das war viel zu wenig. Leute wie Sie, Cahors, sollten ein paar hundert oder tausend Jahre im berühmten Froschteich bleiben, ehe der Storch sie holt. Sonst holt sie nämlich allzu leicht der Teufel."

„Sagen Sie mal, Herr Hegler," wandte Nixola ein, „so philosophisch habe ich Sie ja noch nie reden hören. Jetzt werden Sie hoffentlich gleich, wie es Ihre Pflicht ist, gegen Nietzsche loslegen. Aber da kriegen Sie es mit mir zu tun."

„Leider werde ich auf diesen Genuß verzichten müssen, gnädiges Fräulein. Ich bin wohl kaum hierher gebeten worden, um metaphysische Haare zu spalten. Und wenn ich philosophisch rede, so tue ich es vielleicht, um die nötige innere Fassung zu gewinnen. Ich muß doch eisernen Mutes die schauderhaften Enthüllungen anhören, die Herr Strong mir angekündigt hat."

Er lachte.

„Sie lachen!" rief Strong erregt. „Wenn Sie erst wüßten, welchen Erfolg ich heute errungen habe . . ."

„Gerade deshalb!" erwiderte Hegler. „Sie wissen doch, meine Theorie ist, daß das Interesse des Kapitals, besonders wenn es so weit konzentriert ist wie bei Ihnen, mit dem der Arbeiter ganz zusammenfällt. Von den armen Teufeln von Konsumenten, die unsere — jawohl ich rede von uns beiden — unsere Produkte kaufen müssen, wollen wir lieber zunächst einmal absehen."

„Sie sind zwanzigmal humoristischer als Mark Twain, wahrhaftig."

„Ich habe ja schon gesagt, daß nichts leichter

ist als das. Aber um endlich einmal vernünftig zu reden: Ich möchte Ihnen, Herr Strong, zunächst einmal ein Versprechen abnehmen. Und Ihnen auch, Graf. Wir sind ja unter uns. In Amerika herrscht einige Vernunft, in Frankreich geht es auch noch zur Not — aber ich fahre nach Deutschland. Na, und wenn man da jemals erfährt, daß ich heute abend hier gesessen habe, dann ist Karl Hegler drunter durch, als ein Mensch, der in den Luxuswohnungen der schlimmsten Milliardäre schlemmt, der mit üppigen Aristokraten reaktionäre Geheimverhandlungen führt, der — Verzeihung, gnädiges Fräulein — mit reichen jungen Damen flirtet: kurz ein Hallunke, der nur den rechten Augenblick abpaßt, um sich möglichst teuer an den Mann, oder auch an die Frau zu bringen. Diese blödsinnige sozialdemokratische Gehirnepidemie ist fast unheilbar, und ich habe keine Lust, sie zu bekämpfen. Deshalb Ihre Hand darauf, daß nichts veröffentlicht wird."

„Natürlich! — Selbstverständlich!"

„So. Und nun die folgenschwere Mitteilung?"

„Ich habe vorhin aus Berlin eine Depesche erhalten, die Ihnen beweisen wird, daß Sie zu spät kommen und nichts mehr gegen meinen Plan machen können."

„Gegen Ihren Plan braucht auch nichts gemacht zu werden. Der kehrt sich ganz von selbst gegen Sie."

„Sehen Sie, Graf?" rief Nixola erbost. „Jetzt wird Herr Hegler Ihr Bundesgenosse!"

„Daraus werden Sie hoffentlich schließen," erwiderte Cahors ruhig, „daß meine Auslassungen

von vorhin nicht aus ... aus persönlichen Motiven kamen."

„Diese Friedensidee, Herr Strong, ist fast noch utopistischer als der ideale Anarchismus unseres ausgezeichneten Freundes hier ..."

„Und gerade heute fange ich an, sie zu verwirklichen," gab Strong etwas erregt zurück. „Sie brauchen nicht mehr nach Berlin. Die deutschen Kartelle haben sich heute mit mir fusioniert. Ich beherrsche den Weltmarkt! Ihre Agitation dagegen wird überflüssig."

Die große Nachricht schien, zum Erstaunen des Stahlkönigs, auf Hegler nicht den geringsten Eindruck zu machen.

„Ich bin Ihnen für diese angenehme Mitteilung sehr dankbar," erwiderte dieser mit seinem eigentümlichen Lächeln. „Ich freue mich aufrichtig für Sie und für uns. Jetzt kann es also an die Arbeit gehen."

Strong wurde etwas nervös, und Nixola zog mißmutig die Augenbrauen zusammen: man machte sich augenscheinlich über ihren Vater lustig.

„Ich verstehe Sie wirklich nicht," sagte Strong ungeduldig.

„Meine Befriedigung birgt durchaus kein Geheimnis," fuhr Hegler fort. „Jedesmal, wenn die Konzentration des Kapitals weitere große Fortschritte macht, haben wir alle Ursache, uns zu freuen. Marx ist ja schließlich etwas, das wir überwunden haben. Aber seine Idee, wonach die Sozialisierung des produktiven Eigentums um so leichter wird, je fester es in einer einzigen Hand kon-

zentriert ist, die ist offenbar richtig. Sie, Herr Strong, sind ja eigentlich schon gar kein Kapitalist mehr, sondern Selbstherrscher in einem Staat. Alle Leute, die nun von Ihrem Welttrust abhängen, brauchten einfach an Ihre Stelle einen gewählten Ausschuß von Verwaltern zu setzen und den Geschäftsgewinn der Gemeinschaft zuzuwenden, um schon eine ziemlich sozialistische Organisation zustande zu bringen."

„Darum handelt es sich jetzt nicht," wandte Strong mit einiger Erregung ein. „Ich wollte Ihnen die Sachlage unter einem ganz anderen Gesichtswinkel erklären. Ich stelle mich auf Ihren Standpunkt. Was haben Ihre Bestrebungen gegen sich? Uns? Viel weniger, als Sie glauben. Ihre eigentlichen Feinde sind die alten Staatsformen, die alten Kasten, die als Erbübel noch in der Gesellschaft fortwuchern, und vor allem die sogenannten nationalen Gegensätze, die im Grunde doch nur ein Vorwand sind, das Militärsystem aufrechtzuerhalten, das in Wirklichkeit nichts als die Waffe der Machthaber gegen Sie und Ihre Leute ist. Diese Waffe will ich brechen. Was wollen Sie mehr? In dieser Sache wenigstens müßten wir durchaus zusammengehen. Und ich habe nie begriffen, weshalb die internationale Arbeiterschaft mit Ihnen an der Spitze gegen mich ist."

„Weil wir praktische Ergebnisse, wirkliche Verbesserungen erstreben müssen. Wir sind nicht reich genug, uns an die unmögliche Verwirklichung von Träumen, so schön sie auch sein mögen, zu verschwenden."

„Also bleiben Sie nach wie vor, gerade wie Cahors, mein Gegner?“

„Es geht nicht anders.“

„Ich bin nicht Ihr Gegner,“ warf Cahors ein. „Ganz im Gegenteil. Ich sehe bloß schlimme Enttäuschungen voraus . . .“

„Oh, ich werde auch allein fertig werden! Was wetten Sie, daß es in einem Jahr verteufelt anders in der Welt aussehen wird?“

„Sicherlich!“ erwiderte der Franzose. „Nur nicht so, wie Sie glauben!“

Ein dumpfes Schweigen trat ein. Strong war augenscheinlich enttäuscht. Er hatte gehofft, die Arbeitermassen mit seiner Abrüstungsidee um so sicherer auf seine Seite zu bringen, als der Sturz des Militärwesens ohne Zweifel auch den aller alten auf Adels- oder Beamtenhierarchie gegründeten Regierungssysteme nach sich ziehen müßte. Und so hatte er geglaubt, zwei im Grunde unvereinbare Wünsche zugleich verwirklichen zu können; einerseits nämlich hätte er so die prächtige Rolle eines Wohltäters der Menschheit gespielt und andererseits die immer gefährlicher andrängende Gewerkschaftsbewegung in ruhigere Bahnen gelenkt. Und dies war notwendig, um den Fortbestand seines bis zur äußersten Spitze getriebenen kapitalistischen Systems zu sichern, dessen er zur Befriedigung seines großartigen Machtinstinktes bedurfte. Der Widerstand der beiden Arbeiterführer enttäuschte ihn sehr.

„W i e glauben Sie denn, daß es in der Welt aussehen wird?“ fragte er schließlich.

„Das weiß ich nicht," gestand Cahors. „Herr Hegler weiß es vielleicht."

„Nein, ich auch nicht," meinte dieser. „Aber jedenfalls verkennen Sie einen sehr wichtigen Faktor, Herr Strong. Die Massen gehorchen noch ganz anderem Zwang, als dem der Magenfrage. Sie, Herr Strong, sind ein viel gläubigerer Marxist als wir. Jawohl, Sie glauben tatsächlich noch, daß die ganze Welt sich nur aus wirtschaftlichen Gründen umgestaltet. Und Sie denken sich, Sie brauchten also nur wirtschaftliche Zwangsmittel anzuwenden, um die Welt zu ändern. Ja, aber wenn Sie den Menschen die Mittel zum Kampfe nehmen, glauben Sie wirklich, daß es dann nicht mehr zum Krieg kommen kann? Sie wollen mit Ihrem Welttrust einfach die Herstellung von Kriegsmaterial verbieten; kein Metallwerk wird mehr offizielle Bestellungen annehmen dürfen. Die staatlichen Arsenale hungern Sie aus, indem Sie ihnen einfach kein Eisen und keine Kohlen liefern. Und wenn das noch nicht hinreicht, so boykottieren Sie die Regierungen finanziell, verhindern die Anleihen, ohne die keine Regierung mehr existieren kann, desorganisieren die Staatsverwaltungen, kurz inszenieren eine allgemeine Revolution, und hoffen, daß dann die Vereinigten Staaten der Welt fast von selbst in die Erscheinung treten werden. — Das ist doch Ihr Grundgedanke, nicht wahr? — Und dann, glauben Sie, würden die Völker reicher und glücklicher leben. Sie möchten eine Art sozialer Heiland sein. Aber auf diese Weise werden die Leute nicht glücklicher."

„Oho!" rief Strong, während er wieder seine

Faust in der Hosentasche ballte. „Nun will ich Ihnen aber auch einmal eine Wahrheit sagen!“

„Bitte sehr. Nehmen Sie kein Blatt vor den Mund.“

„Sie wissen sehr wohl, was an meiner Unternehmung das Wesentliche ist. Mit der vom Trust erzwungenen Abrüstung werden ungeheure Mittel verfügbar, die zur öffentlichen Garantie eines normalen standard of life für jedermann dienen können. Zugleich werden diese enormen Summen produktiv. Das Leben jedes einzelnen wird leichter. Und das Volk sieht das auch ein. Woher käme sonst wohl die ewige Klage über Militärpflicht und Steuerdruck? Das Volk wird wohl glücklicher, wenn ich meinen Willen durchsetze. Nur Sie nicht, Herr Hegler, und Ihre Kameraden! Ihre Macht und Ihre — wie soll ich sagen — gerade nicht sehr proletenhafte Lebensführung beruht doch nur darauf, daß die Arbeitermassen etwas zu verlangen haben, das sie allein nicht erreichen können, kurz darauf, daß sie sich nicht glücklich fühlen. Ist das wahr oder nicht? — Nur Menschen, die sich unkontrollierbaren Mächten gegenüber hilflos fühlen, geben sich zu jener absoluten Disziplin her, welche Priester, Heerführer und Sozialdemokraten als „Grundlage hoher Kultur“ feiern und den armen Teufeln dadurch listig sinngerecht machen: jene Disziplin, die im Grunde die elendeste Erniedrigung jedes einzelnen bedeutet. Hab’ ich nicht recht, Graf? — Ja, sehen Sie, mein lieber Hegler, wenn die Massen sich nicht mehr von Tag zu Tag um ein fragwürdiges Stück Brot und eine jämmerliche Lagerstätte wütend zu balgen

brauchen, wenn all die verbrecherisch zu problematischen Zerstörungsunternehmungen verschleuderten Kräfte in den Dienst der Lebens*erhaltung* gestellt werden, ja dann haben Sie keine Hebel mehr, um die Massen aufzuhetzen und zu kommandieren: dann werden Sie überflüssig. Und deshalb *wollen* Sie überhaupt gar nicht die Revolution, die ich anzetteln werde. Natürlich sind Sie sich dessen selbst nicht bewußt. Aber daß objektiv das Volk glücklicher würde, das werden auch Sie nicht leugnen."

„Das Glück liegt in dem, was wir wollen, nicht in dem Milieu, in das wir hineingesetzt werden."

„Ich glaube, nicht Hegler, sondern Cahors zu hören!" sagte Strong und lachte nervös.

„Wir sind ein für allemal verdächtig, Papa," warf Nixola beruhigend ein. „Wenn *wir* eine Wohltat erweisen wollen, sucht jeder die übelsten Hintergedanken."

„Das ist es ja gerade!" sagte Cahors lebhaft. „Sie zwingen den Menschen eine Wohltat auf . . ."

„Aller Fortschritt ist den Menschen von einzelnen oder ganz kleinen Minoritäten aufgezwungen worden," bemerkte Strong.

„Nein, wir zwingen niemanden," rief Nixola. „Man *muß* doch einsehen, welche Wohltat . . ."

„Ja, gerade! Aber kein anständiger Mensch nimmt ohne äußerste Not eine Wohltat an!"

„Wir wollen *Recht*," sagte Hegler kühl. „Wissen Sie was das ist? Nichts als das Ergebnis eines Kampfes. Etwas, das man will und erstreitet. Sonst hat es keinen Wert. Ein Geschenk, anstatt des beiderseits bewußt gewollten Vertrages, be-

friedigt nicht. Und nun gar, wenn es mit Gewalt aufgedrängt wird! Denn daß es ohne Gewalt nicht abgeht, wissen Sie doch wohl."

„Wenn Sie die Massen in Verhetzung halten, natürlich!"

Hegler runzelte die Stirn.

„Von Verhetzung ist keine Rede, Herr Strong. Die Massen wollen freier und besser leben, sicherlich, gerade wie Sie es im Sinne haben. Aber vor allem wollen sie überhaupt leben ... Man muß auch etwas mit der Wirklichkeit rechnen. Glauben Sie etwa, man wird nicht den Zwang empfinden? Man wird nicht fühlen, daß dahinter die ungeheuerlichste Machtausübung steckt, die sich jemals an den Namen und die Person eines einzelnen geknüpft hat? Ob es gut oder schlecht ist — ich finde es gut, Graf Cahors findet es grauenhaft —, so viel ist sicher, daß alle Macht, die sich an einzelne knüpft, verhaßt und verdächtig ist ..."

„Das ist alles Theorie ..."

„Praktisch ist es noch schlimmer," wandte Cahors ein. „Ehe es nämlich überhaupt zur Durchführung Ihrer Pläne kommt, wird überall infolge der furchtbaren Industriekrise ein solches Elend hereinbrechen, daß Sie, anstatt den Weltfrieden zu sehen, innere Hungerkriege zu beobachten Gelegenheit haben werden, wie sie nur in der Urzeit vorgekommen sind."

„Sie sind heute wirklich recht pessimistisch, mein Lieber," sagte Strong lächelnd. „Haben Sie sich denn wirklich vorhin so schlimm gezankt?"

Cahors bemerkte mit Vergnügen, wie Nixola ihrem Vater einen strafenden Blick zuwarf und

dabei leicht errötete. Er wandte sich halb an sie und antwortete:

„Durchaus nicht. Warum sollte ich pessimistisch sein? Oder gar Partei ergreifen? Ich stehe doch ganz außerhalb der Frage. Sicherlich würde ich gern in engerer Beziehung zu dem Spektakelstück stehen, das über die Welt losbrechen soll. Aber darf ich etwas anderes sein als bloßer Zuschauer? Ich möchte Sie nur auf mögliche Enttäuschungen vorbereiten, obwohl ich dazu heute abend weniger ein Recht habe, als je ... Nicht wahr, Fräulein Nixola?"

„Sticheln Sie doch nicht immer so ..."

„Ich bitte Sie inständigst um Verzeihung, wenn ich das Unglück habe, Sie zu ärgern ... Aber es ist doch immerhin schon etwas, wenn ich wenigstens dazu noch imstande bin. Im übrigen ziehe ich mich vom Kampfplatz zurück. Ich bin weder ein Riese, wie Sie, Herr Strong, noch gehöre ich zu Ihrem wohldisziplinierten Zwergenheer, Herr Hegler. Ich bin ein isolierter Zwerg, und würde also nur elend zerquetscht werden."

„Oder als gefährlicher Mikrobe ganz allein meine Zwerge oder den Riesen da jämmerlich kampfunfähig machen," rief Hegler lachend.

„Na, ehe wir uns in dieser Zwergenschlacht gegenseitig erschlagen, könnten wir wenigstens gemütlich zusammen dinieren. Nur eins noch: bis zur Ankunft in Liverpool soll von nichts Ernsthaftem mehr die Rede sein!"

Und Strong sprach von seiner Hoffnung, mit seinem berühmten Hengste ‚Anaconda' in Ascot den Gold Cup zu gewinnen.

## II

DAS Amstelhotel zu Amsterdam war bis tief in die Nacht hinein von zahllosen Reportern umlagert. Lange Reihen von Automobilen standen knatternd auf dem Kai; die Chauffeure wurden immer ungeduldiger; die Hetzjagd nach dem Haupttelegraphenamt mußte ja fürchterlich werden. Eine nervöse Unruhe befiel die Herren von der Presse, die sich gezwungen sahen, ihre kostbare Zeit völlig ungenützt zu verlieren. Die meisten schimpften über die Rücksichtslosigkeit der Arbeiterführer, die wahrscheinlich ihre Beratungen nur deshalb so lange fortsetzten, um jede gewissenhafte Berichterstattung in den Morgenblättern unmöglich zu machen. Die Vertreter der sozialistischen Organe waren unzufriedener als alle anderen. Das Organisationskomitee des internationalen Kongresses der Arbeiterverbände, das im Salon des amerikanischen Delegierten Karl Hegler tagte, behandelte sie ja ebenso schlecht wie die reaktionärsten Journalisten! Wozu diese Geheimtuerei? Man würde ja doch alles erfahren. Zudem handelte es sich um eine offenbar ganz nebensächliche Vorfrage. Das Komitee beriet darüber, ob die Plenarsitzungen des Kongresses öffentlich sein sollten oder nicht. Nur die wenigen Vertreter der offiziellen Agenturen, die von ihren Regierungen besondere Instruktionen und Aufklärungen erhalten hatten, wußten, welche Bedeutung der Beschluß des Komitees für die Entwicklung der noch immer unverständlichen, aber sicherlich unheilschwangeren

internationalen Gärung haben würde. Handelte es sich um eine riesige Verschwörung, oder um die offene Stellungnahme der organisierten Arbeiterschaft zu einem ganz neuen Probleme?

Es war schon fast Mitternacht. Der Vollmond verschwendete seinen milchweißen Schein, den er durch die laue Sommernacht über die Kanäle und Schleusen, die altertümlichen Giebel und Türme, die Kähne voll Weißkohl und Torf, wie Schleier ausbreitete. Niemand kümmerte sich um ihn. Niemand war in der Laune, sich von dem phantastisch leuchtenden Bilde, das sicherlich seit Jahrhunderten fast unverändert aus den Sommernächten emporstieg, in vergangene Zeiten zurückversetzen zu lassen. Niemand fühlte die Versuchung, die Ellbogen auf die Kaimauer zu stützen und seine Gedanken mit dem silbernen Scheine auf den langsamen schwarzen Wellen ins Wesenlose treiben zu lassen. Man sah nur nach der Uhr — und man gähnte.

Aber wie eine Meute feinnasiger Bracken, die soeben die Hirschspur gefunden, raste das Heer der angeblich sechsten Großmacht plötzlich durch die Vorhalle des Hotels und drängte sich die Treppe hinauf. Oben an der Rampe war die bebrillte Schulmeistergestalt des Genossen Schmalkopf erschienen. Er winkte gelassen dem Andrang der nach Telegrammtext lechzenden Meute ab, wartete einen Augenblick, bis sich der unverständliche Wirrwarr durcheinander geschrieener Fragen gelegt hatte, strich sich den schon ergrauten Rundbart, rückte seine nicht etwa goldene, sondern demokratisch

stählerne Brille zurecht, stützte beide Hände auf das Treppengeländer und erklärte endlich auf deutsch:

„Meine Herren! Das Organisationskomitee des Kongresses der Arbeiterverbände hat beschlossen, Ihnen kein Protokoll über die heutige Sitzung zur Verfügung zu stellen."

Auf den Zügen derer, die die öffentliche Meinung machen, malte sich stummer Schrecken. Nur hier und da wurde getuschelt, wo mitleidige Polyglotten englischen und amerikanischen, in der ‚splendid isolation' der Einsprachigkeit dahinlebenden Kollegen den Sinn der Rede erklärten.

„Jedoch bin ich beauftragt," fuhr Schmalkopf fort, „um Sie in Ihrem eigenen Interesse vor Irrtümern zu bewahren, Ihnen die, für Sie allerdings traurige, Mitteilung zu machen, daß die Plenarsitzungen, oder vielmehr die Plenarsitzung des Kongresses — denn es wird voraussichtlich nur eine nötig sein — im ‚Paleis voor Volksvlijt' und zwar in voller Öffentlichkeit stattfinden wird. Das Komitee wird Ihnen morgen früh besondere Eintrittskarten zur Verfügung stellen. Das ist alles."

Schmalkopf machte Miene sich zurückzuziehen, aber schon war ihm von drei besonders behenden Literaten der Weg verstellt. Ein neuer Schwall von Fragen stürmte auf ihn ein. Vergebens rief er:

„Gehen Sie doch telegraphieren! Gehen Sie doch telegraphieren!"

Keiner wich von der Stelle.

„Es ist unerhört," rief mit schnarrender Kopf-

stimme Herr von Dumpwitz, der ‚eigens entsandte Privatspezialkorrespondent‘ des höfischsten deutschen Riesenblattes, „mit welcher Rücksichtslosigkeit man hier behandelt wird! Ohne die Presse sind Sie nichts. Es ist notwendig, daß wir Einzelheiten geben. Liefern Sie uns keine, so werden wir telegraphieren, daß sich die Sozialdemokratie wieder einmal gründlich blamiert hat und sich den Befehlen der Franzosen, Engländer und anderer Reichsfeinde willenlos unterwirft!“

Die Deutschen johlten Beifall, und Genosse Schmalkopf hob die Arme zum Himmel.

„Es liegt nicht an mir!“ rief er. „Ich führe nur einen Auftrag aus. Ich habe zu nichts anderem ein Mandat!“

„Immer dasselbe!“ rief Herr von Dumpwitz frech. „Ein Sozialdemokrat wagt nie selbständig eine Meinung auszudrücken! Holen Sie sich also gütigst die Erlaubnis der Franzosen oder Türken. Es ist ja doch wohl ein weltbewegendes Ereignis? Na, also! Aber wenn die Welt nichts davon erfährt, dann wird sie eben auch nicht bewegt.“

„Sie lachen!“ erwiderte Schmalkopf drohend und streckte spinnenartig seine Rechte beschwörend aus. „Die Prinzipien, die wir festgelegt haben, werden Ihre fröhliche Stimmung vielleicht nur zu bald ändern. — Kommen Sie in einer halben Stunde wieder.“

Und er verschwand eiligst, während die Pressemänner Hals über Kopf die Treppe hinunterstürzten, in ihre Wagen sprangen und zum Telegraphenamt jagten.

Schmalkopf war sehr schlechter Laune, denn der unverschämte Journalist hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Der deutsche Metallarbeiterverband, dessen Delegierter Schmalkopf war, und auch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, in deren leitendem Ausschuß er saß, waren bereits in eine höchst ungemütliche Lage geraten. Sie hatten gehofft, dieser Kongreß würde sich, wie so viele andere, in eine Reihe gemütlicher und zu nichts verpflichtender Privatgespräche auflösen. Und nun sollte er zu einem Weltparlamente der Arbeiterklasse werden, in dem jeder offen Stellung nehmen mußte! Erbitterung ergriff den niedergestimmten Führer. Was verstanden diese Ausländer von deutschem Wesen und deutschen Verhältnissen? Hatten die Leute eine Ahnung von den Gefahren, die die Arbeiterbewegung in Deutschland bedrohten, sobald ihre Leitung aus dem ruhigen Gange ihrer gesetzlich anerkannten Verwaltung gerissen würde? Mußte die öffentliche Meinung nicht beunruhigt werden, wenn die deutschen Gewerkschaften an dem nunmehr fast ins revolutionäre Fahrwasser gedrängten Kongresse teilnahmen? Und wenn dann etwa gar die Polizei mit der Haltung der Arbeiterbünde unzufrieden würde! Schmalkopf wagte kaum dieses Unglück auszudenken. Was wußten diese Ausländer von deutscher Disziplin und von der ruhigen, besonnenen Gründlichkeit, die in der ganzen Geschäftsführung der Gewerkschaften zutage trat? Wo gab es außerhalb Deutschlands Sozialisten, die dreiundvierzig Millionen Mark Gewerkschaftsvermögen, die dem Sturze des Kapitalismus

zu dienen hatten, in soliden Banken und schönen zinstragenden Industriepapieren angelegt hatten? Und dieses Kapital sollte durch alberne revolutionäre Beschlüsse gefährdet werden? Aber wenn es zu einer Störung des Kapitalmarktes käme, würde man ja den Verbandsmitgliedern nicht einmal im wünschenswerten Maße die beliebten Wohnungswechselzuschüsse zahlen können, die dem organisierten Proletariat so viele Anhänger zugeführt hatten! Der Weg zur sozialen Revolution würde geradezu versperrt! Denn wenn unter den Gewerkschaften Unzufriedenheit einriß, und dann womöglich noch der Reichskanzler von der Tribüne herab die deutschen Arbeiter in Schutz nahm und ihnen vorhielt, sie ließen sich doch einfach vom neidischen Auslande desorganisieren, wie würden dann wohl im nächsten Jahre die Wahlen ausfallen?

„Nein!“ rief er aufgeregt, sobald er die Tür des Sitzungszimmers hinter sich geschlossen hatte. „So geht es nicht, meine Herren! Wir dürfen die Presse nicht so vor den Kopf stoßen. Die Leute verlangen Stoff. Wenn sie keinen bekommen, werden wir morgen die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen uns haben!“

„Nun, das wäre vielleicht nicht so schlimm,“ meinte Hegler kühl. „Übermorgen stehen wir ohnehin als Unruhestifter vor der ganzen Welt. Das geht aus unserer Abstimmung ohne weiteres hervor. Es ist Ihnen wohl recht unangenehm, lieber Schmalkopf, was? Aber wirklich, solche Entscheidungen dürfen, schon aus moralischen Gründen, nicht hinter

verschlossenen Türen gefällt werden. Nun, ich will die Diskussion nicht noch einmal wiedereröffnen. Was haben Sie eigentlich mit den Depeschenjägern ausgemacht?"

Schmalkopf zuckte die Achseln und erwiderte brummend:

„Ich habe ihnen gesagt, sie sollten in einer halben Stunde wiederkommen. Inzwischen sind sie sämtlich fortgerast. Wir könnten vielleicht dasselbe tun."

Cahors, der — ohne seinen Grafentitel — als Bevollmächtigter der ‚Confédération Générale du Travail' zum Ausschuß gehörte, sprang empört auf und rief die fünf Vertreter Italiens, Rußlands, Schwedens, Belgiens und Spaniens sozusagen als Zeugen an:

„Das wäre ungeheuerlich! Gerade heute würden wir uns mit einer derartigen Flucht vor der Öffentlichkeit unsterblich lächerlich machen. Mir scheint, die Sache ist ernst genug, um uns zu einer würdigen Haltung zu zwingen. Es ist übrigens fast gleichgültig, ob das Publikum morgen in der öffentlichen Sitzung oder heute durch eine vernünftig abgefaßte Erklärung einen halbwegs richtigen Begriff von der Lage erhält. Ich beantrage also die Veröffentlichung eines von uns allen gezeichneten Communiqués."

„Ich habe nichts dagegen," sagte Schmalkopf mißmutig. „Nur fragt sich, was drin stehen soll."

„Alles, wenn Sie wollen."

„Ums Himmels willen! Aber wenn Sie unsere Diskussion zu Protokoll geben, müssen ja die Regierungen ohne weiteres daraus schließen, daß die

Organisation des Generalstreiks nur noch eine Frage der Zeit ist! Dann sind wir verloren!"

„Dann beruft man Ihre Arbeiter wohl einfach zum Militär ein, nicht wahr? Und wenn sie einen Schießprügel in der Hand haben, sind sie einer hohen Polizei gegenüber viel wehrloser, als mit den Händen in den leeren Hosentaschen? Sie kommen aus dem Vaterland der Paradoxe, lieber Genosse Schmalkopf."

„Was nützt das Reden?" erwiderte der Deutsche etwas ungeduldig. „Wir müssen bei uns mit den wirklichen Verhältnissen rechnen und uns ihnen anpassen."

„Mit Anpassung macht man weder Revolutionen noch Reformen. Werden sich übrigens dank ihrer ‚straffen Disziplin' Ihre deutschen Arbeiter mittels progressiver Zuschnürung ihrer Leibbinden auch der intensiven Trocken- und Magerkur anpassen, die der Strongsche Trust ihnen nächstens angedeihen lassen wird?"

„Ihr Franzosen müßt immer etwas zu witzeln haben. Aber reden wir einmal wieder etwas ernsthaft. Es erhebt sich im Sinne Marx' augenblicklich die Frage, ob die von Strong in unerhörtem Maße durchgeführte Konzentration des Kapitals so weit vorgeschritten ist, daß die proletarischen Massen, durch Unterdrückung der wenigen Eigentümer dieses Kapitals, dieses in ihre Hand bringen, durch gewählte Ausschüsse zum Nutzen der Gemeinschaft weiterverwalten und somit die soziale Revolution bewerkstelligen können. Nun, als treue Anhänger der Lehre . . ."

„Als Pfarrer des neuen Glaubens . . .," warf Cahors ein.

„Ach, Unsinn! Wir Deutschen glauben die Frage nicht durch Generalstreik und Bürgerkrieg, sondern nur durch vorherige Eroberung der politischen Macht, und zwar mittels des Stimmzettels, durchsetzen zu müssen . . ."

„Oder vielmehr zu können," rief Cahors. „Lieber Schmalkopf, Sie sind hier weder im Reichstag, noch im Aufsichtsrat Ihres Verbandes. Sagen Sie es doch offen heraus! Sie sind einfach mit Ihren so schön disziplinierten proletarischen Massen zur direkten Aktion nicht reif."

„Aber nein! Hören Sie doch, was ich sagen wollte! Wir haben von Cahors und Hegler erfahren — und zwar zu unserer größten Überraschung —, daß die Konzentration des Kapitals in Strongs Hand nicht ein bloßes Ausbeuterunternehmen, sondern ein riesiges politisches Manöver ist. Der Mann ist ein toller Mystiker. Er will den Weltfrieden erzwingen. Er will, so scheint es, die regierenden Kasten, die am Militarismus Interesse haben, durch Kapitalsdruck niederzwingen. Wie, bleibt unklar . . ."

„Aber das wissen wir ja alles!"

„Sicher. Aber dann wäre es ja Wahnsinn dem Mann Steine in den Weg zu werfen; dann wären doch — horribile dictu — die Interessen des internationalen Proletariats geradezu mit denen des Trusts identisch."

„Strong hat uns ja auch ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Regierungen angeboten!" bemerkte Hegler. „Und er braucht es jetzt nötiger

als je, seitdem die direkten Abrüstungsvorschläge der amerikanischen Regierung in England und Deutschland so übel aufgenommen worden sind. Strong regiert die Vereinigten Staaten über den Kopf des Präsidenten hinweg, der übrigens ihm allein seine Wahl verdankt. Die berühmten Weltfriedensvorschläge, die Idee einer Abrüstungskonferenz, die famose Auseinandersetzung über die wirtschaftlichen Folgen, den Rückschlag auf die Industrie, und die nötige Umgestaltung der Eisenwerke, über die eine greuliche Katastrophe hereinbrechen würde, sind das persönliche Werk Strongs. Die Regierungen wollen von seinen Wohltaten nichts wissen. Aber er denkt nicht daran, seinen Plan fallen zu lassen. Er glaubt sich stark genug, ihn mit Gewalt durchführen zu können. Und er ist Fanatiker genug, um seinem Hirngespinst zuliebe die ganze Welt in Brand zu setzen. Daß er das nötigenfalls kann, scheint mir zweifellos. Was uns betrifft, so fragt es sich ganz einfach, ob wir diesen hypothetischen Weltbrand schüren helfen, oder ihm einfach zusehen sollen. Denn ihn zu hindern, steht außerhalb unserer Macht."

„Schwere innere und äußere Verwicklungen liegen nie im Interesse der Arbeiter," bemerkte der wenig gesprächige Vertreter der englischen Trade-Unions, John Keefer. „Politik geht uns nichts an. Das Wesentliche ist die Lage des Weltmarktes. Wenn Strong die Produktions- und Lohnverhältnisse verschlechtert — und es ist uns ganz einerlei, ob er es tut, um die Regierungen zu ärgern oder um Geld zusammenzuraffen —, so ist es nach unserer

Meinung unsere Pflicht, ihm das Handwerk zu legen. Aber warum es ihm vorher ankündigen? Es schwächt uns nur. Darum habe ich gegen die Öffentlichkeit des Kongresses gestimmt. Es wäre übrigens unerhört, wenn in demokratischen, verfassungsmäßig regierten Staaten einzelne Privatleute allgemeines politisches oder wirtschaftliches Unheil anrichten dürften! Da wäre es noch vorzuziehen, die Regierungen um Schutzmaßregeln gegen solches Freibeutertum anzugehen."

„Haben Sie den Mut, Keefer, so etwas den amerikanischen oder europäischen Arbeitern zu sagen? Nicht einmal Ihren eigenen antisozialistischen Trade-Unionisten gegenüber würden Sie das wagen!"

„Man muß auch unangenehme Wahrheiten sagen können, wenn es nützlich ist," brummte der Engländer.

„Es ist aber nicht nützlich," entgegnete Cahors. „Dann lösen wir lieber gleich die ganze Arbeiterbewegung auf und singen ‚God save the King!'"

„Kurz und gut, oder vielmehr schlecht," sagte Schmalkopf, während er einen Lederlappen aus der Westentasche zog und damit seine Brillengläser putzte, „was wir jetzt hier reden, ist derartig konfus, daß mir angst und bange wird, wenn ich an die öffentliche Versammlung von morgen denke. Wir werden dem Publikum gegenüber eine hübsche Rolle spielen!"

„Die Ereignisse bringen meistens Ordnung in die schlimmste Konfusion."

„Dann hätten wir sie eben abwarten sollen. Und Sie wollen, daß wir etwas beschließen, daß wir an das Proletariat der ganzen Welt sozusagen ein Manifest richten und ihm den Weg in Dingen vorschreiben, die noch gar nicht existieren!“

„Wir müssen Stimmung machen!“ rief Cahors. „Wir müssen die Massen vorbereiten. Wir müssen zeigen, daß wir eine Kraft sind, wir müssen den Trust und die Regierungen einschüchtern. Im übrigen warten Sie nur: Was wir später tun müssen, wird sich uns nur zu gewaltig aufdrängen. Glaubt Ihr denn eigentlich, wir leiteten etwas? Unsinn, wir repräsentieren bloß! Wir sind keine Diktatoren. Sie auch nicht, Hegler. Und Sie noch weniger, Schmalkopf; denn Ihre Leute berücksichtigen außer ihren eigenen Wünschen, wie die Amerikaner, auch noch diejenigen einer hohen Polizei! Und sogar wir in Paris! Bildet Ihr Euch etwa ein, ich würde mit den Kameraden im Zentralrat eines Morgens um acht Uhr den Generalstreik dekretieren? Unsinn! Das kann kein Mensch! Um neun werde ich ihn dekretieren — vorausgesetzt, daß er um acht schon von selbst ausgebrochen ist! Alles, was wir — ich gebe es zu — im besten Falle tun können, ist: die Stimmung zu schaffen, die der Explosion solcher Bewegungen günstig ist! Suggerieren und imponieren: das ist alles! Mit militärischer Disziplin hat man noch nie Revolutionen, sondern höchstens Staatsstreiche gemacht, lieber Schmalkopf! Sie möchten die Welt schön, die Menschen gut und die Proletarier reich dekretieren. Das ist soziale Metaphysik! Sie wollen, daß wir kommandieren, daß wir die

Revolution oder ihren Aufschub beschließen! Das wäre wieder nichts als Militarismus, bloß daß wir eine andere Uniform anhaben! Aber es geht ja überhaupt nicht. Die Leute und die Verhältnisse müssen sich selbst ändern; wir können höchstens dazu anreizen. Sie wollen morgen ‚weltbewegende Beschlüsse' fassen? Um keinen Preis! Es wäre lächerlich. Was wir beschließen, ist überhaupt ganz gleichgültig. Wie wir etwas beschließen: darauf kommt alles an! Darin liegt die Drohung, die Einschüchterung für die einen und der begeisternde Einfluß auf die anderen. Demgemäß beantrage ich übrigens schon jetzt, daß wir uns unter allen Umständen über das Resultat der öffentlichen Sitzung einigen."

„Dann wird sie bloße Komödie," bemerkte Schmalkopf. „Wir brauchen Positives."

„Gerade nicht! In Deutschland haben Sie immer Positives gewollt und sind dabei die unfruchtbarste Partei der Welt geblieben. Ja, Ihre 43 Millionen imponieren mir nicht; und Ihre Krankenkassen, Umzugszuschüsse und ähnliche Mittelchen ebensowenig. Damit züchten Sie nur in der Arbeiterklasse wieder eine Art behäbiger Aristokratie oder Bourgeoisie groß, und tun absolut nichts in Hinsicht auf die Entwicklung zur Selbstverwaltung des Volkes durchs Volk, die wir schließlich doch wohl alle im Sinne haben. Ja gerade, Komödie! Das ist die Hauptsache. Und die Flottenrevuen, und Paraden, und Sedantage usw., sind das etwa keine Komödien? Alle Massensuggestion beruht im Grunde auf Komödie oder Theater. Und Massensuggestion brau-

chen wir. Ziehen Sie den Gelehrtenrock aus, lieber Schmalkopf, präzisieren Sie nie, zeigen Sie neblige, aber schöne Bilder! Nur aus Leidenschaft kämpfen die Menschen für sich selbst. Der Verstand lähmt nur. Jawohl, unser Kongreß muß eine riesige, aber aufrichtige, zielbewußte Komödie werden . . ."

„Sie sind verdammt zynisch heute abend, mein Lieber!" brummte Keefer.

„Nein. Ich sage nur, was notwendig ist. Wir müssen nicht mehr und nicht weniger sagen, nicht mehr und nicht weniger von unseren Absichten ausposaunen, als gerade nötig ist, um bei Freunden wie bei Feinden das Maximum der Erregung, der Unruhe, der Spannung, kurz: der Überzeugung von der Unvermeidlichkeit ungeheurer, unheimlicher Ereignisse auszulösen. Dem kann jeder von Ihnen beistimmen und . . ."

Ein Diener klopfte an und reichte Schmalkopf eine Visitenkarte.

„Die Journalisten sind schon wieder da," rief Schmalkopf, nachdem er einen Blick auf die Karte geworfen hatte. „Und wir wissen noch immer nicht, was wir ihnen sagen sollen!"

Dann gab er den Auftrag, die Herren um einige Minuten Geduld zu bitten, und wandte sich beschwörend an die Kameraden:

„Unser Gespräch, und besonders die schöne Volksrede unseres Freundes und Nörglers Cahors, scheint mir bewiesen zu haben, daß ich recht hatte: wir können der Presse nichts Genaueres mitteilen, weil wir selbst nichts wissen. Also was tun?"

„Ich will Ihnen eine Rettungsleine zuwerfen," rief Cahors lachend. „Daß bei uns große Meinungsverschiedenheiten bestehen, brauchen Sie den Leuten ja nicht gerade zu sagen. Aber da Sie wünschen, daß die öffentliche Meinung und eine hohe Regierung in Berlin nicht unnütz beunruhigt werde, so rate ich Ihnen, darauf hinzuweisen, daß die Öffentlichkeit unserer Verhandlungen von morgen ab beschlossen ist, weil wir nichts Fürchterliches vor haben, also die Öffentlichkeit nicht scheuen . . . Unser Zweck ist zu untersuchen, welchen Einfluß in den verschiedenen Ländern die Tätigkeit des Strongschen Welttrustes auf die Lohn- und Organisationsverhältnisse der Arbeiter ausüben wird . . . Von irgendwelchen revolutionären Beschlüssen des Kongresses kann keine Rede sein, da prinzipiell die Arbeiterverbände jedes Landes sich ihr Selbstbestimmungsrecht bewahren. — So, was sagen Sie dazu, Schmalkopf? Mehr können Sie doch nicht verlangen?"

„Aber das ist so harmlos, daß es geradezu falsch ist," rief der Deutsche. „Und wenn es nachher ganz anders kommt?"

Allgemeines Gelächter antwortete ihm.

„Ja, glauben Sie denn etwa, die Presse müßte richtige Nachrichten bringen?", sagte Hegler. „Da hörte ja überhaupt alle Politik auf! Wenn wir eine internationale Nebenregierung sein wollen, müssen wir mit denselben Mitteln arbeiten, wie die offiziellen Diplomaten. Lügen ist da die Hauptsache."

„Sie sind noch viel zynischer als ich, lieber Hegler!" bemerkte Cahors.

„Ich bin bloß praktisch. Hat niemand etwas gegen den Sinn der Mitteilung, die Cahors vorgeschlagen hat? Nein? Gut. Dann sind wir also kollektiv dafür verantwortlich; oder, mit andern Worten, niemand ist dafür verantwortlich. Sie auch nicht, Schmalkopf. Folglich gehen Sie hin und versuchen Sie, die Leute so schnell wie möglich los zu werden. Wir haben uns noch mit der praktischen Ordnung des Meetings für morgen zu befassen."

„Es ist doch kein Meeting!" bemerkte Keefer.

„Also des Arbeiterparlaments. Aber es wird ein Meeting werden, dessen können Sie sicher sein."

„Traurig, aber wahr," schloß Schmalkopf. „Na, ich gehöre zur Minorität und wasche meine Hände in Unschuld . . ." —

Während draußen Schmalkopf sich verzweifelt gegen die Flut indiskreter Fragen wehrte, warteten die anderen schweigsam . . .

„Wir werden Schwierigkeiten mit den Deutschen haben," sagte schließlich Cahors nachdenklich. „Diese ängstlichen disziplinierten Massen sind nicht in Bewegung zu setzen . . ."

„Und mit Ihnen' erst," erwiderte Hegler lächelnd. „Sie und Ihre Leute sind die individualistischen Mikroben, die nur zu leicht den ganzen Organismus zersetzen. Sie wird man nicht im Zaume halten können. Ob Strong darauf spekuliert? Oder — etwa gar Miß Nixola? . . ."

„Ach was!" sagte Cahors nervös. „Sie kennen mich schlecht . . ."

## III

CAHORS wohnte in einem schäbigen Gasthause am Damrak. — Dem amerikanischen Arbeiterführer verzieh man schließlich noch sein Zwanzig-Gulden-Appartement, sein Badezimmer und seine teuren Diners. Drüben war das vielleicht in der Ordnung; die amerikanischen Arbeiter galten als Krösusse des Proletariats, und ihr Bund war so riesig, daß er wohl wie eine Großbank oder ein Ministerium verwaltet werden mußte; und doch waren in Deutschland, Rußland und Frankreich schon unangenehme Stimmen über den Luxus des transatlantischen Gewerkschaftlers laut geworden. Bei einem europäischen Arbeiterdelegierten hingegen wäre ein ähnliches Benehmen als der reinste Hohn erschienen. Und Cahors mußte sich noch viel vorsichtiger als die meisten Kameraden in seiner Lebensführung als wirklichen Proleten zeigen, da seine aristokratische Herkunft bei den bornierten Arbeitern schon vielfach großes Mißtrauen gegen ihn hervorgerufen hatte. Wäre er, dank seiner offenbaren Uneigennützigkeit, seiner Kenntnis auswärtiger Verhältnisse und besonders seines gründlichen Wissens um Finanz- und Produktionsfragen, in der französischen Föderation nicht so unentbehrlich gewesen, so wäre all seine Begeisterung als Komödie, seine ganze organisatorische Tätigkeit als politisches Manöver verdächtigt worden, und der Haß der „wirklichen“, d. h. mit den Händen arbeitenden Proletarier gegen die mit dem Gehirn arbeitenden, hätte seiner revolutionären Laufbahn ein frühes Ende bereitet.

Glücklicherweise verstand er aber den durchschnittlichen Seelenzustand des Vierten und Fünften Standes. Und er suchte sich ihm aufrichtig anzupassen: nicht um den Leuten, denen er helfen wollte, zu schmeicheln, sondern einfach aus Pflichtgefühl — um nämlich die Voreingenommenheit der Genossen abzuschwächen und seine äußere Erscheinung mit seinem Arbeitsfelde in Einklang zu bringen. So besaß er zum Beispiel zwei verschiedene Sorten von Kleidungsstücken, die er auf seinen Propagandareisen in zwei getrennten Handkoffern — großes Gepäck ist undemokratisch — mit sich führte: der Inhalt des einen machte dem Irrtum der Lohnsklaven, wonach anständige Kleidung sehr teuer ist, die weitestgehenden Zugeständnisse. Cahors wußte ja nur zu gut, daß man in den Pariser Arbeitervierteln zwar die besten Austern und Hühner, aber die schlechtesten Kleidungsstücke kauft; so verißt der echte Proletarier glatt seine zweihundertfünfzig Franken monatlich, und begreift nicht, daß ein Angestellter mit einem Monatsgehalt von hundertfünfundsiebzig Franken sich nicht nur nährt, sondern auch einigermaßen anständig kleidet. Cahors war also genötigt, zu Zwecken der Propaganda, schlecht angezogen in elenden Kneipen mit revolutionärer Begeisterung ausgezeichnet zu essen — um später vielleicht im Smoking und in eleganter Umgebung zugleich die Öde des Magens und des Herzens zu empfinden. Ein kragenloses Flanellhemd mit einer baumwollnen Schnur um den Hals; Hosen, Weste und Joppe, die weder nach ihrer undefinierbaren Farbe, noch nach ihrem Schnitt zusammenpaßten;

zwischen den Schultern zwei oder drei Querwülste, zum Zeichen, daß nichts nach Maß gemacht war; und vor allem eine graugrüngelbe flache Reisemütze im ungefähren Werte von fünfzig Pfennigen, bildeten die vertrauenerweckende Uniform des Arbeitersyndikatsführers. Und nur, wenn es ohne Schaden für die Bewegung und ohne die Kameraden stutzig zu machen möglich war, verwandelte er sich gelegentlich wieder in den geistsprühenden Weltmann, der früher auf Rennplätzen und aristokratischen Parketts Triumphe raffiniertester Eleganz gefeiert hatte.

So saß er am Morgen des Kongreßtages in seinem schäbigsten Kostüm auf dem einzigen Stuhle seines Hotelzimmers und überlegte sich, wie er am Abend, in Gegenwart des Publikums und der internationalen Presse, das zuschanden machen könnte, was er Hegler gegenüber als ein „reaktionäres Komplott der Deutschen und Engländer gegen den Generalstreik“ bezeichnet hatte. Er bedurfte dazu des sicheren Beistandes aller der Arbeiterverbände, die nicht in der regelmäßigen Beitrags- oder vielmehr Steuerzahlung an die Verbandskasse, in der Anhäufung zahlloser Millionen, die doch bloß den Unternehmungen der Großbanken zugute kamen, in der Versicherung gegen Krankheit und Unfall, in der Zuschußzahlung bei Umzug oder gar Kindtaufe und Hochzeit, das Heil der Welt und den Sinn der sozialen Revolution sahen. Er brauchte die Rötesten der Roten: Katalonier, Italiener, Russen, Armenier, Belgier, Holländer, die von Hegler unabhängigen anarchistischen Gruppen Amerikas und die paar Sozialisten Englands. Ihnen allen

mußte klar gemacht werden, daß die deutschen und englischen Verbände zu mittelalterlichen Gilden voller Egoismus und Standesvorurteile geworden seien, und mit ihrem hemmenden Einfluß in allen Dingen der Politik und des wirklichen Kampfes gegen die bestehende Ordnung das größte Unheil anrichteten. Sie alle mußten fest zusammenhalten, um diese Ängstlichen mitzureißen oder nötigenfalls zu überstimmen. Sonst war keine Aussicht, mittels des Generalstreiks dem Trust und somit der ganzen Gesellschafts- und Staatsordnung einen tödlichen Hieb zu versetzen.

Einige dieser noch nicht zu Bourgeois gewordenen Delegierten sollten noch Rücksprache mit ihm nehmen. Und ihnen zu Ehren saß er in graubaumwollenen Hemdsärmeln, zerschlissenen Pantoffeln, Pluderhosen aus geripptem braunem Samt, einer schon schwarz gewordenen Pfeife den jämmerlichsten Tabaksqualm der Niederlande entlockend, vorm Waschtisch, dessen wesentliche Utensilien er auf den Fußboden gestellt hatte, um so in Ermangelung anderer Möbel einen Ort zum Schreiben zu gewinnen. Das Bett war natürlich noch nicht gemacht. In einem solchen Milieu mußte sich selbst Polowenko, der Delegierte der russischen Sozialrevolutionäre, trotz seiner noch etwas sibirischen Begriffe wohlfühlen und jedwedes Mißtrauen gegen den aristokratischen Überläufer verlieren.

Das einzige Zimmermädchen der Herberge meldete, daß ihn jemand zu sprechen wünschte. „Gut. Ich weiß schon. Lassen Sie die Leute eintreten.“

Da es ja nur die Kameraden sein konnten, stand er nicht einmal auf, sondern wandte sich nur zur Tür. Aber wenn der Blitz vor ihm eingeschlagen hätte, so wäre er nicht entsetzter aufgesprungen, als nun, da er des Besuchers oder vielmehr der Besucherin ansichtig wurde. Ein paar Sekunden war er geradezu starr. Er fühlte, daß er bleicher war als die Schicht Zinkweiß, die auf dem Waschtisch die Marmorplatte vortäuschte. Dann errötete er wieder vor Verlegenheit unter dem belustigten Blick Fräulein Strongs, die, unvermutet wie ein Gespenst — oder wie eine Fee — in der Tür erschienen war. Er stürzte zwei Schritte vor — mehr waren es ja nicht bis zur Tür — und rief verzweifelt:

„Sie! Sie hier in dieser Spelunke! Um Gottes willen! Drehen Sie sich wenigstens um! Ich bitte tausendmal um Verzeihung! Hätte ich eine Ahnung gehabt . . .“

„Dann hätten Sie mich natürlich nicht empfangen!“ unterbrach ihn Nixola amüsiert.

„Miß Strong, ich beschwöre Sie . . . Bitte . . . Warten Sie . . . In zwei Minuten stehe ich in menschlichem Aufzug zu Ihrer Verfügung . . . Es ist undenkbar, daß ich hier auch nur ein Wort mit Ihnen wechsle!“

„Warum denn nicht?“ erwiderte Fräulein Strong lächelnd. „Es freut mich im Gegenteil außerordentlich, Sie auch einmal so zu treffen. Glauben Sie, ich hätte noch nie ein Schlafzimmer gesehen? . . . Also, bitte, regen Sie sich nicht auf!“

Und zu Cahors Entsetzen trat sie mitten ins Zimmer.

„Darf ich mich auf den Stuhl setzen?“ fragte sie. „Wissen Sie was? Ich finde dieses Arrangement und besonders Ihr Kostüm großartig!“

Er wußte sich nicht zu helfen und ging verwirrt hin und her. Schließlich begann er kläglich:

„Ich weiß wirklich nicht . . .“

„Wohin Sie sich verkriechen sollen? Nehmen Sie doch Vernunft an, lieber Graf! Ach so, Graf darf man wohl jetzt nicht zu Ihnen sagen? Einerlei — setzen Sie sich doch auf das Bett, damit wir reden können.“

„Aber wir könnten . . .“

„Nein. Wir bleiben hier. Oder — ja da fällt mir allerdings etwas ein. Sagen Sie, Graf, ich kompromittiere Sie hier wohl greulich?“

„Sie, mich? — Umgekehrt: ich Sie. Es ist unerhört! Ich bin geradezu verzweifelt. So glücklich ich bin, daß Sie . . .“

„Nun, so glücklich sehen Sie augenblicklich gerade nicht aus . . . obwohl ich mir geschmeichelt hatte, mein unvermutetes Erscheinen würde einen freundlichen Eindruck auf Sie machen . . .“

„Oh! . . .“

Nixola musterte ihn etwas ironisch.

„Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Wenn man von Kompromittieren redet, haben Pariser vielfach Hintergedanken . . .“

„Ums Himmels willen, gnädiges Fräulein! Ich bin geradezu verzweifelt, daß Sie in diese Spelunke gekommen sind!“

„Sie meinen etwas ganz anderes. Aber sagen Sie mir zunächst offen heraus: Meine Anwesenheit





hier kann Sie Ihren Arbeitergenossen gegenüber kompromittieren, nicht wahr?“

„Das wäre mir wirklich ganz einerlei!“

„Reden Sie aus Höflichkeit oder Galanterie keinen Unsinn. Wenn die Leute wüßten, daß Sie gerade heute früh mit der Tochter des infamen Blutsaugers, Despoten, Mystikers, Tollhäuslers Strong eine geheime Zusammenkunft haben, was würde Ihnen dann wohl passieren?“

„Aber . . .“

„Nein. Allein schon dies Zimmer . . . die Waschschüssel und der Seifennapf auf dem Boden — es ist übrigens Seife drin, verstecken Sie die lieber . . .“

„Sie haben eine ganz falsche Ansicht von meinen Kameraden . . .“

„Ja, ich übertreibe. Aber mit Absicht. Es freut mich wirklich, Sie gerade so anzutreffen. Wenn Papa das erfährt, lacht er sich halb tot. Sehen Sie, ich erinnere mich — Sie wohl auch — an einen Sturmabend auf der ‚Lusitania‘ . . .“

Cahors stieg das Blut zu Kopfe, und Nixola merkte zu spät, daß sie dummerweise die alte Auseinandersetzung mit ihrem „Freunde“ heraufbeschworen hatte. Aber sie faßte sich schnell und sagte etwas hastig:

„Ich meine, als Hegler uns beschwor, wir sollten nie sagen, er habe auf dem Schiff mit Papa gesprochen, sonst wäre er ohne weiteres bei den europäischen Arbeitern drunter durch. Europäer wollen keine offenen Auseinandersetzungen . . . ich wußte es ja schon, nicht wahr? . . . und ich

habe es auch später noch bemerkt, als ich mit Papa in Berlin und in Petersburg war . . . Also, was ich sagen wollte: Diese Lebensweise, die Sie hier schauspielern . . . jawohl, schauspielern! Sie brauchen keine abweisende Geste zu machen . . . und das Kostüm, in dem ich Sie finde . . . hören Sie mich doch an . . . es steht Ihnen übrigens viel besser als der Frack . . . Nein, ich mache mich gar nicht über Sie lustig, ich rede überhaupt, wie Sie hoffentlich bald merken werden, furchtbar ernsthaft . . . Ich sage, alles das beweist mir, daß Ihre Arbeiter noch die reinen Kinder sind, und daß Sie sich ganz umsonst für sie opfern."

Cahors glaubte ohne weiteres zu erkennen, daß sie als kapitalistische Dalila den revolutionären Simson unschädlich machen wollte. Es war ihm äußerst unangenehm. Er mußte ihr sofort das Nutzlose dieser sonderbaren Unternehmung, auf die wahrhaftig nur eine Amerikanerin verfallen konnte, klar machen. Und er sagte ihr, höflich, aber bestimmt:

„Ich danke Ihnen für die liebenswürdigen Komplimente, glaube aber, Ihnen sofort mitteilen zu müssen, daß ich mich . . . zu keinerlei Beeinflussung in Sachen unserer Bewegung verführen lassen werde."

Aber Nixola ließ sich durchaus nicht abschrecken und redete unbeirrt weiter:

„Die Leute, für die Sie sich opfern . . . jawohl, opfern . . . und zwar viel heroischer, als Sie selbst es im Grunde wissen . . . und hoffentlich erfahren Sie es nie, was Sie darangeben . . . diese Leute nehmen Ihren Rat nur an, hören nur dann auf Sie,





wenn Sie Maurerhosen anhaben und einen Waschtisch zum revolutionären Schreibtisch machen . . ."

„Ihre Pfeile treffen mich nicht. Sicherlich: die niederen Klassen sind noch so unreif, daß sie sich, gerade wie Soldaten an Epauletten und goldenen Streifen, ans Äußerliche halten müssen, um die Leute zu erkennen, die auf ihrer Seite stehen. Es ist traurig genug, daß wir sozusagen Unteroffiziere der Revolution sein müssen. Aber wessen Schuld ist es?"

„Gestehen Sie es doch," sagte Nixola, immer erregter werdend, „Sie müssen sich verkleiden, damit die Leute an Sie glauben. Sie lügen, wenn Sie zerschlissene Pantoffeln anziehen! Und müssen Sie Ihre wirklichen Gedanken nicht auch verkleiden?"

„Allerdings! Ich lüge fortwährend!" erwiderte Cahors, plötzlich ganz kühl, und sah ihr mit geradezu naiver Offenheit in die Augen.

Nixola war solchem unmoralischen Geständnis gegenüber vor Erstaunen, oder vielleicht vor Enttäuschung stumm.

„Ah, das wundert Sie, gnädiges Fräulein?" fragte Cahors, nachdem er sich einen Augenblick an ihrer Überraschung geweidet hatte. „Wie so viele andere, werden auch Sie mir jetzt ‚moral insanity' vorwerfen, nicht wahr? Aber ich frage Sie noch einmal, wer ist schuld daran, daß die Massen noch nicht die nötige Einsicht gewonnen haben, um sich an die Dinge selbst zu halten? Warum haften sie noch an der äußeren Erscheinung? Es ist Ihre und meine Schuld. Bedenken sie einmal, daß rohe Kartoffeln giftig sind. Ja, als Drake die ersten Pflanzen davon nach Eng-

land brachte, kochte man unvernünftigerweise sogar die Samenkolben und richtete damit in den Eingeweiden einer hocharistokratischen Gesellschaft greuliche Verwüstungen an. Kartoffeln müssen gekocht oder geschmort werden, damit sie genießbar werden. Nun, Ideen auch! Ist die Menschheit zu verurteilen, weil sie Solanin nicht verträgt? Sind die stets mit Gewalt im primitivsten Herdenbewußtsein gehaltenen Massen zu verurteilen, weil sie rohe, nackte Ideen nicht verdauen können? Man muß sie ihnen eben zubereiten, damit sie sie nicht nur verdauen, sondern auch Kraft aus ihnen saugen können. Gerade heute habe ich mich mit dieser ideellen Küche besonders intensiv zu beschäftigen: deshalb biete ich Ihnen hier einen Anblick, den ich Ihnen wirklich gern erspart hätte. — Aber verzeihen Sie, daß ich die — allerdings vielleicht durch meine Überraschung entschuldbare — Unhöflichkeit begangen habe, mich nicht sofort nach Ihrem Herrn Vater und Ihnen selbst zu erkundigen. Seit ich mich in Liverpool auf der ‚Lusitania‘ von Ihnen verabschiedet habe, mußte ich mich leider mit nichtssagenden Zeitungsnotizen zufrieden geben.“

„Das ist jetzt Nebensache,“ entgegnete Nixola kurz. „Ich verstehe vollkommen, weshalb Sie sich so — sagen wir — in Paradeuniform werfen. Mein Besuch gilt übrigens nicht, so leid Ihnen das wahrscheinlich tun wird . . .“ — sie lächelte beinahe schnippisch — „dem Grafen Cahors, sondern dem — wie ich hoffe — allmächtigen Herrn und Meister der französischen Delegation zum Kongresse.“

„Es wäre albernste Vermessenheit von mir ge-

wesen, etwas anderes anzunehmen," erwiderte Cahors kühl, „und ich schwöre Ihnen, daß mir nie etwas derartiges in den Sinn gekommen ist. Nur täuschen Sie sich wahrscheinlich über die Größe meines Einflusses."

„Durchaus nicht. Nur Ihnen ist zu verdanken, daß der Kongreß öffentlich ist. Auch heute abend werden Sie die Deutschen und Engländer überstimmen können. Und hätten Sie nicht Herrn Schmalkopf gestern im Ausschuß mit seiner Angst um die Millionen der deutschen Verbände und dem unfruchtbaren Marxismus der Sozialdemokratie so heruntergemacht; hätten Sie den Deutschen nicht vorgehalten, ihre sozialdemokratische Partei sei nur noch ein Ausschuß der Gewerkschaften, und diese stellten bloß eine schlimmere, egoistischere, kapitalshungrigere Aristokratie dar, als die Kleinbürger, die Antisemiten und andere Mittelständler; hätten Sie dem guten Keefer — der, unter uns gesagt, ein üblerer Bureaukrat ist als der begeistertste Gerichtsschreiber in Posemuckel — nicht so kräftig auseinandergesetzt, daß der wirtschaftliche Rückgang Englands zum guten Teile von den ‚loyalen', antisozialistischen, initiativetötenden Trade-Unionisten herrührt: so hätten Sie niemals die anderen dazu gewonnen, gegen die verhimmelten Riesenorganisationen in Deutschland und England zu stimmen; der Kongreß wäre ein Kaffeekränzchen geworden, und wir, das heißt Papa, hätte auf keinerlei Arbeiterbewegung zu rechnen . . ."

Cahors traute seinen Ohren nicht. Es saß also ein Verräter im Ausschuß?

„Woher wissen Sie das alles? Seit wann sind Sie überhaupt hier?“ fragte er, ohne sein Erstaunen zu verbergen.

„Mit Geld und guten Worten erfährt man alles! Das wundert Sie? Ja, alle sind nicht so wie Sie!“

Nixola lachte bitter auf. Cahors war vor Schrecken starr.

„Sehen Sie, lieber Graf,“ fuhr sie tröstend fort. „Darf ich Ihnen einmal eine Wahrheit sagen? Sie können es sich leisten, ganz ehrlich und uneigennützig für eine Sache zu kämpfen, die Ihnen am Herzen liegt. Aber wissen Sie, warum? Weil Sie von Ihrem Kulturniveau heruntersteigen, weil Sie nur für die Sache, aber nicht für sich selbst arbeiten, denn das haben Sie nicht nötig.“

„Doch!“

„Nein, ich rede nicht von Geld. Sie sind arm — ich darf es doch wohl sagen? Aber trotzdem stehen Sie ganz oben auf der sozialen Pyramide. Oh, zucken Sie nicht die Achseln. Sie halten mich noch immer für viel dümmer als ich bin. Ich denke nicht an Ihren Grafentitel und all den anderen Unsinn, den ich nie verstehen werde. Aber Sie haben anerzogene oder anererbte Qualitäten, die den meisten Leuten abgehen. Sie kommen von oben, von Ihrer Höhe herunter und wollen die Massen zu sich heraufziehen. Aber die richtigen Arbeiterführer? Die haben wohl auch, aber längst nicht alle, eine mehr oder weniger ideale Vorstellung von ihrer Aufgabe. Aber die Lösung dieser Aufgabe wird recht materiell, denn sie soll doch auch ihnen selbst, oder

sogar vor allen Dingen ihnen selbst zugute kommen. Und sind sie erst mit ihrer persönlichen ‚sozialen Frage‘ fertig, so bleibt für den Rest der Menschheit nicht viel übrig. Soll ich Ihnen Beispiele zitieren, die Sie von Paris her nur zu gut kennen? Nein, Sie haben es nicht nötig, aus dem Aufstieg der niederen Klassen — den ich übrigens geradeso heiß herbeisehne wie Sie — ein Geschäft zu machen. Das ist das Wesentliche. Und deshalb entsetzen Sie sich darüber, daß andere aus ihrer Vertrauensstellung Geld ziehen, und daß ich genau weiß, was gestern abend im Amstelhotel vor sich gegangen ist. — Nein, die Quelle, aus der wir unsere Nachrichten bezogen haben, werde ich Ihnen nicht nennen.“

„Ein solches Ansinnen liegt mir Ihnen gegenüber ganz fern,“ sagte Cahors, fast verletzt.

Nixola drehte nervös ihren Sonnenschirm zwischen den Fingern und beobachtete beinahe schüchtern, obwohl mit etwas kokett blinzelnden Augen, die verdrießlichen Züge des Idealisten, dem sie soeben eine wichtige Illusion geraubt hatte. Er war empört, das sah sie. Durfte sie wohl mit der Frage heraus? Sicherlich, wenn er sich mit jener Auseinandersetzung auf der ‚Lusitania‘ nicht zufrieden gegeben hatte. Aber wenn er nun etwa gerade den Anschein erwecken wollte, daß sie ihm wirklich nichts mehr sei? . . .

Sie wartete, aber er schwieg. Sie glaubte zu fühlen — wie alle Frauen, die auf dem Grunde ihres Wesens eine uneingestandene, fast unbewußte Zuneigung hegen — daß hier nicht mehr Fräulein

Strong mit dem Grafen Cahors, sondern Nixola mit Gilbert zu reden hatte. Es ergriff sie eine eigentümliche Unruhe. Fast bereute sie, hergekommen zu sein. Er schien ganz in seinen Gedanken verloren. Sie empfand das herrische Bedürfnis, ihn seinem Grübeln zu entreißen.

„Graf!" sagte sie scharf, als ob sie einen Schlafenden wecken wollte.

Cahors strich sich über die Stirn.

„Was Sie mir enthüllt haben, ist furchtbar!" sagte er mit klangloser Stimme.

„Nein, nein. Weniger schlimm als Sie glauben. Gerade in diesem Falle. Gerade Sie, der immer offen kämpfen will . . ."

„Sind Sie zu mir gekommen, um mir das zu sagen und mich damit zu entmutigen? Ihr Herr Vater ist wirklich ein großartiger Taktiker!"

„Aber nein, nein, nein!" — Die Worte sprudelten ihr über die Lippen. — „Papa weiß ja überhaupt gar nicht, daß ich hier bin! Ich komme direkt vom Bahnhof — zu Ihnen —, das heißt ich habe auf dem Kongreßbureau Ihre Adresse erfragt. Wir haben heute früh um drei die Depesche mit den Einzelheiten bekommen. Und ich habe vorgeschützt, ich wollte der Sitzung heute abend beiwohnen. Ich bin heute morgen um fünf aus Brüssel abgefahren. Papa mußte doch dableiben, weil der Zentralrat des Trustes morgen zusammentritt! Papa hat keine Ahnung, daß ich Sie aufsuche!"

Sie drehte sich, über sich selbst fast erschrocken, zum Fenster, da sie sich trotz aller Anstrengung und aller inneren Beschwichtigungsversuche — als

ob irgend etwas Ungehöriges dabei wäre — heftig erröten fühlte.

Cahors fand nichts Vernünftiges zu sagen. Zwar hatte er einen Augenblick die klassische alberne Redensart auf der Zunge, daß sie nun ein gemeinsames Geheimnis hätten; aber er erinnerte sich noch rechtzeitig daran, daß hier von Flirt keine Rede sein durfte.

Nixola war über sein hartnäckiges Schweigen fast empört. Hatte sie vielleicht im Grunde ängstlich gehofft, ihr Geständnis würde gerade den Eindruck machen, dessen Berechtigung sie jedenfalls aufs entschiedenste hätte in Abrede stellen müssen? Sie wandte sich ihm rasch wieder zu:

„Warum sagen Sie nichts? Finden Sie das nicht sonderbar genug?"

„Im Gegenteil, viel zu sonderbar, als daß es mich nicht tief beunruhigte," erwiderte Cahors. „Sie sind nicht meinetwegen hierher gekommen, das ist ausgemacht. Also ... ich muß nun endlich ganz grob mit der Frage heraus: Was führt Sie zu mir?"

Er sah verstohlen nach der Uhr, aber sie merkte es doch, und ein eigentümliches Lächeln huschte über ihre Züge.

„Beunruhigen Sie sich nicht. Ich werde kurz sein, und hoffe, die Kameraden, die Sie erwarten, werden mich nicht mehr hier treffen. Wenigstens wünsche ich es Ihnen — obwohl ich im Gegenteil alles Interesse daran hätte, mich den Herren in Ihrer Gegenwart vorzustellen . . ."

Cahors biß sich auf die Lippen. Hinauswerfen konnte er sie doch nicht. Und wenn Polowenko, Her-

nandez, Ferratini oder gar einer von den unentwegten Germanen Miß Strong bei ihm fände, dann ... Und er malte sich nur zu lebhaft die Angriffe aus, gegen die er sich dann verteidigen müßte. Sie hatte alles Interesse daran, die waschechtesten Revolutionäre hier zu treffen? Ja, aber warum? Aus Neugierde? Sicher nicht. Um etwa mit ihnen die Trustkrise zu diskutieren? Das wäre grotesk! Aber vielleicht gerade, um ihn zu kompromittieren, in seiner Person die stärkste und energischste Gruppe der Trustgegner sozusagen moralisch zu köpfen, ihn geradezu als eine Art Lockspitzel im Dienste Strongs hinzustellen, kurz, um die ganze revolutionäre Internationale rettungslos in Mißkredit zu bringen. Aber war sie wirklich zu einem so machiavellistischen Schachzuge fähig? Dann hätte er sich gründlich über ihr Temperament getäuscht. Aber durfte man bei Frauen jemals seiner Sache sicher sein? . . .

„Also, bitte! Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er fast geschäftsmäßig nüchtern.

Sie war von dem schroffen Tone etwas verletzt, sah ihn unruhig an und zögerte einen Augenblick.

Dann sagte sie hastig:

„Sie sprachen vorhin von der Ideenküche. Ich möchte gerne wissen, was für ein Gericht Sie heute abend auf dem Kongreß Ihren Hörern vorsetzen werden, und vor allem, welche Absichten Sie dabei leiten."

Er zog die Augenbrauen unwillig zusammen und sagte leise:

„Ich habe Sie *nicht* nach dem Namen des Mannes gefragt, der Sie über die Komiteesitzung unterrichtet hat . . ."





Sie errötete vor Empörung.

„Oh, bitte! Ich komme nicht als Spion zu Ihnen. Wieder muß ich Ihnen sagen, daß Sie mich wirklich noch gar zu schlecht kennen. Ich komme, um Ihnen zu helfen, Ihnen zu raten. Sie kennen die Folgen nicht, die Ihre Kongreßentscheidungen nach sich ziehen werden. Aber ich könnte sie Ihnen voraussagen, wenn Sie mich — und zwar im Interesse Ihrer Arbeiterbewegung und überhaupt der ganzen Kulturwelt — über Ihre Absichten aufklären wollten. Ich spiele kein verstecktes Spiel. Ich möchte verhindern, daß aus dem Plane meines Vaters furchtbares Unheil entsteht . . .“

Cahors konnte eine Bewegung äußerster Überraschung nicht unterdrücken.

„Ah! — Also Sie sehen jetzt ein, daß es doch nur eine gefährliche Utopie war! Aber ich weiß nicht, wie Sie jetzt noch . . .“

„Sie irren sich! Ich glaube stärker als je an meinen Vater . . .“

„Dann verstehe ich wirklich nicht mehr . . .“

„Es handelt sich darum, ob die Saumseligkeit Ihrer Arbeiterverbände den Trust dazu zwingen wird, rücksichtslos vorzugehen, oder ob sie mit uns zusammen den Regierungen zu Leibe rücken wollen, die unsere Friedensvorschläge mit Hohn und Spott zurückgewiesen haben.

„Sie kommen also mit einem neuen Bündnisvorschlage? Aber . . .“

„Nein, ich komme, Sie zu warnen. Ich beschwöre Sie: tun Sie das Menschenmögliche, damit der Kongreß nicht im Sande verläuft. Stellen Sie Ihre

Verbände als Riesenkraft dar, gegen die kein Staat mehr aufkommen kann. Drohen Sie mit Generalstreik. Zeigen Sie, daß das Volk nötigenfalls bis aufs Messer gegen die Feinde der Abrüstung kämpfen wird . . . Kurz schüchtern Sie diese ein. Papa läßt dann von Washington aus noch einmal andere Vorschläge machen, und es kann vielleicht noch alles ohne großes Unheil geregelt werden. Sonst . . . Papa ist so erbittert über die Gemeinheit, den Egoismus, die Dummheit und den Hochmut der Leute, die Europa regieren, daß er vor nichts mehr zurückschreckt."

Cahors lächelte über ihren Eifer, obwohl er deutlich die große innere Unruhe hindurchfühlte, die aus ihr sprach.

„Glauben Sie wirklich, gnädiges Fräulein, daß wir einzelnen mit Erfolg in das große Räderwerk der Ereignisse eingreifen können?" fragte er resigniert. „Ich bin überzeugt, daß nichts schöner ist als die wunderbare und — gestatten Sie mir, es zu sagen — echt weibliche Sorge ums Wohl der Schwachen, die Sie zu mir führt. Aber sind Sie hier vor die richtige Schmiede gekommen? Was bin ich und was kann ich? . . . Und was können Sie?"

„Wir müssen können! Bitte, sagen Sie mir wenigstens, ob Aussicht vorhanden ist, daß der Kongreß die Stellung nimmt, die ich eben angedeutet habe . . ."

„Ich weiß es wirklich selbst nicht," sagte Cahors nervös. „Es hängt zum Teil von der Leitung der Sitzung ab . . . zum Teil von den Reden . . ."

„Aber darf ich auf Sie rechnen?"

„Habe ich das Recht, Ihnen zu antworten?... Seien wir praktisch. Ich bin nicht Präsident des Kongresses. Wenden Sie sich lieber an Hegler."

Dieser unvermutete Vorschlag brachte ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie überhaupt an niemanden, als an Cahors gedacht hatte. Sie war zuerst ganz verwirrt, aber sie faßte sich schnell und erwiderte:

„An Hegler?... An Hegler?... Aber ich kenne ihn ja kaum! Ich habe kein Vertrauen zu ihm. Er ist mir überhaupt nicht sehr sympathisch..."

Cahors' Augen leuchteten auf.

„Also sind Sie doch nicht zum Sekretär der Arbeitsföderation, sondern zu mir gekommen..."

Da wurde Sie noch verwirrter, wandte sich heftig ab und tippte nervös mit dem Sonnenschirm auf den Boden. Er aber glaubte, sie vorerst genügend in die Enge getrieben zu haben und half ihr edelmütig aus der Klemme:

„Verzeihung, wenn ich ungezogen war. Reden wir vernünftig. Was mich persönlich anlangt, so gestehe ich Ihnen, daß mir nichts lieber wäre, als wenn der Kongreß der Beginn einer internationalen revolutionären Bewegung würde. Allerdings würde bei deren Erfolg nicht nur das zugrunde gehen, was Ihr Herr Vater zugrunde richten möchte, sondern auch sein eigenes kapitalistisches System..."

Nixola griff die Gelegenheit, wieder unpersönlich reden zu können, mit einer gewissen dankbaren Freude auf, tat ganz so, als wäre von nichts anderem als von Streik die Rede gewesen, und sagte ruhig:

„Ah! Danke! Folglich stehen Sie auf unserer

Seite. — Doch, doch! Denn der erste große Erfolg wäre doch immer die politische Umwälzung. Nachher werden wir schon miteinander abrechnen. — Ja, aber kann der Kongreß es auch wirklich dazu bringen?"

„Kein Mensch kann das. Man kann nur Stimmung machen. Niemand kann eine Volksbewegung dekretieren oder auch nur leiten, geschweige denn sie an einem gewissen Punkte aufhalten. Obwohl ich fast den Verräter spiele . . ."

„Nein, ich verrate nichts. Sie können wirklich Vertrauen zu mir haben."

„Ich bin nur zu glücklich darüber . . . Also will ich doch noch aus der Schule schwatzen und Ihnen sagen, daß ich nicht auf eine entschiedene Stellungnahme des Kongresses rechne. Die Deutschen und Engländer sind noch längst nicht zum revolutionären Handeln reif, und suchen nichts anderes als den Arbeitgebern immer größere Brocken wegzuschnappen. Also machen Sie sich keine großen Hoffnungen. Aber nun will ich Sie auch ausfragen. Sie reden vom Unheil, das Ihr Herr Vater anzetteln wird, im Falle eine proletarische Erhebung es ihm nicht möglich macht, diplomatisch mit den ‚Obersten Kriegsherren' der sogenannten Kulturstaaten fertig zu werden. Dürfen Sie mir sagen, worin dieses Unheil bestehen wird?"

„In einer Geld- und Industriekrise, die in allen Ländern das ganze wirtschaftliche Leben über den Haufen werfen, die unteren Klassen zur Arbeitslosigkeit, die mittleren zum Ruin, und die obersten zu Gewaltmaßregeln verdammen muß."

Diese wie ein furchtbares Geheimnis vorgebrachte, etwas schwulstige Drohung machte auf Cahors den Eindruck einer echtweiblichen Übertreibung. Er sah Nixola lächelnd an. Aber diese war so ruhig und ernst, und schien so genau zu wissen, was sie sagte, daß ihn allmählich das beängstigende Gefühl ergriff, sie könnte wirklich recht haben.

„Kann Ihr Herr Vater das?" fragte er darum unsicher. „Und wäre es nicht ein grauenhafteres Verbrechen als alle Eroberungskriege, die er unmöglich machen möchte?"

„Ich brauche meinen Vater nicht zu verteidigen," entgegnete Nixola stolz. „Ja, er kann es. Oder vielmehr, es kommt ganz von selbst, wenn er sich nicht dazwischenstellt und helfend eingreift. Denen, die seine Wohltaten so höhnisch zurückweisen, wird er aber nicht helfen. Das ist alles."

Cahors wurde immer erregter. Wenn der große Zusammenbruch von selbst kommen konnte . . . wenn die Volksmassen nicht aus freiem Entschluß, der ja fast unmöglich war, sondern von den unerbittlichen Verhältnissen zur Verzweiflung und damit zum Kampf um ihr Heil getrieben würden: war dann noch Propaganda nötig? Brauchte man dann noch zu predigen? Mußte man dann nicht den Dingen einfach ihren Lauf lassen? Der internationale Generalstreik war ja doch bis auf weiteres nur eine leere Drohung, ein Mene-Tekel, das kein Schlemmermahl unterbrechen würde. Folglich — —

Und in höchster Spannung preßte Cahors beide Hände an die Schläfen und ging, wie ein Eisbär

im Käfig, hin und her. Wenn es sicher war, daß Strong eine solche Krise ausbrechen lassen konnte und wollte, so war seine, Cahors', Pflicht, das Unheil heraufzubeschwören, alles, was Nixola vom Kongreß verlangte, zu verhindern, seine ganze revolutionäre Arbeit zu verleugnen, wie ein Verräter plötzlich gegen seine eigenen Pläne zu wirken, und alle Hoffnungen, die seine Gesinnungsgenossen in ihn gesetzt hatten, jetzt, im entscheidenden Augenblicke zu täuschen, die Arbeiterschaft nicht zum Kampfe, sondern zur stumpfen Ergebung aufzufordern, damit Strong in seinem Fanatismus zum äußersten getrieben würde.

„Was ist Ihnen, Graf?“ fragte Nixola, über seine Erregung aufs höchste erschreckt.

„Bitte, Fräulein Nixola“ — er merkte nicht einmal, daß er sie in ganz unberechtigter Intimität beim Vornamen nannte — „wissen Sie, ob eine solche Krise sicher kommen wird? Können Sie mir sagen, wie?“

Er stand dicht vor ihr, und sie erschrak über seine Blässe.

„Was ist Ihnen?“ rief sie ängstlich. „Soll ich ...“

„Nein, nein! Nichts ... Bitte, antworten Sie mir ...“

Sie sprach hastig, als ob sie von seiner Unruhe angesteckt wäre:

„Kennen Sie die wirtschaftliche Weltkonjunktur? Wissen Sie, was eine solche Hochkonjunktur auf dem Kapitalmarkte mit sich bringt? Das fabelhafte Anschwellen des Kredits, des fiktiven Geldes, das nichts bedeutet als Vertrauen zu einer Unterschrift! Wissen Sie, daß periodisch ein Punkt erreicht

wird, wo die Realisierung des Kredites in wirklich Kurs habendem Gelde und besonders in Gold unmöglich wird, und daß dann ein Rückschlag eintritt? Und daß dieser Rückschlag zur Katastrophe wird, wenn aus irgendwelchem Grunde das wirkliche Geld irgendwo versteckt und zurückgehalten wird? Wissen Sie, was wir in Neuyork ,money-hoarding' nennen? Das Aufspeichern von barem Gelde, zu dem Zwecke, es bei Beginn des periodischen Rückschlages zu enormen Zinsen zu verleihen. Erinnern Sie sich, wie mein Vater den südlichen Kohlentrust gebrochen, unterworfen, erobert hat, und wie er im letzten Augenblick durch Darleihen von fünfzig Millionen Dollars baaren Geldes das ganze Land vor einem entsetzlichen Zusammenbruch gerettet hat?"

„Die große Neuyorker Krise!" rief Cahors erregt. „Ich finde endlich den Mut, zu begreifen . . ."

Nixola schwieg eine Weile und starrte zu Boden. Und dann kam es leise und zögernd heraus:

„In den Banken, die vom Trust abhängen, hält mein Vater gegenwärtig über vierzehn Milliarden Franken Gold in der Hand, ein Drittel allen Goldes . . . Verstehen Sie? . . ."

Cahors sagte kein Wort. Er übersah ohne weiteres die furchtbaren Konsequenzen, die zermalmenden Hiebe solcher ungeheuren Macht, gegen die es keine Abwehr gab. Nixola blickte zu ihm auf, als ob sie ein tröstendes Wort erwartete. Aber er schien ihre Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Er überlegte offenbar. Er dachte wohl an seine Arbeitergenossen! Und wieder kam es ihr zum

Bewußtsein, daß sie für *ihn* und nicht für seine Kameraden gesprochen hatte. Plötzlich aber zuckte sie zusammen und flüsterte erschreckt:

„O Gott! Ich habe meinen Vater an Sie verraten!"

Dann brach sie in Tränen aus.

Cahors fühlte sich äußerst unbehaglich. Er sah instinktiv nach der Uhr. Und Schrecken ergriff ihn bei dem Gedanken, daß die Genossen Polowenko, Ferratini und so weiter, ihn in dieser äußerst kompromittierenden Situation überraschen könnten.

„Gnädiges Fräulein ... Beruhigen Sie sich ... Sie klagen sich wirklich fälschlich an!" sagte er eindringlich.

Nixola wischte sich energisch die Augen und sah zornig zu ihm auf. Sie kam sich lächerlich vor und fand es empörend — als ob sie nicht selbst daran schuld gewesen — daß er sie in solche Verfassung gebracht hatte. Das würde sie ihm ewig nachtragen! Sie war so verlegen, daß sie nur noch wünschte, sich aus dem Staube zu machen. Sie erhob sich und sagte mit etwas unsicherer Stimme:

„Also, jetzt wissen Sie das Nötige. Ich hoffe, nun auf Sie rechnen zu können. Lassen Sie mich, bitte, diesen Schritt nicht umsonst getan haben. Also, nicht wahr? Sie werden es durchsetzen, daß der Kongreß unseren Friedensplan aufgreift und ihn zum Aktionsprogramm macht? Ich danke Ihnen aufrichtig und herzlich ..."

„Nein!" unterbrach sie Cahors heftig. „Ich will Sie nicht belügen. Ich verspreche Ihnen nichts!

Ich werde genau das Gegenteil von dem verfechten, was Sie wünschen! . . ."

Nixola erblaßte. Wie? — sie hatte unter Vernachlässigung aller Anstandsregeln diesen Schritt gewagt, hatte ihm, mit dem geheimen prickelnden Reiz an verbotener Frucht zu naschen, das Opfer dieses unverhofften Besuches gemacht, und nun bekam sie zum Lohne diese schroffe, beleidigende Zurückweisung? Sie war darüber so bitter enttäuscht, daß sie kein Wort der Erwiderung fand.

„Ich kann nicht anders!" fuhr Cahors erregt fort. „Mit der Krise, die Sie mir ausgemalt haben, müßte sich ja die bestehende Gesellschaft selbst zugrunde richten, und ich sollte es zu hindern suchen? Nein, niemals! . . . Verzeihung. Ich verehre und bewundere Ihre Absichten und Ihren Mut . . . aber ich darf nicht . . ."

Sie preßte die Lippen aufeinander.

Es wäre ja unter ihrer Würde gewesen, noch irgend etwas zu sagen! Er merkte wohl nicht einmal, wie tief er sie verletzte! Sie schritt ohne weiteres zur Tür und sagte kurz:

„Adieu!"

„Bitte, gehen Sie nicht so," flehte nun Cahors, über diese schlimme Wendung verzweifelt. „Es ist doch keine Beleidigung, wenn . . ."

Mit einem Ruck wandte sie sich wieder um und rief erbittert:

„Doch! Ich will es als persönliche Beleidigung auffassen . . ."

„Gnädiges Fräulein, ich . . .," stammelte er.

„Nein!" schnitt sie ihm schroff das Wort ab,

zögerte aber, verfolgte mit ihrem Blick die Spitze ihres Sonnenschirms, mit der sie auf dem Boden kleine Figuren beschrieb, und kam schließlich wieder ins Zimmer zurück. „Ich möchte Sie noch um eine kleine Auskunft bitten," sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Ich will nämlich heute abend in der Versammlung das Wort ergreifen."

„Sie? Heute abend? Beim Kongreß? Aber das ist ganz unmöglich!"

„Tun Sie, bitte, nicht so überrascht. Ich ... ich glaubte, wenn nicht einiges Recht, so doch einige Chance zu haben, daß Sie auf meinen Rat hören würden. Sie lassen mich aber schnöde im Stich, und nun tun Sie auch noch verwundert, wenn ich Sie bitte, es wenigstens möglich zu machen, daß ich selbst meine Meinung vertrete — die vor einer halben Stunde auch noch die Ihre war? ... Wahrscheinlich wollen Sie nur nicht, daß ich zu Worte komme. Gut, an wen muß ich mich also wenden?"

„Vielleicht an Hegler," entfuhr es ihm.

„Hegler! — Sie schicken mich zu Hegler!" — sie lachte erbittert auf, — „Sie sind recht ... ungeschickt, lieber Graf! Einerlei! Er wohnt im Amstelhotel, nicht wahr? Ich werde dort auch Wohnung nehmen. Also ... auf Wiedersehen, heute abend."

Aus seiner stummen, fassungslosen Erregung schloß sie, daß sie ihn gründlich unglücklich machte; und sie reichte ihm darum großmütig die Hand, die er in einem plötzlichen Aufschwall von hoffnungsloser Leidenschaft mit blödsinniger Inbrunst an die Lippen

preßte. Nixola empfand plötzlich wieder, wie damals auf dem Schiff, das Gefühl des Triumphes, das jedes Weib nachsichtig stimmt, und tröstend flüsterte sie:

„Beruhigen Sie sich, lieber Graf! Es war nicht so böse gemeint . . .“

„Entschuldigen Sie meine Ungezogenheit,“ stammelte er. „Aber Sie machen mich zu unglücklich, Fräulein Nixola. Mein ganzes Leben ist auf das eine Ziel gestellt. Nun soll ich Ihnen alle Zugeständnisse machen, aber Sie machen mir nicht eines. Ich soll Ihnen zuliebe . . .“

„Ich habe kein Wort von Liebe gesagt,“ unterbrach sie ihn rasch und sah ihm — aus Freude über seine offenbare Unterwürfigkeit plötzlich wieder in die schalkhafte Salondame verwandelt — fast kokett in die Augen. „Sie sind frei, zu tun, was Sie für gut halten.“

Dann wandte sie sich zum Gehen. Aber schon fast an der Tür, sandte sie noch einen letzten giftigen Pfeil ab, indem sie ihm lachend zurief:

„Übrigens . . . wer sagt Ihnen, daß ich Ihnen nicht auch ‚Zugeständnisse‘ machen könnte? . . . Adieu!“

Und sie brachte sich, von ihrer eigenen Kühnheit ganz verwirrt, durch schleunige Flucht in Sicherheit.

Sie war kaum draußen, und Cahors noch nicht recht wieder zu sich gekommen, als zu seinem Entsetzen Stimmen an sein Ohr schlugen. „Verzeihung! — Bitte sehr! — Ich bitte vielmals um

Entschuldigung!“ — und ähnliches konnte er deutlich vernehmen. Es war zum Verzweifeln; die Katastrophe war da.

Polowenko, Ferratini, Hernandez, Oxenström und Sami Bey stürzten unter Gelächter ins Zimmer.

„Alle Achtung! — Donnerwetter! — Herzlichen Glückwunsch, mein Lieber! — Da hättest du aber auch wirklich eine bessere Wohnung nehmen können! — Famos! — Schade, daß kein Licht in dieser Spelunke brennt, aber nach der Silhouette zu urteilen . . . Na, abgehen läßt du dir nichts! — Dabei ist der Hallunke eben erst aufgestanden! — Offenbar!“

Cahors schlug wütend mit der Faust auf den Tisch, so daß einige Papiere in die noch immer auf dem Fußboden stehende Waschschüssel flogen.

„Halt dein Maul, Hernandez! — Oder soll ich dich hinausschmeißen?“

„Nanu? — Zum Teufel, was ist denn los mit dir?“

„Ich will allem weiteren Gerede sofort vorbeugen. Wißt Ihr, wer die Dame ist, die eben bei mir war?“

„Nee!“ bemerkte der für einen Proletarier unwahrscheinlich fleischige, rotbärtige Russe. „Aber für die Adresse wäre ich dir dankbar.“

Cahors hieb noch einmal auf den Tisch und schrie fast:

„Hört ihr jetzt wohl endlich mit den faulen Witzen auf? Hier ist nichts zu lachen. Und ich bin nicht in der Laune, meine Zeit mit Albernheiten zu verlieren. Keiner von euch kennt die Dame? —





Nun, dann brauchte ich euch auch nicht ihren Namen zu nennen. Aber ich tue es doch. Denn sonst heißt es bei den Eseln, die wir leider unter den Kameraden in nur zu großer Anzahl haben, ich hätte etwas zu verheimlichen. Die Dame, die ihr hier habt herausgehen sehen, ist Fräulein Nixola Strong, die Tochter des Trustpräsidenten. So — ist eure Neugierde nun befriedigt?"

Die Genossen sahen einander sprachlos an. Polowenko verschränkte wütend die Arme. Sami-Bey lächelte ironisch. Der skandinavische Riese Oxenström steckte mit einem Ruck seine Fäuste in die Hosentaschen. Die beiden Lateiner zwirbelten nervös ihre Schnurrbärte.

„Du willst uns hoffentlich zu Narren haben?" brummte Polowenko nach peinlichem Schweigen.

„Du irrst dich durchaus," erwiderte Cahors scharf. „Ich habe soeben den Besuch von Fräulein Nixola Strong, der Tochter des Trustpräsidenten empfangen. Weißt du's jetzt? — Was nun unsere Taktik auf dem Kongreß betrifft . . .

Aber Polowenko hob in wilder Wut seine Faust und brüllte mit seiner dröhnenden Kontrabaßstimme:

„Glaubst du, ich wollte mit jemandem von sozialistischer Taktik reden, der verdächtige Verhältnisse zur Familie unseres schlimmsten Gegners unterhält? Dazu habe ich von der Partei kein Mandat."

Nur mit Mühe hielt Cahors seinen plötzlich aufwallenden Zorn zurück und sagte mit erzwungener Ruhe:

„Wenn du borniert genug bist, Polowenko, solche Albernheiten zu glauben, so steht es dir frei,

wegzugehen. Und ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten aus dem einfachen Grunde, weil sie blödsinnig wären."

„Der Schein spricht gegen Sie," bemerkte der Schwede. „Es ist wirklich furchtbar unangenehm... Aber was mich anlangt . . . wenn Sie Ihr Ehrenwort geben . . . Sie sind ein Ehrenmann . . . Sie hatten es ja gar nicht nötig sich um die Bewegung zu kümmern . . ."

„Was für ein Ehrenwort?" fragte Cahors, der sich trotz seiner Aufgebrachtheit bei dem fast feierlichen Ernste des Schweden eines Lächelns nicht erwehren konnte. „Was soll ich Ihnen schwören, lieber Oxenström? Daß ich kein Spitzel bin? Ich hoffe, das ist unnötig."

„Es wird dir verdammt schwer fallen, irgend jemanden glauben zu machen, daß du nicht mit den Strongs unter einer Decke steckst!" schrie der Russe. „Ehrenworte kennen wir genug. Auch unser berühmter Aseff gab das seine dutzendweise."

Cahors trat heftig auf ihn zu.

„Noch ein Wort, und du fliegst aus der Tür! Verstanden? Ihr seht überall nur Spitzel — weil ihr nie sicher wißt, ob ihr nicht vielleicht selbst welche seid. Ich habe nicht, wie du, unter dem Vorwande, Gegenminen zu legen, in der politischen Polizei Dienste genommen! Wäre irgend jemand hier verdächtig, dann wärst du es. Aber wir sind vom Gegenteil überzeugt. Also halt' gefälligst deinen Mund. Ihr in Rußland meidet allerdings den Verkehr mit Leuten aus dem andern Lager. Aber warum? Entweder weil ihr überhaupt keinen

haben könnt, oder um die Reinheit eurer Überzeugung darzutun. Und gerade alle eure Spitzel werden nie in anständiger Gesellschaft gesehen! Gott sei Dank seid ihr Russen nicht alle so albern. — Warum sagst du nichts, Hernandez? Bist du auch schon von dieser Lausekrankheit der Spitzelsucht angesteckt?"

„Ach was. — Aber mir geht etwas Schlimmes durch den Kopf. Stelle dir vor, daß die Deutschen das ausschlachten, und unsere Bewegung, die einzige revolutionäre, auf Grund deiner Beziehungen zu Strong — seien sie auch noch so unschuldig — als Provokation von seiten des Trusts hinstellen! — Du bist wirklich unvorsichtig, wenn auch sonst ein famoser Kerl!"

Cahors kannte diese schlimme Seite des Zwischenfalls nur zu gut selbst.

„Glaubt ihr denn etwa, ich hätte die Dame zu mir eingeladen?" rief er geärgert. „Jemand läßt ohne Namensnennung sagen, er wünsche mich sofort zu sprechen. Ich glaube, ihr seiet es, und ich lasse bitten: Da ist es Fräulein Strong! Ich kann doch eine Dame nicht die Treppe hinunterschmeißen!"

„Das kann jeder sagen," grollte der Russe.

„Hör' doch endlich auf," rief ihm der Italiener Ferratini zu. „Cahors wird uns schon Aufklärung geben."

„Wenn du auch vier Jahre in die Narymsümpfe deportiert gewesen bist," fuhr Cahors ruhiger fort, „so hast du damit doch durchaus noch nicht das Recht erworben, jeden zu verdächtigen, dem etwas passiert, das dir nicht in den Kram paßt. Die Auf-

klärung wird sich übrigens weniger aus dem ergeben, was ich euch mitzuteilen habe, als aus dem, was ihr wahrscheinlich heute abend zu eurer Überraschung erleben werdet. Fräulein Strong ist zu mir gekommen, um mich zu bitten, es ihr auf irgendeine Weise zu ermöglichen, heute abend auf der Versammlung das Wort zu ergreifen. Ich habe sie zu Hegler geschickt."

„Das Frauenzimmer ist verrückt," rief Polowenko und brach in ein dumpfes Gelächter aus. „Die würde schön ankommen!"

Die anderen ließen ihre Überraschung nicht merken.

„Und nun zur Hauptsache," fuhr Cahors fort. „Unsere Übereinkunft, die bezweckt, die hasenfüßigen Deutschen und Engländer niederzustimmen und für die internationale direkte Aktion Stimmung zu machen, ist meines Erachtens hinfällig. Ich habe meine Ansicht geändert ... Ich werde nicht einmal das Wort ergreifen. Es würde doch nichts nützen."

„Da haben wir's!" schrie Polowenko wütend und hieb mächtig mit der flachen Hand auf seinen Schenkel. „Das ist also das Resultat von dem Besuch deiner hübschen Dame! Der Verrat ist offenbar. Pfui Teufel! Ich mache, daß ich wegkomme!"

Mit Mühe hielten ihn die anderen zurück, aber auch auf ihren Zügen malte sich Zorn und äußerste Erregung.

„Erkläre dich, Mensch," bat Hernandez, fast weinend. „Es ist doch nicht möglich! Soll denn

alles umsonst gewesen sein? Es wäre doch ein Verbrechen! Und für dich schlimmer als Selbstmord!"

Cahors ließ alle mit Fragen auf sich einstürmen. Er überlegte stumm, wie er den Genossen die Sache erklären sollte, ohne sich und Nixola zu kompromittieren.

„Ihr werdet mir schon beistimmen," begann er schließlich mit der eindrucksvollen, wenn auch nur äußerlichen Ruhe, der allein er im internationalen Komitee seinen Einfluß verdankte. „Es ist allerdings Fräulein Strong, die mich umgestimmt hat . . . Hör' doch erst zu, Polowenko, bevor du wieder anfängst zu schimpfen . . . Fräulein Strong möchte, wie ich schon sagte, heute abend das Wort ergreifen. Ob sie es durchsetzt oder nicht: jedenfalls habe ich aus unserem Gespräche die Überzeugung gewonnen, daß sie den Kongreß gerade nach derselben Richtung beeinflussen will, wie wir. Sie, also Strong, also der Trust, wünscht den Generalstreik, die internationale Erhebung gegen die Militärstaaten, den politischen Kampf des Proletariats gegen die bestehenden Autoritäten. Was beweist dies? Daß wir dasselbe Ziel augenblicklich nicht mehr verfolgen dürfen! Die junge Dame war übrigens überzeugt, daß sie auf unsere Unterstützung rechnen könnte! Sagt das nicht genug? Jedenfalls liegt also gerade die Bewegung, die wir wollten, im Interesse des Trusts. Versteht ihr?"

Keiner wußte etwas zu sagen. Die Enthüllung war zu ungeheuerlich. Und so fuhr Cahors fort:

„Also, entweder hindern wir es, daß Fräulein

Strong dies heute abend vor aller Welt erklärt: aber dann wissen wir hier es doch; und wer von euch übernimmt dann die Verantwortung, ehrlich auf eine Entscheidung zu dringen, die im Interesse des Feindes liegt. Oder wir finden ein Mittel, die Dame im Sinne Strongs reden zu lassen; und wer von euch wagt dann öffentlich für einen Beschluß, den Strong wünscht, Partei zu ergreifen? Werden uns nicht gerade dann die Deutschen und die anderen „Gemäßigten“ als Provokatoren des Trusts hinstellen? Und was sollen dann unsere Parteien dazu sagen? Meiner Ansicht nach muß die Dame zu Worte kommen, damit die Sachlage öffentlich geklärt wird; und einer von euch muß darauf erwidern, daß es uns nicht einfällt, für den gefährlichsten Kapitalisten, den es je gegeben hat, die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Die Kameraden blieben noch immer stumm.

„Was meint ihr? Ihr fallt aus allen Himmeln? Mir ging's geradeso . . .“

„Aber was bleibt uns dann hier zu tun?“ fragte endlich Hernandez.

„Nichts! Das scheint mir sicher. Der Kongreß wird ein Unsinn.“

„Und was wird weiter werden?“ warf Oxenström ein. „Unsere Verbände sind bereit! Sie stehen in Schlachtordnung, ernst und begeistert wie gläubige Soldaten vor dem Kampf. Wie stehen wir nun da, wenn es heißt, daß wir nicht kämpfen wollen?“

„Nicht können! — Ja, liebe Freunde,“ erwiderte Cahors. „Damit müssen wir uns ab-

finden. Ich sagte es ja gestern abend schon: wir führen nichts. Die Ereignisse tun alles. Was später werden soll? Wer kann es vorher wissen! Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß, wenn hier alles im Sande verläuft, zwischen Strong mit seiner Friedensidee und den Regierungen, die keinerlei Beschränkung der Rüstungen dulden wollen, ein Konflikt eintreten muß, der uns beide Parteien arg geschwächt ausliefert. Warten wir also auf die Entwicklung der Dinge. Aber halten wir stets die Verbände in Atem. Was auch kommen mag: keine Verschlechterung der Lohnsklaverei! Wenn jeder hierfür zu streiten bereit ist, wird es vielleicht von selbst schneller zur großen Erhebung kommen, als wir sie bewußten Willens schaffen könnten. — Meine Parole ist: für das Prinzip des Generalstreiks stimmen, aber die Festsetzung des Zeitpunktes aufschieben!"

„Das sind Vertröstungen für Kinder," rief Polowenko mit bitterem Lachen. „Ich werde eine Enquête über dich anstellen."

„Tue das," erwiderte Cahors gelassen. „Ich habe euch weiter nichts zu sagen."

Aber nochmals mußte er die verzweifelten Fragen der Genossen beantworten und mit Einzelheiten über Nixolas Erklärungen seine Ansicht erhärten. Doch alles Hin- und Herreden führte zu nichts. Schließlich schlichen die Führer der internationalen Revolution traurig von dannen. Der plötzliche Niederbruch ihrer Hoffnungen nährte bei einigen aber, fast unter der Bewußtseinsschwelle, den schwärzesten Verdacht gegen den „Freund der Milliardärin" . . .

## IV

IM RIESIGEN Mittelschiffe des „Paleis voor Volksvlijt" herrschte ein erstickendes Gedränge. Die Schwüle des Sommerabends und die Erwartung großer Ereignisse versetzten die Tausende, die hier versammelt waren, in Gewitterstimmung. Man glaubte, der Kongreß werde furchtbare Katastrophen nach sich ziehen. Den ganzen Tag über waren von weit her, von Brüssel, London, Paris, Berlin, zahllose Presseleute und Neugierige angekommen, die dem „historischen Momente" beiwohnen wollten. Und schon der bloße Wunsch, etwas Großartiges zu erleben, zeitigte bei allen einen Zustand der Spannung, der nur die Gelegenheit suchte, sich in heftigen Kundgebungen auszutoben.

Ganz Amsterdam war auf den Beinen. Die Polizei war in geradezu lächerlicher Weise verstärkt worden, was die allgemeine Aufregung nur noch steigerte. Zehntausende von Leuten aus den weniger bemittelten Ständen drängten sich auf dem Frederiksplein und den anliegenden Straßen, um wenigstens von weitem dem Gange der Versammlung zu folgen. Denn der Zutritt war ihnen verwehrt. Hegler hatte amerikanische Gepflogenheiten durchgesetzt: der Eintritt kostete zehn Gulden; nur ein paar hundert Pressekarten waren verteilt worden; und das Proletariat, das die Verhandlung in erster Linie anging, durfte sich auf einigen winzigen Tribünen gratis zusammenpferchen. Vergeblich hatten Polowenko und Hernandez dem Amerikaner vorgeworfen, er schlösse das Proletariat nur aus

Angst aus dem Saale, damit es nicht gegen die schlappe Haltung der nichtrevolutionären Gewerkschaften protestieren könnte. Hegler wollte aber dem internationalen Streikfonds Zuschuß verschaffen, und hielt dies für wichtiger als sentimentale Rücksichten.

Lange vor Eröffnung der Sitzung waren weit über zwanzigtausend Gulden eingeheimst. Aber Cahors wies die Genossen Schmalkopf, Hegler und Keefer nicht ohne Ironie darauf hin, daß die große Mehrzahl des Publikums offenbar grundsätzlich arbeiterfeindlich sei. Die Richtigkeit dieser Behauptung stellte sich auch gleich bei Eröffnung der Versammlung heraus. Als auf der Vorstandstribüne der Ausschuß erschien, machte sich die Erregung des Zehnguldenpöbels sofort in einem furchtbaren Schwall von unverständlichen, aber sicherlich wenig liebenswürdigen Zurufen Luft.

Hegler, der den Vorsitz führte, trug einen schwarzen Gehrock, und erweckte zur Belustigung der Menge den Eindruck eines Pastors. Cahors war, um die Kameraden, deren Unflätigkeiten er seit dem Vormittage noch nicht verdaut hatte, zu ärgern, äußerst undemokratisch, wie zu einem Herrenabend, im Smoking mit weit ausgeschnittener weißseidener Weste erschienen, was das Gratispublikum der Unentwegten auf den Tribünen zu mißbilligendem Johlen veranlaßte. Die Italiener, Schweden, Russen, Südamerikaner und Ungarn hatten ihre fast militärisch zugeschnittene Festuniform an, die bis zum Halse zugeknöpfte schwarze Joppe mit Stehkragen. Der Versammlungssekretär Schmalkopf indessen

trug mit Würde seinen bescheidenen Alltagsanzug.

Die Mitglieder des Kongresses saßen in dem nur durch ein Holzgeländer vom Publikum getrennten Teile des Saales zwanglos, je nach ihren persönlichen Neigungen, durcheinander. Nur die Deutschen bildeten auf mehreren Reihen eine kompakte Masse von über achtzig Delegierten, die bewegungslos und drohend dasaß.

Der Lärm war fürchterlich. Schmalkopf redete vorwurfsvoll auf Hegler ein und versicherte ihm, nicht ohne Schadenfreude, daß kein Mensch zu Worte kommen würde.

„Ich war gleich gegen die Öffentlichkeit!“ wiederholte er des öfteren, und das Publikum, das diese kleine Szene mit Gelächter verfolgte, obwohl es kein Wort verstehen konnte, rief amüsiert: „Bravo!“

Aber plötzlich erhob sich Hegler, streckte mit segnender Gebärde den Arm vor und rief mit seiner schneidenden, in den riesigen Freiluftmeetings Amerikas gestählten Stimme über den Tumult hinaus:

„Ein Wort ans Publikum! . . .“

Die Überraschung der Menge, in dem ohrenbetäubenden Tohuwabohu eine einzelne Stimme, scharf, deutlich und eindringlich zu vernehmen, war so groß, daß plötzlich wie durch Zauber tiefe Stille eintrat.

„Ich bitte das Publikum, während unserer internen Verhandlung seiner Meinung so selten wie möglich Ausdruck zu verleihen. Der Organisations-





ausschuß wird nach Schluß der eigentlichen Debatte, aber vor der Abstimmung über die auf der Tagesordnung stehende Frage, nämlich die Tunlichkeit des internationalen Generalstreiks, auch Nichtmitgliedern des Kongresses das Wort erteilen. Ein schriftlich an uns gerichtetes Ersuchen ums Wort sichert jedem im Saale Anwesenden die Redefreiheit während zehn Minuten. Wir bitten also diejenigen Anwesenden, die ihre Meinung auszudrücken belieben, dies nicht in Unterbrechungen zu tun, die keinerlei Einfluß haben können, sondern sich zu ehrlicher Diskussion hierher auf die Tribüne zu bemühen."

Die Wirkung dieser an sich so banalen Worte war ungeheuer. Die am lautesten gelärmt hatten, fühlten ihre Hitze gedämpft durch die Aussicht, etwa von andersgesinnten Nachbarn auf die Tribüne geschickt oder geschleppt zu werden, und sich dort unsterblich zu blamieren. Alles wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Hegler fühlte mit dem Instinkte des geborenen Massenführers, daß er diesen Augenblick der Stille zwischen zwei Stürmen ausnutzen mußte. Die suggestive Kraft seiner Persönlichkeit hatte ohne weiteres gesiegt. Vielleicht hätte er jetzt, nur mit der richtigen Stimme und dem richtigen Ausdruck, bloß das Alphabet herzusagen brauchen, um diese aus verschiedensten Elementen zusammengestoppelte Menge im Zaume zu halten. Aber er durfte sie nicht sich wieder selbst überlassen . . . Vorsichtshalber also setzte er sich erst gar nicht wieder, sondern wandte sich ohne weiteres an den Kongreß:

„Ich eröffne hiermit den Kongreß des internationalen Verbandes der Arbeiterorganisationen aller Länder. —

„Genossen! Ich kann Ihnen nicht besser die Bedeutung der Beschlüsse, die Sie fassen werden, erklären, als mit einer kurzen und unparteiischen Darstellung der Verhältnisse, unter denen Sie hier zusammengekommen sind. Nie war die Macht des organisierten Proletariates größer als heute. Aber auch nie war seine Lage schlimmer. Diesen inneren Widerspruch zu lösen, sind Sie berufen. Nicht nur die Sklaven des industriellen, sondern auch die des landwirtschaftlichen Kapitalismus sind hier vertreten.

„Schon ist es schwer gewesen, das lebendige Arbeitsmaterial der Industrie zum Bewußtsein seiner Würde und seiner Interessen zu erziehen. Das nationale Vorurteil war unser kräftigster Feind. Das Unternehmertum, das Kapital, war schon längst international, als es ihm noch gelang, durch die Schule, durch die militärische Organisation, durch die Presse, durch die Priester, kurz durch die von ihm abhängige Verwaltung der in Staaten zersplitterten Gesellschaft, in seinen Opfern den Nationalismus großzuzüchten. Dies war für die Nutznießer des Kapitalismus eine Lebensfrage. Der Haß von Volk zu Volk wurde künstlich genährt; mit allen Mitteln des obligatorischen Unterrichts und der obligatorischen Wehrpflicht, mit allen Sophismen eines falschen Begriffes von Ehre und Interesse wurde den Massen die Lüge eingebläut, die Wohlfahrt des arbeitenden Volkes

hinge von der Macht des Staates anderen Staaten gegenüber ab; listig wurde die Begeisterung für die sogenannten edelsten Güter der Nationen — die aber nur den Herrschenden Zinsen abwarfen — künstlich genährt; und so konnte der internationale Kapitalismus mit internationalen Mitteln in jedem Lande den Aufstand der Unterdrückten niederzwingen, zwischen das Proletariat der verschiedenen Länder Uneinigkeit und Mißtrauen säen, und nach dem alten Wahlspruche: „Divide et impera" weiter herrschen.

„Unsere Uneinigkeit war unser schlimmster Feind. Wir haben ihn mit Erfolg bekämpft. Jetzt ist nicht einer mehr unter uns, der zu behaupten wagte, die Interessen des internationalen Industrieproletariats seien nicht größer als die sogenannten höheren nationalen Interessen, die regelmäßig nur dann auftreten, wenn zwischen Kapitalisten ein Krämerstreit ausbricht. Und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß auch in den Ländern, wo der Militarismus, der moralische Drill, das Proletariat noch nicht hat zum Bewußtsein seiner wirklichen Macht und seiner wirklichen Interessen kommen lassen, wie zum Beispiel in Deutschland, die noch unaufgeklärten Massen durch die Wucht der Bewegung und den Einfluß ihrer Führer werden mitgerissen werden . . ."

Bei diesen Worten hatte Hegler sich zu Schmalkopf gewandt. Frenetischer Beifall brauste durch die weite Halle. Nur die kompakte dunkle Masse der deutschen Delegierten blieb auf ein Zeichen ihres in der ersten Reihe sitzenden Führers stumm. Hegler fuhr fort:

„Schwerer noch war es, das landwirtschaftliche Proletariat aufzurütteln, es über die Identität seiner Interessen mit denen der Industriearbeiter aufzuklären, es zu organisieren und an uns heranzuziehen. Hier sind wir Amerikaner vorangegangen. Erst auf dem Kongreß in Texas, im Frühjahre 1909, gelang es uns, die erste große Organisation landwirtschaftlicher Arbeiter zu schaffen, und zwischen ihr und unserer ‚Föderation der Arbeit' einen festen Bund zustande zu bringen.

„In Europa haben Sie mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn im Gegensatz zum jungen Amerika beruht in Europa alle staatliche Ordnung auf dem Grundbesitz, alles Staatssystem, sei es monarchisch oder republikanisch, auf der politischen Alleinherrschaft der Grundbesitzer, und daher ist hier Emanzipation des Landproletariats gleichbedeutend mit politischer Revolution. Das erklärt und entschuldigt den teilweisen Mißerfolg Ihrer Propaganda in gewissen Ländern, und läßt den stets wachsenden Erfolg Ihrer Bemühungen nur noch in hellerem Lichte erscheinen."

Wieder hatte er sich zu den Deutschen gewandt, deren Phalanx sich plötzlich wie ein Mann erhob und lärmenden Beifall kundgab. Aber ihre Haltung änderte sich sofort, als Hegler sie nunmehr eindringlich zu offener Stellungnahme aufforderte:

„Ja, bei Ihnen wird der wirtschaftliche Kampf der Landarbeiter zum politischen, die Organisation des Landproletariats direkt zum Umsturz des bestehenden Staatssystems. Ehe bei Ihnen der Landarbeiter wird, was der industrielle Arbeiter schon

ist, müssen Sie durch revolutionäre Mittel den Staat, d. h. die ihn beherrschende, auf Grundbesitz fußende Geld-, Militär- und Geburtsadelskaste stürzen. Wir alle hoffen, daß Sie dies schon können.

„Denn solange der deutsche Landarbeiter die Stütze und das Werkzeug der Grundherren bleibt, die Deutschland regieren: solange dieser Bodenkapitalismus dem Industriekapitalismus der ganzen Welt eine gehorsame und unvergleichlich gedrillte Armee zur Verfügung stellen kann, bleibt in Europa der Erfolg unserer Bewegung durch die Möglichkeit eines Weltkrieges gefährdet, der, unter dem Vorwande der Vaterlandsverteidigung, bloß die Macht Ihrer Junker, Ihrer Industriebarone, Ihrer Dynastien sichern würde. Und aller Kapitalismus der Welt würde dann mit deutschen Waffen das internationale Proletariat wieder unter sein Joch zwingen. Sie, deutsche Genossen, haben ein großes Werk und eine große Pflicht gegen die ganze Welt und sich selbst zu erfüllen: Werden Sie Antimilitaristen! Wir hoffen, Sie können es nicht nur, sondern Sie wollen es auch! . . .“

Hegler hatte die letzten Sätze mit großer Wärme und Eindringlichkeit gesprochen. Nun hielt er inne. Auf den Tribünen und im Saale brach tosender Beifall aus. Aber die Masse der deutschen Delegierten rührte sich nicht. Hegler wandte sich ironisch lächelnd zu Schmalkopf, der neben ihm saß. Und als die tausendköpfige Menge merkte, daß die mürrisch dasitzenden Deutschen Heglers Einladung stumm zurückwiesen, ertönte, erst vereinzelt aus einigen Ecken des Saales, dann auf

den Tribünen, schließlich von überall her, mit der elementaren Wucht einer Explosion, tausendfaches Pfeifen und Johlen, das die Deutschen regungslos über sich ergehen ließen.

„Ihre Landsleute scheinen nicht gerade sehr populär zu sein, Schmalkopf," sagte Keefer, zu dem Deutschen gewandt.

Das war aber diesem denn doch zu viel! Sogar der Engländer, der Trade-Unionist, der Mann, der ängstlicher als jeder andere aller Verquickung der Politik mit der Arbeiterfrage aus dem Wege ging, war gegen ihn! Schmalkopf erhob sich, sehr blaß, und wechselte einige Worte mit Hegler, der alsbald in den Saal rief:

„Genosse Schmalkopf hat das Wort zu einer persönlichen Bemerkung im Namen der deutschen Delegation!"

Sofort trat Stille ein. Nur die vier Reihen der deutschen Delegierten vollführten ein kurzes taktmäßiges Beifallsklatschen, während der gefeierte sozialistische Führer bis an den Rand der Vorstandstribüne vorschritt und dann in trockenem Geschäftstone zu sprechen begann:

„Die Haltung der deutschen Delegation gegenüber der Rede unseres amerikanischen Genossen ist offenbar vom Kongreß mißverstanden worden. Sie bedeutet weder eine Zustimmung noch eine Ablehnung. Die Verhältnisse in unserem Lande zwingen uns leider, nicht öffentlich zu Theorien Stellung zu nehmen, die von den Behörden als Staatsverbrechen aufgefaßt werden. Aus unserer Haltung darf also nicht auf unsere Meinung ge-

schlossen werden. Sie wird uns lediglich von taktischen Gründen diktiert, die sicherlich allen Kongreßmitgliedern einleuchten werden. Es ist unnütz, ja unserer Bewegung geradezu verderblich, Gewaltmaßregeln der Behörden gegen uns zu provozieren."

„Das heißt, Sie haben Angst vorm Schutzmann!" erscholl es mit Stentorstimme irgendwoher aus dem Publikum.

Vergeblich rührte Hegler seine Präsidentenglocke. Ehe sich Schmalkopf noch gesetzt hatte, brach ein neuer noch fürchterlicherer Tumult aus, der mit tausendfältigem Gelächter begann und sich wieder zu Pfeifen und Brüllen steigerte. Hegler streckte den Arm vor und rief:

„Ich habe das Publikum gebeten, seiner Meinung nicht Ausdruck zu geben!"

Aber es war ihm schon schwerer als zu Beginn, eine relative Ruhe herzustellen. Gefährliche Leidenschaften waren ausgelöst. Es hatten sich Parteien gebildet. Die Hauptsache war jetzt, eine offene Spaltung im Kongresse zu verhindern. Er sah sofort, daß es dazu nur noch ein Mittel gab: die Rede der Tochter des Trustpräsidenten, um derentwillen der Ausschuß, nach Cahors Fürsprache, allen Anwesenden Redefreiheit gewährt hatte.

„Ich werde mich kurz fassen," rief er in den Saal. „Die internationale Einheit des Industrieproletariates besteht."

Neues Gelächter erscholl aus der Menge. Hegler läutete heftig, und seine Stimme beherrschte bald wieder den Saal:

„Die Worte des Genossen Schmalkopf, der nur aus taktischen Gründen das Recht zum Schweigen verlangt, beweisen es. Die Einigung des Landproletariats macht die hoffnungsvollsten Fortschritte. Unser allererstes Ziel und Bedürfnis ist der Weltfriede. Denn der Zwist der Staaten, der den Vorwand zum Militärwesen liefert, ist der Urgrund unserer Schwäche. Und nun stehen wir plötzlich vor dem Problem, das die Einberufung dieses Kongresses veranlaßt hat.

„Ein Mann, der seit Jahrzehnten mit großartiger Skrupellosigkeit Reichtümer auf Reichtümer häuft, hat durch einen letzten ungeheuren Gewaltstreich in seiner Hand eine Kapitalsmacht vereinigt, wie die Welt sie nie zuvor gesehen hat. Andrew Strong ist ein internationaler König, der mit einem Federstrich das wirtschaftliche Leben der Welt unterbinden könnte. Ein Alexander, ein Napoleon wäre heute nicht mehr möglich. Wir würden ihn vernichten. Aber ist die ungeheuerliche Konzentration der Machtmittel, die Strong durchgeführt hat, nicht tausendmal gefährlicher für die Ruhe und die Wohlfahrt der Völker, als die Eroberungszüge vergangener Zeiten, unter denen doch in Wirklichkeit nur kleine Minoritäten unmittelbar gelitten haben? Die Antwort auf die Frage steht fest.

„Wir, das internationale Proletariat, sind zweifellos das erste Opfer dieser Macht. Verteuerung der Produkte und Verschlechterung der Löhne hängen von dem ab, der praktisch das Produktionsmonopol der Welt besitzt. Kein Gesetz und keine Regierung könnte mit Erfolg eingreifen, wenn das

in der Person Strongs fleischgewordene Kapital die arbeitenden Massen, über vier Fünftel der Menschheit, tiefer unter sein Joch beugen wollte. Nur wir können es mit Erfolg bekämpfen, seine Machtmaschine lahmlegen, seinen Thron unterwühlen. Und unser Mittel heißt internationaler Generalstreik!

„Das Mittel ist furchtbar. Aber ich glaube, nicht einer von uns würde zögern, es anzuwenden, wenn sich die Macht des Welttrustes direkt gegen uns kehrte. Ist dies aber wirklich der Fall?

„Der Leiter des Trusts ist ein Utopist, der die Rolle eines sozialen Heilands spielen möchte. Er sieht nicht das Damoklesschwert, das er über die Menschheit gehängt hat. Er sieht nur den politischen Druck, die Herrschaft alter Kasten, die ungeheure Verschwendung von wirtschaftlichen und geistigen Kräften im Nationalismus, im Militarismus! Er gibt vor, er führe alle seine Macht gegen diese Mächte der Vergangenheit ins Treffen, die auch unsere grimmigsten Feinde sind! — Er hat von der amerikanischen Regierung auf diplomatischem Wege Abrüstungsvorschläge machen lassen, die mit Spott und Hohn zurückgewiesen wurden. Und eben erst sagte ich: der Weltfriede ist die Grundbedingung unseres Erfolges. Der Militarismus ist unsere schlimmste Fessel! Vielleicht wäre es also ein Wahnsinn, die Riesenmacht des Trustes gerade jetzt zu brechen, wo sie sich gegen die Einrichtungen auflehnt, die uns versklavt haben! Ja, vielleicht wäre es sogar unsere proletarische Pflicht, zunächst dem Friedensfanatiker Strong in seinem Streit mit

den militaristischen Staatsregierungen, zum Siege zu verhelfen, mit ihm einen Pakt zu schließen, auf seine Anordnung zum politischen Streik, zur Erhebung zu schreiten, durch revolutionäre Mittel seinen Abrüstungsplan zur Durchführung zu bringen, kurz, als Soldaten des Großkapitals gegen den Staat zu kämpfen.

„Wir können uns nach drei Seiten entscheiden. Entweder erscheint uns der Welttrust gefährlicher als alles andere: dann haben wir ohne Zögern den Generalstreik zu beschließen. Oder wir unterstützen den Trust — obschon es gegen unsere Prinzipien wäre —, um den Staaten grundlegende Reformen abzutrotzen: dann müssen wir den Streik aufschieben, aber mit antimilitaristischen, revolutionären Bewegungen drohen. Oder endlich, wir lehnen einfach den Generalstreik ab und verzichten vorerst auf die Verteidigung sowohl unserer politischen, als auch unserer wirtschaftlichen Ideale.

„Die französische Resolution beantragt den Generalstreik gegen den Trust. Die deutsch-englische lehnt ihn ab. Bis jetzt hat keine Delegation den Pakt mit dem Trust, die politische Erhebung, die antimilitaristische Bewegung gegen die Staatsregierungen vorgeschlagen.

„Entscheiden Sie. Von Ihrem Beschluß hängt das Schicksal des internationalen Proletariats ab."

Hegler trat zurück und setzte sich. Er war zufrieden. Seine lange, keinerlei Gefühle auslösende Rede hatte doch noch einmal das Wunder vollbracht, die vieltausendköpfige Versammlung nach dem heftigen Zwischenfalle mit der deutschen

Delegation von allzu schlimmem Tumult abzuhalten. Die Diskussion konnte also unter wirklich parlamentarischen Bedingungen eröffnet werden.

Das Publikum hatte aber wohl Leidenschaftlicheres erwartet. Es war trotz allem offenbar enttäuscht. Im Saale erhob sich allgemeines Gemurmel von Privatgesprächen, das allerdings an Intensität dem Rauschen eines Wasserfalles nicht nachstand und das kaum nachließ, als Schmalkopf das Wort ergriff.

Seine halbstündige Rede, in der er mit Prinzipien, Theorien und statistischen Angaben jonglierte, ließ nicht nur das Publikum, sondern auch den Kongreß kalt. Sogar seine „wissenschaftliche" Ablehnung des Generalstreiks und des Antimilitarismus war so geschickt in „wenn" und „aber", in „einerseits" und „andererseits" eingewickelt, daß seine Gegner im Kongresse keine Gelegenheit zu protestierendem Tumulte fanden. Und als am Ende seiner Rede die Empfehlung der deutsch-englischen Resolution auf den Bänken der deutschen Delegation lärmenden Beifall auslöste, begann man im Saale zu lachen, während auf den Tribünen gepfiffen wurde: nicht etwa weil man nicht einverstanden war, sondern weil man sich langweilte. Das Spektakelstück des Arbeiterparlamentes, auf das die sensationslüsterne Menge nach Erlegung des teuren Eintrittsgeldes ein Recht zu haben glaubte, erschien etwas schwächlich.

Keefer, der nach Schmalkopf dieselbe Resolution vom englischen Standpunkte aus empfahl, hatte es schon bedeutend schwerer. Während er darlegte, daß der englische Arbeiter immer größere Wohlfahrt errungen habe bis zu dem Zeitpunkte, da

das englische Kapital nicht mehr imstande gewesen, gegen das ausländische seine alten internationalen Privilegien zu behaupten, ließ man in einer Ecke des Saales prächtig nachgeahmtes Entengeschnatter ertönen, das mit schallendem Gelächter begrüßt wurde. Der Engländer hatte nicht das Ohr der Versammlung . . . Seine einschneidensten Bemerkungen, seine — übrigens deplacierte — Empfehlung der Gewerkschaften, die er als eine Art Versicherung gegen „Kapitalsschaden" hinstellte, fielen auf unfruchtbaren Boden. Das Publikum wollte sich amüsieren. Und da der Kongreß ihm nicht das erwartete Schauspiel bot, verfiel es auf kindischen Unfug. Auf einer Gratistribüne wurde die „Internationale" im kläglichsten Trauermarschtempo gesungen, so wie die Holländer und Belgier es zu tun pflegen. Die Glocke des Vorsitzenden, die lebhaften Protestrufe der Kongreßmitglieder und das Pfeifen und Zischen der Menge vermehrten nur noch den Lärm. Keefer kürzte daher seine Rede ab und setzte sich, sichtlich aufs unangenehmste berührt, während die „Cheers"-Rufe seiner Landesgenossen grell durch den Tumult drangen.

Trotz des energischen Zuspruchs mehrerer Vorstandsmitglieder blieb Hegler stumm sitzen. Er hatte dem Kongreß und der Menge eine äußerst unangenehme Mitteilung zu machen, und wollte das ohnehin schon enttäuschte Publikum sich vorerst etwas austoben lassen. Der französische Delegationsführer Cahors nämlich hatte während Keefers Rede dem Vorsitzenden erklärt, er verzichtete aufs Wort und zöge seinen Antrag auf Generalstreik

zurück — wie er es Nixola Strong am selben Morgen in Aussicht gestellt hatte. Die revolutionäre Resolution war also von ihren Urhebern im Stich gelassen! Der Kongreß drohte im Sande zu verlaufen, ohne daß auch nur die beiden großen Tendenzen in der internationalen Arbeiterbewegung zu Worte gekommen wären! Vergeblich baten Hegler, Keefer und Schmalkopf Cahors, wenigstens des Dekorums wegen zu sprechen; sie machten sich sogar im Namen ihrer Delegationen anheischig, einen Beschlußtext zu finden, der den Sinn beider Resolutionen geschickt amalgamierte. Cahors aber zuckte nur die Achseln und schwieg. Die anderen waren wütend. Schließlich bestieg der Russe Polowenko, der im Saale bei seinen Kameraden saß, die Tribüne, wandte sich an den Vorsitzenden und dann mit heftigen Gesten an Cahors, der ihm mit Kopfschütteln antwortete. Er rief anscheinend die andern Vorstandsmitglieder zu Zeugen an, kehrte zu Hegler zurück, sprach energisch auf ihn ein und schlug dabei des öfteren heftig auf den Tisch.

Das Publikum war längst des Pfeifens und Zischens müde geworden, und hatte zu seiner Überraschung festgestellt, daß auf der Tribüne nichts mehr vor sich ging . . . Das gefiel ihm aber noch weniger, und zum Zeitvertreib begann es, erst hier und da, dann überall mit reißend wachsender Kraft, im Dreitakt zu trampeln und mit Stöcken und Schirmen auf den Boden zu stoßen, wie es in den westlichen Ländern Sitte ist, wenn eine Schaustellung nicht zur festgesetzten Zeit beginnt.

Die Atmosphäre wurde erstickend. Die von den Ausdünstungen der Menge geschwängerte, feuchtheiße Luft mischte sich mit dem aufgewirbelten Staube zu einem giftigen Miasma, dessen Rückwirkung auf die Nerven der Tausende sich in immer größerer Erregung kundgab. Das furchtbare „Rrum, rrum, rrum — rrum, rrum, rrum —", unter dem das ganze Gebäude erzitterte, war das intensivste und eindrucksvollste Marschtempo, das einer Menge überhaupt vorgespielt werden konnte. Wie Spaziergänger unwillkürlich in den Takt eines vorbeimarschierenden Regimentes fallen, so begannen die zusammengepferchten Massen unter dem unwiderstehlichen Zwange des Rhythmus nicht nur die Beine und Stöcke, sondern auch den Kehlkopf und schließlich den ganzen Körper in Bewegung zu setzen. Das düstere „Rrum, rrum, rrum —" des Trampelns wurde von furchtbar anschwellenden taktmäßigen Zurufen in den verschiedenen Sprachen begleitet. Es war wie eine alles verschlingende Flutwelle von Lärm und verhaltenem Zorn, die über die Tribüne hinfegte. Plötzlich hörte man, wie irgendwo eine Menge Stühle gerückt wurden. Hinten im Saale begann man aufzustehen.

Hegler runzelte die Stirn. Der Augenblick war kritisch. Er wußte, daß der ganz vom Marschrhythmus beherrschte Organismus einer Menge sich nur zu leicht blindlings in Bewegung setzt . . . Er erinnerte sich, wie eines Tages in Alleghany der von der Gewerkschaftsmusik gespielte Militärmarsch den wütenden Arbeitern so tief in die Glieder gefahren war, daß sie unaufhaltsam gegen die

mit Flinten und Bomben verteidigte Fabrik des Röhrentrustes marschierten und wie entseelte Maschinen über die blutenden Körper der Kameraden hinweg die Miliz des Trusts angriffen, sie zum Teil niederstachen, und in die Industriefestung drangen . . .

Wenn die Menge in Bewegung geriet, mußte tödliches Gedränge, Panik, eine wilde Schlacht entstehen . . . Die Kongreßmitglieder hatten sich sämtlich erhoben und zum Publikum hin gekehrt. Tiefe Unruhe malte sich auf ihren Zügen. Aber Hegler verlor den Kopf nicht. Sein bartloses Gesicht erschien noch blasser und schmaler als gewöhnlich, aber er bot dem nahenden Unheil mit eisernem Trotze die Stirn. Er erhob sich mit einem Ruck, schritt eilig an den Rand der Tribüne und hob beide Arme. Wie ein Schrei der Erlösung erscholl durch den Saal ein tausendfaches, lang hindonnerndes:

„Aaaaah . . .“

„Genossen!“ brüllte Hegler nach einer Weile. „Anwesende! Muß ich Sie auf das Gefährliche solcher Erregung aufmerksam machen?“

Zwar verstand niemand ein Wort. Aber man sah, daß er sprach. Und da sich zuletzt in der unheimlich wogenden Menge neben der unsinnigen Aufregung schon ein intensives Angstgefühl eingestellt hatte, wurde immer stärker nach Ruhe gezischt und geschrien. Hegler hielt noch immer die Arme gehoben, wie ein Tierbändiger vor seinen Bestien . . . Kaum war die Menge ruhig genug, so daß er glaubte, sich vernehmlich machen zu können, als er die Hände sinken ließ und rief:

„Das Wort hat Genosse Polowenko, Delegierter der russischen sozialrevolutionären Partei!"

Der rotbärtige Riese wartete nicht, bis die Menge von selbst aufmerksam wurde. Sein dröhnender Baß schlug die letzten Wogen des Tumultes nieder. Und er rief rächende Worte durch den Saal, die dem Publikum endlich das gaben, wonach es lechzte: heftige Diskussion, Streit, wirkliches Leben.

„Ich will keine Rede halten," brüllte Polowenko, dessen unbeholfene, weitausholende Gebärden größte Erregung verrieten und im Saale heftige, aber nur kurze Heiterkeit auslösten. „Ich glaubte nicht, keiner von uns Russen glaubte, auf der Tribüne erscheinen zu müssen ... Ich bitte das Publikum, mich sprechen zu lassen. Ich spreche überhaupt nicht für die hier anwesenden Neugierigen ..."

Lautes „Oho!" und ein paar schrille Pfiffe unterbrachen ihn.

„Ich spreche zu Ihnen, Kameraden, die Sie hierhergekommen sind, um die unterdrückten Klassen aller Länder zur Befreiung zu führen. Ich ergreife das Wort nur deshalb, weil der erste französische Delegierte" — er wandte sich zu Cahors und zeigte auf ihn mit drohendem Finger — „sich nicht genötigt glaubt, die revolutionäre Resolution zu vertreten, die er selbst ausgearbeitet, für die er seit Wochen unter uns die fleißigste und erfolgreichste Propaganda getrieben hat. Ich nehme die nun vaterlose Resolution auf meine und meiner russischen Freunde Rechnung. Wir verlangen, daß zuerst über sie, und dann erst über die hasenfüßige

— reaktionäre —, man sollte meinen von Millionären eingebrachte, deutsch-englische Resolution abgestimmt wird, und schon jetzt weise ich . . .“

Die kompakte Masse der Deutschen hatte sich wie ein Mann erhoben und brach in stürmische Entrüstungsrufe aus. Keefer, der auf der Tribüne saß, schüttelte den Kopf und machte mit der Hand abwehrende Bewegungen, was wenigstens die englischen Vertreter veranlaßte, eisiges Schweigen zu bewahren. Im Publikum grollte dumpfes Gemurmel.

„Mit dem Finger,“ schrie Polowenko weiter, „weise ich schon jetzt auf die, welche etwa gegen uns stimmen werden, als auf Verräter an der Sache des internationalen Proletariats!“

Und tatsächlich wies er auf die Deutschen, von denen einige die Fäuste erhoben und nach Zurücknahme des beleidigenden Wortes schrien. Aber auf ein Zeichen ihres Obmannes verstummten sie mit militärischer Exaktheit und setzten sich mürrisch nieder. Die Menge im Saale lachte und klatschte Beifall. Auf den Gratistribünen gröhlte man „Bravo!“

„Ich will nicht die Gründe untersuchen, die den französischen Delegierten, unseren Genossen — den Herrn Grafen von Cahors . . .“

Die Ironie war beißend. Das Publikum brüllte vor Vergnügen. Die deutschen Delegierten lachten herausfordernd. Cahors erhob sich leichenblaß und ging zu Hegler, der ihm mit einem Achselzucken antwortete . . . „Darum der Smoking und die weiße Weste!“ kicherte man in der Menge.

Polowenko grinste, aus Freude an dem Hieb, über sein ganzes Gesicht.

„Ich will nicht die verdächtigen Gründe untersuchen, aus denen er plötzlich seit heute früh umgefallen ist," fuhr der Russe fort. „Aber wir Russen verstehen nicht, daß ohne stichhaltige Gründe ein Parteiführer plötzlich gegen seine eigene Partei aufstehen darf . . ."

„Aseff!" tönte es irgendwoher aus dem Saale. Cahors lachte bitter auf. In der Menge wogte es; alles war aufs äußerste gespannt . . . Polowenko tat, als ob er nichts gehört hätte.

„Ich fordere Cahors auf, hier zu erklären, weshalb er plötzlich seine eigene Sache im Stich läßt. Ich fordere ihn auf, zu erklären, ob er trotz seines Schweigens für die revolutionäre Resolution stimmen wird oder nicht! Und vor allem fordere ich ihn auf, uns dummen Proleten zu erklären, ob der Durchfall seiner Resolution nicht die furchtbarste Niederlage, das Waterloo unserer internationalen revolutionären Bewegung wäre!"

Cahors winkte ihm beruhigend, überlegen, fast leutselig zu, was die russischen Delegierten als Spott auffaßten, den sie durch wütende Zurufe rächten.

„Und ihr Deutschen und Engländer, laßt es euch gesagt sein: wir Russen rüsten nicht ab! Ihr könnt den Generalstreik verurteilen! Aber ihr könnt ihn nur bei euch zu Hause verhindern, und auch das noch nicht einmal. Denn wer seid ihr mit euren Trade-Unions und Gewerkschaften? Ihr seid ja doch nur die Haute-volée des Proletariats.

Ein Millionärsproletariat mit Riesenkassen! Ihr verteidigt eure Geldschränke, gerade wie Strong! Ihr seid ein Arbeitertrust, der uns ebenso gefährlich ist, wie der andere. Ihr wollt uns tyrannisieren und ihr demoralisiert uns . . .“

Deutsche und Engländer sprangen erregt auf. Im Kongreß standen sich plötzlich zwei feindliche Lager gegenüber, die, wie die Helden Homers vorm Handgemenge, wüste Schimpfreden vom Stapel ließen. Hegler schwang die Glocke. Die Menge lachte: sie hatte ja nun das gewünschte Schauspiel. Ihr Geld war nicht umsonst ausgegeben!

„Ihr habt Geld gesammelt, um zur Revolution bereit zu sein!“ dröhnte der russische Konterbaß weiter. „Aber ihr habt es in kapitalistischen Banken angelegt, ihr ernährt damit Kapitalisten, ihr liefert ihnen Waffen gegen euch und uns, und im entscheidenden Augenblick werden sie die Millionen nicht einmal herausgeben! Aber ihr wollt ja auch gar keinen entscheidenden Augenblick! Euer Geld, eure Spießbürgerei, ist euch viel zu lieb, als daß ihr irgend etwas zu revolutionären Zwecken riskieren würdet! Ihr wollt das Geld haben! und sonst nichts! Einfach fortwurschteln! — Wagt es doch, gegen uns, gegen das wirkliche Proletariat, zu stimmen! Es ist der Anfang von eurem Ende, denn auch die meisten von euren Beitragszahlern erhoffen von euch etwas anderes als Bezahlung von Beerdigungen und Kindtauffesten! Und die Verachtung vor eurer hochfahrenden Unfähigkeit wird euch den Rest geben! Eure Macht ist ja hohl! Nicht einmal hier in einem freien Lande

wagt ihr zu reden, wie wir vorhin bei Schmalkopfs Ansprache gesehen haben: so groß ist eure Angst vor der Polizei!“

Die Menge war offenbar gegen die Deutschen, denn sie lachte Beifall. Polowenko lachte selbst mit und wurde im Vollgefühl seines Erfolges nur noch heftiger:

„Und eure vielgerühmte Tätigkeit in Politik und Wirtschaft! Was sieht man davon? Nichts! — Alles, was das deutsche Proletariat gewonnen hat, ist ihm als Almosen hingeschmissen worden, wie ein Knochen einem mageren Hunde! Ihr habt nichts dazu getan! Und ihr wollt von der leeren Höhe eurer Mitglieder- und Wählerzahlen herunter das Proletariat der ganzen Welt unter euer Angstmeier- und Nichtstuersystem beugen? Es ist ja lächerlich! — Euer Sieg heute abend wäre der Sieg der Abdankung, der Fahnenflucht im Angesicht des Feindes! — Beruhigt nur heute den Trust mit eurer Resolution! Zeigt ihm, daß wir ohnmächtig sind! Dann werdet ihr an eurem Leibe erfahren, durch Preissteigerung und Lohndruck, was ihr euch eingebrockt habt! — Ich rufe unsere Freunde zu Zeugen an. Sag es ihnen, Oxenström, daß in Schweden der Generalstreik fertig organisiert ist! Sag es ihnen, Ferratini, daß Mailand bereit ist, und ganz Italien ihm sicher in die Sturmflut der revolutionären Bewegung folgen wird! Sag es ihnen, Hernandez, daß ihr in Barcelona morgen die soziale Republik proklamieren könnt! Und du, Cahors, willst du alles das umsonst getan haben? Ja, Disziplin habt ihr nicht, aber der Zunder des revo-

lutionären Gedanken fängt bei euch Feuer wie nirgends; anstatt zu schweigen, solltest du hier stolz erklären, daß ihr in Frankreich uns allen voraus seid: daß es bei euch nicht mehr möglich ist, auch nur einen Reservisten zum Kampfe gegen uns einzuberufen; daß der Geist deiner Landsleute es hindert, daß noch jemals das Heer gegen große Volkserhebungen streiten wird! Gerade du kannst uns Mut und Zuversicht geben! Und du, gerade du, schweigst! Es wäre zum Totlachen — wenn es nicht zum Verzweifeln wäre. — Übernehme jeder die Verantwortung seines Tuns! Werden wir geschlagen, so wissen wir, daß unser schlimmster Feind in unserem eigenen Lager sitzt! — Nun stimmt ab! Ich verlange die Priorität für die Resolution Cahors'!"

Polowenko trat zum Vorstandstische zurück. Hegler machte dem Russen unter Zustimmung Keefers und Schmalkopfs über seine Ungeschicklichkeit die energischsten Vorwürfe; während der Kongreß einen Augenblick schwankte, ob er die in jeder Beziehung unheilvolle Schmährede des Russen mit Beifall, mit Protestationen oder mit eisigem Schweigen entgegennehmen sollte.

Die heftigen und mit rasender Eile hervorgedonnerten Worte des Störenfriedes hatten die Versammlung sozusagen betäubt, und es dauerte mehrere Sekunden, bis ihre verderbliche Wirkung in peinlichen Zwischenfällen ans Licht kam.

Die Deutschen, die ihrem Obmanne nicht mehr gehorchten, stießen laute, vielfach wiederholte Pfuirufe aus. Die fanatischen Russen schrien im Takt: „Ca—hors! Ca—hors!" Leidenschaftliche,

zum Teil von wütenden Gebärden begleitete Gespräche brachten die Kongreßmitglieder verschiedener Ansicht in unangenehmste Berührung. Aber das Publikum schrie Bravo, klatschte, lachte, während die Gratistribünen minutenlanges intensives Pfeifen durch die erstickend heiße Luft hinuntersandten. Der Kongreß war in zwei Lager gespalten. Und das arbeiterfeindliche Zehnguldenpublikum gab seiner Genugtuung in schadenfrohem Lärm Ausdruck. Ein Ruf jedoch dominierte mehr und mehr in dem Tumult. Es war der von den Russen unaufhörlich wiederholte Name „Cahors!"

Am Vorstandstische war man offenbar in größter Verlegenheit. Die Gesten der aufeinander einredenden Führer wurden immer heftiger. Plötzlich trennte sich Schmalkopf ostentativ von der Gruppe und setzte sich auf seinen Platz am Sekretärtische, was von der deutschen Delegation mit Beifall und von der Menge mit erstauntem „Haha! Haha!" begrüßt wurde. Dann lief Polowenko, sichtlich aufgebracht, die Stufen herunter zu seinen Landsleuten, die, eng um ihn gedrängt, seinen Erklärungen lauschten und alsbald in lautes verächtliches Gelächter ausbrachen. Schließlich erhob sich Hegler und rührte mächtig die Glocke. Aus dem Lärme vernahm man stärker und stärker den Namen des französischen Delegationsführers. Es war nicht zu hören, was der Vorsitzende ankündigte, aber jeder verstand es, als Cahors an den Rand der Tribüne vortrat. Das Publikum klatschte ihm lauten Beifall, durch den aller-

dings einige Pfiffe drangen. Die Kongreßmitglieder rührten sich nicht.

„Kameraden!“ rief Cahors, ohne die geringste Spur von Erregung zu zeigen. „Ich will kein Wort über die Resolutionen sagen . . .“

Die Russen, Spanier und Schweden quittierten über diesen neuen „Verrat“ mit einer Flut von Schimpfworten.

„Meine Haltung,“ fuhr Cahors kaltblütig fort, „wird sich in wenigen Minuten von selbst erklären, und alles gegenstandslos machen, was Genosse Polowenko gegen mich und gegen die deutsche Delegation vorgebracht hat. Niemand darf hier vergewaltigt werden, und am wenigsten von den Russen, deren heftiger Wortschwall leider nur zu selten mit ihrem revolutionären Können im Einklang steht . . . Ich stehe hier, um den Kongreß und vor allen Dingen die übrigen Anwesenden dringend zu bitten, mit großer Aufmerksamkeit und mit Ruhe, den Redner, oder vielmehr die Rednerin anzuhören, die von dem Anerbieten des Komitees Gebrauch machen, und obwohl nicht zum Kongreß gehörig, ihrer Meinung über unsere Resolutionen Ausdruck geben möchte. Ich will nur noch hinzufügen, daß es wohl keine Persönlichkeit gibt, die mit besserem Rechte, tieferem Sachverständnis und größerem Nutzen in diese Debatte eingreifen könnte. Ich appelliere also an die Galanterie der Anwesenden. Das Wort hat Fräulein Nixola Strong.“

Cahors’ Ermahnungen waren nutzlos. Die wenigen Sekunden, die verstrichen, bis Nixola

im einfachen, enganliegenden, perlgrauen Prinzeßkleide und großem, mit zwei riesigen Straußenfedern gezierten Gainsboroughhute auf der Tribüne erschien, hatten genügt, um nach der ersten stummen Überraschung bei der Hörerschaft die verschiedensten Stimmungen auszulösen. Und diese wurden durch die Eleganz und die Ruhe ihres Auftretens, die schmiegsame Grazie ihres Ganges, den offenen, mutigen Ausdruck ihrer Züge noch gesteigert. Die große Mehrzahl des Publikums war allein schon durch den Mut der jungen Dame gewonnen, die es wagte, vor ein solches Auditorium zu treten. Man klatschte, rief Bravo, und tauschte zugleich Meinungen über die Erscheinung der Milliardärin aus. Aber diese Sympathiekundgebungen waren nicht nach dem Geschmack derer, die in der Dame nur die Vertreterin der modernen „Gottesgeißel" sahen. Überzeugungstreue Männer kannten keine Galanterie, noch weniger salonmäßigen Anstand: sie mußten Nixola Strong behandeln, als wäre sie Andrew Strong. Und ehe sie auch nur ein Wort gesagt hatte, ergingen sich nicht nur die Gratistribünen, sondern auch viele Mitglieder des Kongresses, vor allen die russische Gruppe und die Südländer, in groben Ausbrüchen des Mißfallens.

„Unverschämtheit! Provokation! Schmeißt sie raus! Schande!" heulte es von oben herunter. Die Russen lachten laut und frech. Die Südländer empörten sich mit geballten Fäusten. Die Deutschen, Amerikaner, Engländer und Franzosen blieben stumm. Im Saale zischte man heftig gegen die Grobiane und klatschte stärker. Hier und da stand

man auf, um die Rednerin besser zu sehen und um vernehmlicher Beifall brüllen zu können. Es kam zu Keilereien im Publikum. Einem Herrn, der Ruhe verlangte, trieben ein paar junge Leute den Hut ein, was in diesem Teile des Saales erneuten Tumult hervorrief. Auf einer der oberen Tribünen brach unter wüstem Geheul ein wahres Handgemenge aus. Dort warf man einen Arbeiter hinaus, der seinen Kameraden ärgerlich zugeredet hatte, sie sollten doch anstandshalber eine Dame nicht mit so unflätigem Geschimpfe empfangen.

Bei alledem lächelte Nixola unbeirrt, wandte sich zu Cahors und deutete auf die Russengruppe. Offenbar mokierte sie sich über seine distinguierten Verbindungen. Aber sie rührte sich nicht vom Fleck. Cahors drehte nervös seinen Schnurrbart und Hegler war mehrere Male in Versuchung, wütend aufzuspringen und der Versammlung gründlich die Wahrheit zu sagen. Aber jedesmal machte Nixola eine abweisende Geste. Sie amüsierte sich königlich. Schließlich verschränkte sie die Arme, setzte einen Fuß herausfordernd vor und blickte von den Russen zu den heulenden Tribünen hinauf. Das Johlen dort oben verwandelte sich in Pfeifen, zwischen dem man deutlich „Nieder!“-Rufe vernahm. Das Publikum war aufgestanden, und sah drohend zu den Arbeitertribünen hinauf. Man gestikulierte, schwang Stöcke und Schirme, schimpfte und suchte endlich den unflätigen Lärm durch taktmäßiges Aufstoßen der Stühle auf den Boden zu betäuben. Nixola stand noch immer kaltblütig auf der Tribüne. Es dauerte ihr aber doch etwas zu lange.

Sie wandte sich zu Hegler und wies lachend auf das Tohuwabohu.

„Sie sind glänzend!“ sagte ihr Hegler galant. „Sie sind wirklich eine echte Amerikanerin! — Soll ich versuchen . . .“

„Nein, nein, ich werde schon fertig werden!“

Und sie trat wieder vor, ihr Lachen kaum verbeißend, und winkte graziös ab. Da man oben aber noch immer weiterpfiff, machte sie plötzlich nach der Tribüne zu eine heftige Gebärde, als ob sie sagen wollte: „Seid ihr endlich fertig, ihr albernen Bengel!“ Dann zuckte sie verächtlich die Achseln. Unten im Saale rief man: „Bravo!“, und als sie schließlich resolut an den Rand der Tribüne vortrat, um endlich zu reden, zischte man so heftig nach Ruhe, daß auch auf den Arbeiterplätzen der Lärm allmählich abflaute, und sie zu Wort kommen konnte.

Zur Überraschung, ja fast zum Schrecken des Publikums beherrschte Nixolas prachtvolle tiefe Altstimme den riesigen Raum bis in die hintersten Ecken, und es trat bald völlige Stille ein.

„Ich danke dem Kongreß für seinen freundlichen Empfang,“ begann sie lächelnd und machte eine leichte Verbeugung in der Richtung der russischen Gruppe, was hinten im Saale einen Sturm von Beifall auslöste, den weder die Russen noch die Gratistribünen verstanden.

„Ich danke der ganzen Versammlung,“ fuhr sie fort, „für das Interesse, das sie mir schon — in einer oder der andern Weise — dargebracht hat.“ Diesmal verstand man auch bei den Arbeitern, und man hörte vereinzeltes Gelächter.

„Ehe ich allen hier Versammelten mitteile, was zu sagen, ich mich im Interesse der Arbeiter und überhaupt aller derer, denen Friede und Wohlfahrt am Herzen liegt, entschlossen habe, möchte ich folgende Erklärung abgeben: Ich stehe hier unabhängig von Andrew Strong, der nicht einmal weiß, daß ich hier spreche; ich rede hier für mich allein und nicht im Namen oder im Interesse des Trustes, den mein Vater leitet . . .“

Die russischen Delegierten, die sich wie die deutschen jetzt zu einer kompakten Gruppe zusammengeschlossen hatten, brachen in Entrüstungsrufe aus. Man hörte die Stentorstimme Polowenkos auf französisch schreien: „Das glaubt Ihnen kein Mensch.“ Und ein Japaner quiekte schrill: „Halten Sie uns für Esel?“ Nixola errötete vor Zorn, wandte sich erst, wie hilfesuchend, zu Hegler und Cahors, kehrte sich aber plötzlich zu den Russen, zeigte sie gleichsam der Versammlung und rief empört:

„Ich hoffte zu denkenden Männern zu sprechen, und nicht zu Wesen, die wie Stiere auf ein rotes Tuch losrennen!“

Das Zehnguldenpublikum brachte ihr unter Lachen eine Ovation dar, und die Russen sahen einander in stummer Wut an.

„Ich spreche auch nicht für Sie,“ rief sie den Russen zu, „denn ich weiß, wie weit der Fanatismus der Parteigruppen die Gescheitesten verblendet. Ich rede für das Volk, und einzig und allein für das Volk“ — dabei deutete sie zu den Tribünen hinauf, wo man plötzlich ganz still wurde — „für die

ewigen Opfer der Mächtigen, die nicht mehr der Spielball ihrer Herren — seien es Könige oder Parteityrannen — sein sollten!“ —

Sie hielt einen Augenblick inne. Als der Beifall im Saale verstummt war, fuhr sie fort:

„Meine Absicht ist — ich werde mich kurz fassen — dem Kongreß, wenn auch auf anderer Grundlage als der russische Redner von vorhin, die Annahme der französischen Resolution an Stelle des aufs Wort verzichtenden Herrn Cahors zu empfehlen . . .“

Es herrschte Totenstille. Man traute seinen Ohren nicht.

„Das wundert mich nicht!“ schrie plötzlich Polowenko dröhnend und brach in ein unverschämtes Lachen aus, das Cahors und Nixola zugleich erblassen machte, und sie freute sich beinahe über das allgemeine Gemurmel, das es ihr unmöglich machte, sofort weiterzusprechen. So gewann sie Zeit, sich zu fassen.

„Ich habe den Sinn des Zwischenrufes nicht verstanden,“ sagte sie ungeduldig, „und werde mich nicht dabei aufhalten. — Was will der Arbeiter? — Befreiung!“ —

„Ja, vom Kapitalismus! Von Ihnen und Ihrer ganzen Gesellschaft!“ rief ein Franzose unter dem Beifallslärm fast aller Kongreßmitglieder.

„Gewiß!“ bestätigte Nixola energisch, „vom Kapitalismus, von mir und meiner ganzen Gesellschaft! Ich habe nichts anderes gesagt! Aber nur vom Kapitalismus? — Bedenken Sie, daß Sie ohne ihn noch heute hörige Landarbeiter wären! Be-

denken Sie, daß Sie alles, was Sie sind, die größte soziale Macht der Welt, wenn Sie nur einig wären und wüßten, was Sie wollen . . . daß ihre ganze Organisation, das geistige Erwachen der Massen, ihre Erziehung zum Selbstbewußtsein, ihre moralische und nicht weniger ihre materielle Entwicklung das Werk des Kapitalismus ist! Bedenken Sie, daß die höchsten Löhne da gezahlt werden, die geringste Arbeitszeit da herrscht, die weiteste materielle und moralische Freiheit der Arbeiter dort errungen ist, wo der Kapitalismus sich am vollendetsten entwickelt und organisiert hat! Werden nicht unsere amerikanischen Arbeiter von Ihnen in Europa — wenn auch in übertriebenem Maße, das gebe ich zu — als geradezu reich angesehen? — Nein, ich will den Kapitalismus als System nicht verteidigen! Wollte ich es, so stünde ich nicht hier. Aber was ich Ihnen sagen will, und ich hoffe, sogar die orthodoxesten Marxisten unter Ihnen . . .“

Bei den Deutschen machte sich eine unmutige Bewegung und Murren bemerkbar.

„Ich verbinde mit dieser Bezeichnung ebensowenig einen beleidigenden Sinn, meine Herren, als wenn ich von orthodoxen Lutheranern spräche . . .“

Die Franzosen und Südländer verstanden die Bemerkung als Hieb gegen die Dogmenwirtschaft der deutschen Sozialdemokratie und klatschten zum Entsetzen Schmalkopfs amüsiert Beifall.

„Ich meine, selbst Marxisten müßten mir recht geben, wenn ich behaupte, der Kapitalismus sei das wesentliche Mittel zur Emanzipation der unterdrückten Volksmassen gewesen.“

„Ja! Gewesen!“ rief Polowenko, der sich, zu seiner Wut, sofort durch lebhaftes Zischen zur Ruhe gebracht sah.

„Gewesen?“ wiederholte Nixola. „Das ist gerade die große Frage, die erste, die auf diesem Kongresse entschieden werden sollte! Ist es mit der Emanzipation der unterdrückten Klassen in der Tat schon so weit? Hätten Sie überhaupt eine Möglichkeit, Ihre Ziele wirklich zu verfolgen, ja überhaupt auszudenken, wenn nicht die Entwicklung des Kapitalismus die politischen Freiheiten erzwungen hätte, die Ihnen doch auch zugute kommen? Und sind diese Freiheiten vollständig? Ihre erste Aufgabe müßte sein, sie zu sichern. Sie leiden nicht nur unter dem Kapitalismus, sie leiden vor allem unter dem Staat!“

Wieder hatte sie die wachsende Bewegung durch eine abweisende Gebärde zu dämpfen.

„Und wie wollen Sie den Kapitalismus stürzen, wenn Sie nicht zuvor die furchtbaren Fesseln abwerfen, die Ihnen die staatliche, die politische Hierarchie auferlegt hat? Solange es Soldaten gibt, die imstande sind, auf Sie zu schießen; solange es Arbeiter gibt, die weniger an ihrer Sache, am Wohl der Menschen hängen, als an der bestehenden Staatsordnung, am sogenannten Vaterlande, womöglich am Fürstenhause, an ‚nationalen Traditionen‘ oder vielmehr Lügen: so lange wirken Sie im Leeren! . . .“

Sie fühlte sich immer sicherer. Die aufmerksame Stille der ungeheuren Versammlung war ein gutes Zeichen. Sie ahnte den Sieg. Ein Wohl-

gefühl, wie es nur die kennen, die großes Unheil durch persönlichen Mut verhindert haben, durchzog sie. Sie richtete sich höher auf, lächelte, als ob sie nur gute Freunde um sich sähe, und begeisterte sich allmählich an ihren eigenen Worten. Hier und da wurde getuschelt. Man fand sie wunderschön.

„Verzeihen Sie, wenn ich ehrlich, offen und dumm sage, was mir als Wahrheit erscheint. Ich verstehe nichts von Politik und Diplomatie . . . Ja, ich weiß — ich weiß es vielleicht besser als viele von Ihnen —, daß das Proletariat unter dem Kapitalismus leidet. Und ich ersehne vielleicht inniger noch als viele von Ihnen — denn es gibt Leute, die vom sozialen Kampfe leben, gut leben, im Überfluß leben, und die der Friede brotlos machen würde . . .“ — sie hielt den beim Zehngulden-publikum ausbrechenden Beifall durch freundliches Zuwinken auf — „ja, ich ersehne so innig wie nur irgendeine Arbeiterfrau, die aus Hunger in die Fabrik geht, aus Hunger ihre Kinder und ihr Haus verkommen lassen muß — ich ersehne die Stunde herbei, da die Gemeinschaft der Arbeiter Besitzerin des Werkzeugs und der Rohstoffe sein und die Industrie so gut zu leiten verstehen wird wie — nun ich sage, wie Andrew Strong. Ich wünsche, wie jeder, der noch über morgen hinauszudenken vermag, daß einst die Menschheit durch wohlverstandene Koordination aller Kräfte, durch Kooperation, so leicht alle materiellen Bedürfnisse befriedigen könne, daß sich ihre Energie auf anderes richten kann, als auf den Kampf ums tägliche Brot. Und gerade deshalb stehe ich hier . . .“

Das stets sentimental veranlagte Arbeiterpublikum auf den Tribünen vergaß, wer redete, und johlte wütenden Beifall. Nixola strahlte und konnte es sich nicht versagen, Cahors einen übermütigen Blick zuzuwerfen.

„Ja, Sie leiden unter dem Druck des Kapitals!" wiederholte sie. „Und es wäre unaufrichtig von mir, wenn ich aus irgendwelchen persönlichen Gründen leugnete, daß Sie das Recht, daß Sie die Pflicht haben, gegen diesen Druck zu kämpfen..."

Wieder lärmte man auf den Tribünen, und sogar viele der südländischen Kongreßmitglieder klatschten frenetisch Beifall. Cahors wurde immer nervöser: was er für unmöglich gehalten hatte, war eingetreten. Die Verführung, welcher der Kongreß allmählich unterlag, zeigte sich immer unverhohlener; und er erwartete mit Schrecken den Augenblick, wo Nixola mit der Empfehlung seiner Resolution, mit dem Aufruf zum Versuch des Generalstreiks einen nur zu wahrscheinlichen Beifallssturm auslösen, und ihn, der auf jede Weise die Annahme seines eigenen Vorschlags hindern mußte, in eine geradezu tragische Lage drängen würde. Die Bewegung, die sich immer heftiger in den deutschen und englischen Gruppen kundgab, verstärkte noch seine Unruhe. Sogar sie standen der Rednerin schon sympathisch gegenüber!

Nixola ging der Frage jetzt ohne weiteres auf den Grund:

„Die deutsch-englische Kongreßresolution möchte in diesem Kampfe jede großzügige Handlung bis auf weiteres aufschieben. Sie will Sie zur

ruhigen Hinnahme, oder — wie gesagt wurde — ‚zur objektiven Beobachtung' der Lage verführen, in welche die Gründung des Welttrustes Sie versetzt. — Aber was will der Welttrust? Er will, Andrew Strong will die Produktionsverhältnisse der Welt besser regeln. Die Macht und der Erfolg der Truste beruht lediglich auf dem Prinzip der Sparsamkeit. Die lächerliche Verschwendung von Kräften, von Geld, von Werkzeugen und von Stoffen, die im Kleinbetrieb, im Konkurrenzbetrieb eintritt, wird im Trust auf ein Minimum reduziert. — Nun, Sie alle werden mir, hoffe ich, zugeben, daß die modernen Staaten im wesentlichen wirtschaftliche Betriebe darstellen. Dem internationalen Allgemeininteresse, dem Interesse an bester Ausnutzung aller Güter der Welt gegenüber bedeutet das moderne, nationalistische, militaristische Staatswesen nichts anderes als Kleinbetrieb, Konkurrenzbetrieb, in dem ungeheure Kräfte, ungeheure Mittel zu unproduktiven Zwecken nutzlos verschwendet werden . . ."

Die Tribünen heulten: „Bravo!!"

„Und welchen Sinn hat diese Verschwendung? Ja, gewiß, die Militäraufwendungen sind eine Versicherungsprämie, aber nicht gegen die Konkurrenz, wie die Regierungen behaupten, oder gegen die Raubgelüste des Auslands, sondern gegen den Sturz der herrschenden Gruppen, von denen Sie sich ausbeuten lassen! Sie darben, damit die Herrschaftsmittel bezahlt werden können, mit denen man Sie an der Ausübung Ihrer Rechte, an der Erfüllung Ihrer inneren Pflichten hindert! — Wer von Ihnen wagt

zu leugnen, daß die alljährlich in allen Staaten zu Militärzwecken verausgabten Milliarden Ihnen gestohlen werden, um Sie in Schach zu halten? Daß diese Riesensummen, die genügen würden, um jedem von Ihnen ein gesetzliches Existenzminimum zu sichern, ihrer wahren Bestimmung entfremdet sind und nicht *Sie* schützen, sondern Ihre Herren?!"

Die Bewegung im Saale wuchs.

„Jetzt darf ich Ihnen sagen, was der Welttrust will, welche Bedeutung er *für* Sie, und nicht bloß *gegen* Sie hat. — Wie unsere amerikanischen Truste durch vernünftige Organisation der Produktion und Ausschaltung des Kleinbetriebes fabelhafte Summen von nutzlos vergeudeter Kraft sparen: so will der Welttrust auf internationalem Gebiete die Konkurrenzkosten, die Militärkosten sparen, — will den Kasten, die da herrschen, aber nicht produzieren, ihr Machtmittel, den Militarismus, entwenden, und sie stürzen — kurz, er will die moderne Kulturwelt wirklich zu dem machen, was sie im Grunde schon längst sein will: zu einer großartigen wirtschaftlichen Organisation, einer Organisation, die den Zweck hat, die Menschen zunächst einmal zu ernähren, ohne daß sie sich im Kampf ums Brot zu erschöpfen brauchten! Und damit wird Sie der Trust von den schlimmsten Fesseln befreien, die Sie beschweren: *vom Autoritätsstaate*! Der Welttrust arbeitet für Sie!..."

„Sie wollen uns hypnotisieren!" schrie Polowenko und wies zu den stummen Tribünen hinauf. „Es ist lächerlich! Niemand protestiert? Ist es

denn nicht die frechste Ironie, wenn man uns sagt, der Trust wäre aus Humanitätsduselei gegründet?! Sicherlich hat Strong auch nur aus reiner Wohltätigkeit Zehntausende ruiniert und in Alleghany dic Arbeiter niederschießen lassen, die vor Hunger krepierten!"

Seine Landesgenossen brachen in grobes Gelächter aus. Im Saale wurde gemurmelt. Hegler schwang die Glocke. Nixola war vor Zorn erblaßt, bezwang sich aber schnell und fuhr ruhig fort:

„Nie ist mir in den Sinn gekommen, zu behaupten, der Trust sei bloß in Ihrem Interesse, als eine Art Wohltätigkeitsinstitut gegründet ... Ich habe gesagt, der Welttrust arbeitet auch in Ihrem Interesse ... Sein praktischer Zweck ist selbstverständlich: gute Geschäfte zu machen. Aber kann es für ihn ein besseres Geschäft geben, als durch die Ersparung der unsinnigen Militärkosten, durch den Zwang, den er auf die Staaten zum Zweck der allgemeinen Abrüstung ausüben wird, den Weltfrieden zu sichern, die Steuern zu vermindern, also die Kaufkraft der Völker zu erhöhen? Nicht aus Humanität, sondern aus wohlverstandenem Geschäftssinn muß der Trust den Arbeitern nützen! — Und ist es nicht offenbar, daß die Ausschaltung der zermalmendsten Räderwerke aus der bestehenden Gesellschaftsordnung gerade Ihren Zielen zugute kommen muß? — Seit anderthalb Jahrhunderten war der Kapitalismus Ihr höchstes Emanzipationsmittel. Ich behaupte, er hat seine Rolle noch nicht ausgespielt; er hat die alten Zwingburgen des Feudalwesens, der Autokratien, der mit

Gewalt wirtschaftenden Autoritäten bis in ihre tiefsten Grundlagen erschüttert, ins Wanken gebracht, ja manchmal schon gestürzt. Er kann Ihnen, wenn Sie es richtig anfangen, den Boden von den alten Trümmern völlig säubern, Ihnen den Platz geben, auf dem Sie dann Ihre, auf freies Zusammenarbeiten Aller gegründete Gesellschaft aufbauen möchten!"

Sie hielt einen Augenblick inne. Die allgemeine Stille war fast beängstigend. Man hatte den Eindruck, als wüßte sie nicht mehr genau, was sie wollte. Was hatte das alles mit dem Generalstreik zu tun, den empfehlen zu wollen, sie vorgegeben hatte? Cahors atmete auf. Er glaubte zu merken, daß es ihr doch nicht gelingen würde. —

Aber Nixola hatte durchaus nicht den Faden ihrer Rede verloren, sondern ging nun zur Nutzanwendung ihrer Ideen über: „Aber tun auch Sie das Ihrige zu Ihrer Befreiung! — Sie haben gewichtige Gründe gegen den Generalstreik gehört. Aber ich frage nur eines: wenn Sie der Resolution des Herrn Cahors nicht folgen, was wird dann eintreten? — Gerade dann werden Sie die nützlichen Folgen, die das Wirken des Trustes für Sie haben kann, in namenloses Unheil verwandeln! Nur der Starke hat Rechte! — Nur wo sich gleich gegen gleich gegenübersteht, herrscht Friede! — Beweisen Sie, daß Sie stark sind, daß Sie sogar den Trust in Schach halten können — sonst findet er nirgends auf der Welt mehr ein Gegengewicht, und wenn er durch seine Geldpolitik die Staatsregierungen unter sich gezwungen haben wird, und wenn er sieht, daß Sie schwach sind, daß Sie wie eine willenlose Herde

alles hinnehmen, in die Lösung der größten Fragen, die die Welt bewegen, nicht handelnd, sondern nur redend eingreifen: — ja dann wären die Leiter des Trustes wohl wahnsinnig, wenn sie nicht ihre schrankenlose Macht auch über Sie ausdehnten und Sie in den Saugarmen dieses weltumspannenden Polypen erstickten! . . .“

Ein rasender Beifallssturm toste von den Tribünen hernieder und riß die ganze Versammlung mit. Nur die Deutschen und Engländer blieben still. Cahors erblaßte und sprach unruhig mit Keefer. Nixola breitete die Arme aus. Sie beherrschte mit Mühe ihre Aufregung, die im Fortgang der Rede immer größer wurde.

„Nein, ich will nicht lügen! — Ich kann und darf nicht wünschen, daß Sie den Trust in Stücke zerschlagen. Aber ich wünsche, daß Sie so stark seien wie er und ihm Ihre Bedingungen zur künftigen Organisation der Weltarbeit stellen könnten! — Und hierzu haben Sie nur das einzige Mittel: den Generalstreik! . . . und zwar nicht nächstes Jahr, nicht nächsten Winter, sondern jetzt! — Denn ist der Trust erst organisiert, hat er den Regierungen erst seine Bedingungen aufgezwungen: dann ist es zu spät, dann kämpfen Sie ohne Waffen gegen die furchtbarste Zwingburg, die je errichtet wurde, gegen die verbündeten Mächte des Geldes und der Staatsgewalt. — Dann sind Sie auf Jahrzehnte hinaus verloren! — Denn dann werden auf Sie nicht nur die Schrapnells der Mitrailleusen niedersausen, die Sie gerade jetzt weniger zu fürchten haben als jemals, sondern auch die Keulenschläge der ent-

setzlichsten Todesmaschine: des von den Herrschenden bewußt organisierten Hungers!" —

Der Saal hing, sozusagen, an ihren Lippen und horchte atemlos. Die tiefe Erregung, die sie durchzitterte, teilte sich immer stärker der Menge mit, als sie nun an das Gefühl der Hörer appellierte:

„Ergreift Sie nicht Entsetzen, wenn Sie daran denken, welches namenlose Elend, welche Verzweiflung, welche Hungerkriege die Völker — wie eine ungeheure Sense faules Korn — in den Staub mähen werden, wenn Sie durch Ihre feige Schwäche, durch Ihren Mangel an Mut den Zeitpunkt vorübergehen lassen, bis zu dem noch Rettung ist? — Sehen Sie nicht das Furchtbare vor sich: daß durch Ihre Schuld ein Unwetter über die Welt hereinbrechen soll, in dem alles verloren gehen wird, was wir in jahrhundertelangem Streit langsam erobert haben? — Daß unsere Kultur zerrissen, zermalmt, in Staubkörner aufgelöst, ins Nichts gestoßen werden soll? — Und daß durch Ihre Schuld jene uralte, verzweifelte, verächtliche Menschheit wieder aufleben wird, in der ein paar Pharaone und Himmelssöhne schrankenlos über Leben und Tod stumpfer Millionenherden verfügen? . . ."

Man fühlte, wie sie mit sich selbst kämpfte, um ihre Kräfte bis zu Ende aufrecht zu halten. Man wagte nicht, der Erregung freien Lauf zu geben. Schmalkopf saß blaß, den Kopf in die Hand gestützt am Sekretärstisch: seine dreißigjährige Erfahrung sagte ihm, daß die Milliardärin die Sozialdemokraten mit sich riß; und vor ihm entrollte sich das Bild der Zersplitterung, der vor aller Augen

ausbrechenden Machtlosigkeit seiner Partei, wenn sie zum revolutionären Handeln gezwungen würde. — Keefer schrieb mit gerunzelter Stirn hastig Notizen nieder. Hegler schien eine eiserne Maske auf seine Züge gelegt zu haben. Cahors starrte vor sich hin.

Nixola mißverstand die Stille. Sie hatte plötzlich Angst und fürchtete, umsonst geredet zu haben. Man empfand es fast wie einen Schrei der Verzweiflung, als sie rief:

„Oh! — Warum sind hier unter Ihnen, die Sie zu entscheiden haben, keine Frauen! — Sie würden mich verstehen! Sie würden Ihnen Mut geben! Warum erscheinen nicht die bittenden Gestalten Ihrer Frauen vor Ihnen, die Sie anfeuern würden, lieber jetzt das kleine Opfer von etwas Mannesmut zu bringen, als aus feiger Vorsicht das unheilbare Elend sicher heraufzubeschwören! — Warum stehen nicht Ihre Kinder vor Ihnen, denen Sie ein besseres Leben hinterlassen möchten — für die zu kämpfen, Ihre höchste Pflicht ist, und die, durch Ihre Schuld, in einer Welt voll von Gewalt — Unrecht — Elend — und blutigem Kampfe — ihr Leben hinbringen sollen! — Ich beschwöre Sie — bei Ihrer Liebe zu Ihren Leidensgenossen — zu Ihren Kindern . . . Ich kann nicht mehr . . “

Mit ausgebreiteten Armen schien sie die Versammlung anzuflehen. Dann taumelte sie zurück. Hegler sprang auf, stützte sie, und führte sie zu seinem Sitze. Sie flüsterte: „Danke!“ lächelte müde, lehnte sich an den Tisch und stützte zitternd ihre Stirn in die Hand . . .

Wie unterseeische Vulkane die furchtbare Flut berghoch zum Himmel schleudern, so stieg plötzlich das Tosen der Menge an den Mauern hinauf. Das Menschenmeer wogte wie trunken. Es durchbrach, wie von unwiderstehlicher Gewalt angezogen, das Geländer des offiziellen Raumes, rollte in mächtiger Welle über den Kongreß und löste ihn in sich auf. Es gab keine Delegierten mehr. Es gab nur noch ein bis ins Innerste aufgewühltes Volk, das sich mit Wonne der Suggestion zur Begeisterung, zum Tun willenlos hingab. Es war kein Zweifel: Nixola Strong hatte gesiegt. —

Sie fühlte es und war so glücklich, daß sie die leidenschaftlichen, beinahe gerührten Glückwunsch- und Dankesbezeugungen der revolutionären Vorstandsmitglieder kaum hörte, ja sogar nicht einmal merkte, daß der Russe Polowenko außer sich, mit Tränen in den Augen, zu ihr gestürzt kam und ihr mit revolutionärer Heftigkeit die Hand schüttelte . . . Ja, sie hatte die Schlacht gewonnen: alle sagten es ihr, selbst Hegler. Keefer sogar, der stets seinen Britenanstand wahrte, bestätigte es ihr mit einer höflichen Bemerkung . . . Schmalkopf war in den Saal hinuntergestiegen und hatte sich zur deutschen Delegation durchgedrängt, die als dunkler unbeweglicher Fels im Schwall der Menge ihren Platz behauptet hatte.

Nixola strich sich plötzlich über die Stirn, als ob sie sich mit Mühe an etwas erinnerte. Sie blickte um sich, schien jemanden zu suchen, und zuckte zusammen. Dort saß Cahors, ganz allein, leichenblaß mit verschränkten Armen auf seinem

Platze und starrte verzweifelt auf die tosende Menge. Sie fühlte sich von unsagbarer Angst ergriffen und fragte Hegler hastig:

„Wird jetzt abgestimmt?“

Dieser wies lächelnd auf den Saal und sagte:

„Sobald es möglich ist und — wofern kein Kongreßmitglied mehr das Wort verlangt. Es scheint mir aber unwahrscheinlich, daß nach Ihnen ein Gegner es noch wagen wird . . .“ — er sah sich um und lachte auf — „Sehen Sie, Schmalkopf ist schon verschwunden. Keefer, wollen Sie etwas erwidern?“

„Es wäre ganz unnütz,“ sagte der Engländer mit höflichem Lächeln. „Außer uns und den Deutschen hat Cahors keinen Gegner mehr, und wir sind in der Minorität . . . Übrigens werden wir uns lieber der Abstimmung enthalten. Und Ihre Amerikaner, Hegler?“

„Ich stimme nicht. Die andern sind frei. Die Stimmung ist für Cahors. Jaso, wo steckt er denn eigentlich? — Darf ich ihn beglückwünschen, Miß Strong? Auch in Ihrem Namen? Er hat sich wirklich einen wundervollen Vorredner gewählt!“

Nixola sah noch immer in höchster Unruhe zu Cahors hinüber und beobachtete ihn. Warum blieb er so störrisch an seinem Platz? . . . Er hatte für sie kein Wort, auch nicht das fadeste Kompliment übrig! . . . Er schien mit sich zu kämpfen . . . Er sah furchtbar blaß aus . . .

Der Gedanke, daß er, nur er, ihr hier feindlich gegenüberstand, war ihr unerträglich. Und die Angst, er könnte alles wieder zunichte machen,

was sie mit so großer Mühe erreicht hatte, schnürte ihr die Kehle zu. Sie hörte nichts mehr von dem begeisterten Tumult, sah nicht, daß die Leute die Hälse reckten, um sie besser zu sehen, fühlte nichts mehr von jener allerhöchsten Empfindung des Triumphes, durch den Zauber der Persönlichkeit eine feindliche Menge erobert zu haben . . . Sie sah Cahors äußerst erregt im Flüstertone mit Hegler sprechen, und den Amerikaner plötzlich vor Schrecken oder Überraschung zusammenzucken und ihr dann einen eigentümlichen, fast bedauernden Blick zuwerfen. Es war also von ihr die Rede! Und das trotzige Achselzucken, mit dem Cahors plötzlich das Gespräch abbrach, empfand sie wie eine tödliche Beleidigung . . . Sie wußte ja, was es bedeutete!

Aber die Angst um das Ergebnis ihrer Rede war stärker als ihre Empörung. Um der guten Sache willen, mußte sie ihren Stolz niederzwingen — Cahors versöhnen . . . Sie trat hastig auf ihn zu. Es war ihr ja ganz einerlei, ob es im Saale auffiel. — Aber er machte, kaum merklich, eine schroffe abweisende Bewegung, und verbeugte sich dann vor ihr mit kühlster Höflichkeit. Beide brachten kein Wort über die Lippen und suchten gegenseitig ihren Blick zu meiden. — Aus Scham über ihre unnützige Erniedrigung errötend, wandte sie sich heftig ab und setzte sich wieder, verwirrt und verstört, hinter den Vorstandstisch.

Nun schwang Hegler die Präsidentenglocke und rief in die noch immer erregte Menge: „Verlangt noch ein Mitglied des Kongresses das Wort?“

„Schluß!!“ brüllte Polowenko mit Donnerstimme. Alle revolutionären Delegationen stimmten ein, und mit elementarer Wucht wurde das Wort im tausendstimmigen Chore von der Versammlung nachgeheult.

Hegler sah fragend zu Cahors, der geneigten Hauptes allein, etwas abseits auf der Tribüne stand und nur mit Mühe seine für alle unverständliche Aufregung dämpfte. Er zögerte. Aber plötzlich richtete er sich erbittert auf und sagte:

„Ich bitte ums Wort!“

„Genosse Cahors bittet ums Wort!“ rief Hegler in den Saal. „Beantragt man Schluß der Debatte?“

Tosender Beifall war die Antwort, denn jeder glaubte, Cahors würde jetzt offiziell seine Resolution vertreten. Nixola preßte die Hände ineinander, um nicht vor Wut und Verzweiflung aufzuschreien.

Cahors war zum Rednerplatz vorgeschritten und hob wie zu furchtbarer Drohung die linke Faust hoch in die Luft! Seine ganze Haltung atmete äußerste Erregung. Vor Erstaunen verstummte die Menge plötzlich. Cahors öffnete die erhobene Faust und wies auf die hochgelegenen Arbeitertribünen.

„Für euch,“ rief er, „rede ich, Leute aus dem Volk! — An euch wende ich mich, verblendete Genossen! — Hofftet ihr, ich würde einen Triumphgesang anstimmen? Ich komme, euch zu warnen! — Aus dem Traum des süßesten Wiegenliedes rufe ich euch zurück in die schreckliche Wirklichkeit des Kampfes . . .“

Man sah sich gegenseitig verblüfft an. Man murmelte. Ein paar grelle Pfiffe schrillten durch den Saal. Dann ward es wieder totenstill.

Cahors' Stimme klang mächtig durch die weite Halle:

„Frauenschönheit und Frauenstimme haben euch verführt! — Ja! auch ich bewundere diese Frau, die, wie ihr Vater ins Übermenschliche gewachsen, wie Dalila einem einzigen Simson, so Tausenden von Männern die kraftbringenden Locken schert! — Aber mir steht unsere Sache höher als die verführerischste Kunst! — Ja, auch ich darf die Tochter Andrew Strongs zu der Zauberkraft beglückwünschen, der ihr zum Opfer zu fallen droht! — Aber ich will mich nicht bezaubern, nicht verführen lassen! — Mir wurde vorgeworfen, ich ließe in letzter Stunde meine Resolution fallen; ich stieße aus verdächtigen Gründen mein eigenes Lebenswerk um! — Ja, Genossen, das tue ich! — Ich tue es mit Bitterkeit im Herzen! Aber ich muß es! — Was gilt der einzelne, sein Ruf, seine Ehre, sein Glück — wenn es sich um das Glück oder Unglück der Gemeinschaft handelt! — Ich beschwöre euch: stimmt gegen meine Resolution, gegen die Resolution Fräulein Strongs, gegen Andrew Strong!"

Von nirgends kam ein Echo. Nixola saß hinter Hegler, der Menge verborgen, und hatte beide Hände vor ihr Gesicht geschlagen, um ihre von Angst, Enttäuschung und Zorn verzerrten Züge nicht sehen zu lassen. Cahors wußte die Wirkung seiner Rede nicht zu bemessen. War es Bestürzung, war es Widerstand, was die Menge im Schweigen hielt? Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann mit hinreißender Eindringlichkeit fort:

„Ja, Polowenko, wie du gesagt hast: ich bin

umgefallen! Ich stimme gegen mich selbst. — Aber glaubst du, ich täte es leichten Herzens? Glaubst du, es wäre mir nichts, meine innigsten Träume zu begraben — im Augenblicke, da sie Wirklichkeit werden könnten? — Warum tue ich es? — Weil ich erfahren habe, weil ich **weiß**, daß der Generalstreik vom Trust gewünscht, gewollt wird! — Jetzt darf ich es sagen: ihr habt die furchtbarste, die verderblichste Provokation, die man je uns zu bieten gewagt hat, in naivem Kinderglauben für bare Münze genommen, weil sie euch durch die prachtvolle Kunst einer Frau vermittelt wurde! — Euer Beifall war der eines Theaterpublikums, nicht eines sozialen, eines ernsten Kongresses! — Wenn ihr je zu mir etwas Vertrauen gehabt habt: nun, dann glaubt mir hier in der schwersten Stunde meines Lebens! — Ich habe mich geirrt! — Mein Antrag ist uns verderblich! — Wer für ihn stimmt, stimmt für Strong, für unsere Niederlage, für die Versumpfung, die Zerstörung unserer Bewegung! — Wer von euch aber übernimmt solche Verantwortung? Wer von euch wagt, nach solchem Verrat vor seiner Partei, seiner Gewerkschaft, seinen Genossen zu erscheinen, ohne daß ihm Schamröte ins Gesicht stiege? — Und ich erkläre feierlich: wenn ihr nicht auf meine Mahnung hört, bin ich nicht mehr Delegierter, nicht mehr Sekretär der französischen Föderation, nicht mehr Gewerkschaftler, nicht mehr Sozialist! — Dann trenne ich mich von euch für immer! — Mit Beifall habt ihr über ein schönes Schauspiel quittiert. Jetzt heißt es, über euch selbst, über euer Leben, eure Zukunft, eure

Ideale quittieren! — Hier ist die Rechnung: ihr sollt euch opfern, um dem Trust unumschränkte Gewalt über die Welt und über euch zu geben! Wollt ihr diese Rechnung bezahlen? — Gut, dann tut es. Aber ihr bezahlt sie mit eurer Freiheit, mit eurem Brot, mit eurem Blut! — Ich zahle nicht mit! . . ."

Weiter hatte er nichts zu sagen. Er wußte ja, daß kühle Erörterungen hier nichts nutzen konnten. Nur die Macht der Persönlichkeit, seine durch lange aufopfernde Arbeit gewonnene Autorität, kurz ein diktatorisches Machtwort hatte Aussicht, den von der Amerikanerin entfesselten Aufschwall revolutionärer Begeisterung niederzuschlagen. Aber war seine moralische Gewalt dazu stark genug?

Er blieb trotzig und stumm der Menge gegenüber stehen, und sein scharfer Blick suchte von Gruppe zu Gruppe auf den Zügen der Kongreßmitglieder den Eindruck seiner Erklärung zu lesen. Nirgends ertönte Beifall. Seine Worte hatten sich wie ein kalter Sturzbach über die Versammlung ergossen. Seine beschwörenden Mahnungen, seine Drohungen waren so unvermutet gekommen, hatten die Menge so unsanft aus ihrer lyrischen Stimmung gerissen, daß man lange Minuten brauchte, um seine Gedanken zu sammeln.

Das Zehnguldenpublikum wartete atemlos. Aber mitten in die beängstigende Stille brüllte plötzlich jemand mit Stentorstimme von der Arbeitertribüne herab:

„Nieder mit Strong!"

Cahors' Züge hellten sich auf. Durfte er diesen Ruf, der überall tiefe Bewegung auslöste, sozusagen

als den Ton der Stimmgabel auffassen, der die noch unbewußte Stimmung der Versammlung angab?

Er richtete sich triumphierend auf, hob beschwörend die Hand und rief mit Donnerstimme:

„Ich habe meine Pflicht getan! Tut ihr die eure!"

Dann schritt er gelassen zum Vorstandstische zurück, um dort offiziell, schriftlich, seinen Antrag auf internationalen Generalstreik zurückzuziehen.

Und ehe die immer erregter murmelnde Menge sich noch über die Sachlage klar geworden war, kündigte Hegler dies dem Kongreß an. Die Engländer und die Deutschen quittierten darüber mit donnerndem Beifall, der allmählich die Menge bis zu höchster Begeisterung mit sich riß . . .

Cahors' Machtwort hatte Nixolas Sirenengesang um seine Wirkung gebracht . . .

Sie war regungslos hinter der Vorstandsgruppe sitzen geblieben. Empörung und Schmerz kämpften in ihr. E r, gerade e r, verwandelte ihren schönen Triumph in eine klägliche Niederlage . . .

Sie biß sich die Lippen wund, um nicht laut aufzuschluchzen . . . Er hatte sie lächerlich gemacht. Er hatte sie als hinterlistige Vertreterin ihres Vaters verleumdet! Er hatte sie als Schauspielerin verunglimpft, mit entsetzlichen, ironischen Komplimenten . . . Und das wirklich nur aus Prinzip, aus aufopfernder Liebe zu der Sache, der er, wie er behauptete, sein Leben geweiht hatte? . . . Nein, nein! Das d u r f t e sie sich nicht eingestehen; denn dann hätte sie ihn ja bewundern müssen . . . Und sie haßte ihn, verachtete ihn . . . Sicher hatte er

es hauptsächlich deshalb getan, um sie zu demütigen, um sich dafür zu rächen, daß sie ihn damals, auf der Überfahrt, auch ihre Macht rücksichtslos hatte fühlen lassen . . .

Er war ein Verbrecher . . . Er hatte geflissentlich die Menge betrogen, seine Genossen belogen, und hetzte sie nun in die schrecklichen Konflikte, die sie ihnen hatte ersparen wollen . . .

Er war ein Verräter . . . denn er hatte sie mit seinem Flirt, seiner vorgeblichen Liebe belogen . . . er hatte sie gehänselt . . . vor der ganzen Welt unmöglich gemacht . . . hatte das Vertrauen gemein getäuscht, das sie in ihn gesetzt hatte . . . denn wenn es ehrlich war, was er damals auf dem Schiffe, allerdings nur so obenhin, gesagt hatte . . . „Ich liebe Sie und nicht die Ideen Ihres Herrn Vaters . . .“ dann hätte er doch schweigen müssen, ihr den Triumph lassen müssen . . .

Sie sah zu ihm hinüber. Er stand kaltblütig, ganz ruhig, neben Hegler. Er lächelte sogar! Sie schien für ihn gar nicht mehr zu existieren . . .

Die Präsidentenglocke ertönte wieder, und Hegler zog in trockenem Geschäftston das Fazit der Versammlung:

„Da die zurückgezogene französische Resolution von keiner anderen Delegation wieder eingebracht worden ist, steht der Kongreß nur noch der deutsch-englischen gegenüber. Sämtliche Delegationen, mit Ausnahme der englischen und deutschen, haben Erklärungen abgegeben, wonach sie sich der Stimmenabgabe enthalten. Um unnötige Formalitäten zu vermeiden, schlage ich also vor,

die deutsch-englische Resolution, die den Generalstreik prinzipiell als Mittel zur vollständigen Emanzipation des Proletariats annimmt, aber keinen Zeitpunkt zu seiner praktischen Durchführung festsetzt, als mit den Stimmen der englischen und deutschen Arbeiter angenommen zu erklären. Da kein anderer Punkt auf der Tagesordnung steht, schließe ich hiermit die Plenarsitzung des Kongresses." ...

Der revolutionäre Strom, den das Arbeiterparlament machtvoll gegen die Grundmauern der „sozialen Zwingburg" hatte leiten wollen, war wieder einmal im Sande verlaufen. Nur die deutsche Delegation nahm von diesem kläglichen Ausgange des Kongresses mit Bravorufen Notiz, die aber im Lärm des Stühlerückens und der Gespräche des zu den Ausgängen drängenden Publikums untergingen. Die Menge war enttäuscht und unzufrieden. Draußen, auf dem Frederiksplein wurde gepfiffen und zum Proteste von den dort zu Tausenden stehenden Arbeitern die „Internationale" gesungen. Unter den Kongreßmitgliedern herrschte allgemeines Unbehagen. Auf der Tribüne, wo alle Obmänner der Delegationen die neue Sachlage besprachen, fielen scharfe Bemerkungen. Es war ein furchtbares Fiasko!

Cahors allein beteiligte sich nicht an diesem nutzlosen Gerede. Er hatte sich abseits gesetzt und verfolgte, vom Kampfe mit sich selbst erschöpft, gedankenlos das Wogen der Menge, die langsam den Saal verließ ...

Niemand kümmerte sich um Nixola. Sie fühlte sich furchtbar überflüssig, lächerlich und beleidigt. Nur unbemerkt sich aus dem Staube machen! das war

ihr einziger Gedanke. Aber um die von der Tribüne zur Hintertreppe des Gebäudes führende Tür zu erreichen, mußte sie dicht an Cahors vorbei. Sie erhob sich und zögerte einen Augenblick. Hegler bemerkte sie, entschuldigte seine Unhöflichkeit und erbot sich, sie zum Wagen zu führen. Aber sie lehnte beinahe schroff ab, denn es war doch nicht Heglers Pflicht, ihr einen persönlichen Dienst zu leisten!

Aber Cahors sollte merken, wie sie ihn verachtete! Sie schritt allein zur Tür, blieb jedoch im Vorbeigehen dicht vor ihm stehen. Da sprang er verwirrt auf und suchte nach Worten. Sie aber maß ihn stumm mit stolzem, verachtendem Blick, wandte dann ihren Kopf beleidigend ab, und eilte fluchtartig, vor Herzklopfen fast erstickend, hinaus.

Starr vor Schreck blickte er ein paar Sekunden verständnislos auf den Platz, wo sie soeben noch gestanden hatte. Dann rannte er ihr nach und traf sie noch gerade an der Hintertür des Gebäudes, als sie in ihren Wagen steigen wollte, und er stammelte flehend:

„Fräulein Nixola . . . bitte . . . nicht so . . . ich . . . kann es nicht ertragen, wenn Sie . . .“

Überrascht hatte sie sich ihm zugewandt, musterte ihn wieder mit hochmütigem Augenblinzeln und gedachte ihn mit einer scharfen Bemerkung zurückzuweisen. Aber er sah so unglücklich aus, daß er ihr fast leid tat, und sie ihm, in ihrer geheimen Freude über seine Zerknirschung, beinahe zur Versöhnung die Hand gereicht hätte. Sie mußte ihm aber doch zeigen, wie sie ihn verachtete! Mit einem Ruck wandte sie sich darum von ihm ab und stieß empört hervor:

„Kein Wort weiter, Graf! —"

Und schon setzte sie den Fuß auf das Trittbrett des Wagens. Doch anstatt schnell einzusteigen, zögerte sie lange. Und Cahors durchschaute sie. Aber er erwiderte nichts, gerade weil sie darauf wartete . . . Krampfhaft hielt ihre Hand den Griff der Wagentür umklammert, und ihre tiefen Atemzüge verrieten furchtbare Erregung. Sie blickte eine Weile zu Boden, und dann wieder auf ihn. Aber nun sah er gar nicht mehr so verzweifelt aus! Er schien sogar zu lächeln!! Solch eine Frechheit!!! . . . Ihre ganze Verachtung sollte er jetzt fühlen! Und mit einer Stimme, die Zorn ausdrücken sollte, aber viel eher nach Verzweiflung klang, schleuderte sie ihm ins Gesicht:

„Ich hasse Sie! —"

Dann sprang sie in das Coupé. Und während er dem davonrollenden Gefährt still lächelnd nachblickte, preßte sie das Gesicht in die Wagenecke und weinte jämmerlich, wie ein kleines Mädchen, das seine Puppe zerbrochen hat.

## V

IM PALAIS der Avenue Louise zu Brüssel, auf dessen Dache die Fahnen der dreiunddreißig Staaten flatterten, über die der Welttrust seine Riesenfänge ausgestreckt hatte, saß Andrew Strong einsam im weiten, nüchtern, aber kostbar ausgestatteten Direktionszimmer des „Internationalen Produktions - Syndikates". Niemand hätte

diesen Fürsten- oder Ministerpalast für das Geschäftshaus gehalten, vor dem die Völker und Staaten zitterten, von dem aus die Geld- und Produktenmärkte aller Länder fast despotisch regiert wurden.

Das Genie, dem es gelungen war, in Amerika Tausende von winzigen, unfähigen, sich gegenseitig minierenden Bergwerken, Fabriken und Banken zu der mächtigsten wirtschaftlichen Präzisionsmaschine zusammenzuschweißen, die die Welt je gesehen, hatte auch dem jungen, fast noch in den Windeln liegenden internationalen Trust jene wundervolle, alles vorhersehende Organisation zu geben gewußt, die ihn wie eine Dynamomaschine fast automatisch funktionieren ließ. Ein Dutzend Sekretäre genügte, um die notwendigsten schriftlichen Arbeiten zu bewältigen. Und das wundervolle, für fünfzig Millionen Franken vom Trust monopolisierte drahtlose Telephonsystem eines jungen schwedischen Ingenieurs machte in der Zentralleitung jede eigentliche Bureauarbeit überflüssig. Die auf allen großen europäischen Märkten auf genau gleiche Länge Herzscher Wellen gestimmten Apparate der Zweigdirektionen verzeichneten ja alle gleichzeitig die Worte, die der Präsident gegen die Platte seines Fernsprechers sprach; und die scharfsinnige Kombination des Wellenempfängers mit dem Phonographen, die über feine Rezeptionsplatten hinzitternde Nadel der dort in der Ferne schwingenden Membranen, verwandelte den flüchtigen Schall in festes Dokument, das nach Belieben wieder tönend gemacht werden konnte.

Zeit und Raum existierten nicht mehr für Strong

in der Ausübung seiner Macht. Er hatte den Welttrust in der Hand, wie ein Schuster die Ahle. Und die Witzblätter wußten nicht, wie recht sie hatten, wenn sie die verkürzte, schon internationales Sprachgut gewordene Bezeichnung des „Internationalen Produktions-Syndikates“, wenn sie „IPS“ mit dem lateinischen „ipse“ zusammenstellten, und das oberflächliche Spießbürgerpublikum mit der Behauptung belustigten, der Trust sei nichts anderes, als Strong „selbst“, sein persönliches Eigentum, seine persönliche Machtentfaltung . . .

Die vornehme Ruhe, die jedes Geräusch dämpfenden Teppiche und Vorhänge, die riesige Marmortreppe mit dem Onyxgeländer, die aus den imposanten Empfangs- und Sitzungsräumen des allmonatlich hier tagenden Zentralrates zu den Privaträumen des Präsidenten hinaufführte, die zahlreiche mit höfischer Präzision und Eleganz funktionierende Dienerschaft: alles dies mußte auf den Besucher den Eindruck machen, als residiere hier ein grand seigneur der alten Zeit, der vom Wirrwarr des modernen Lebens angewidert, inmitten gediegenster Pracht, von der Welt abgeschlossen, seinen Traum von raffiniertem, tatenlosem Leben zu verwirklichen trachtete.

Andrew Strong saß, das Haupt sorgenvoll in die Hand gestützt, an dem riesigen, mit bronzenen Adlern und Lorbeeren gezierten Schreibtische, von dem aus einst Napoleon die Welt erschüttert hatte. Er fühlte sich heute nicht, wie sonst so oft, bemüßigt, zu lächeln bei dem Gedanken, wie er dieses erinnerungsreiche historische Möbel einer zufällig gerade extremradikalen französischen Regierung,

die den Schlachtenkaiser am liebsten aus der Geschichte getilgt hätte, mit einem tüchtigen Scheck hatte abkaufen können ... Vor ihm lagen schon zu Hunderten Depeschen aus allen Ländern mit Zeitungsauszügen über den Verlauf des Amsterdamer Kongresses. Von dem seltsamen Ausgang der im Sande verlaufenen Versammlung war er bereits um Mitternacht unterrichtet gewesen. Und ein beängstigendes Gemisch aus echt amerikanischem Vaterstolze über den Mut und die Energie seines Nixchens und tiefem Ärger über das tollköpfige Kind, das ihm trotz bester Absicht die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, hatte ihm den Schlaf geraubt. Schon um zwei Uhr morgens war sein stärkstes Automobil unterwegs gewesen, um Nixola sofort aus Amsterdam nach Brüssel zu holen. Und je schlimmer der Haufen von Zeitungsauszügen über den moralischen Triumph und die schließliche Niederlage seiner als Anarchistin hingestellten Tochter anschwoll, um so unruhiger erwartete er ihre Ankunft. Denn am Nachmittage hatte der Zentralrat des Trustes, den Kongreßergebnissen gemäß, seine Arbeiterpolitik festzulegen. Und vorher mußte er unbedingt eine Aufklärung von ihr erhalten haben ...

Schlimmer als alles andere beängstigte ihn aber die Haltung des Grafen Cahors dem Kongreß und Nixola gegenüber. Denn wenn der Kongreß den Generalstreik abgelehnt und ihn, Strong, damit des Mittels beraubt hatte, den verschiedenen widerstrebenden Staatsverwaltungen und den nur unwillig unter seinem Joch arbeitenden europäischen

Großfinanziers und -industriellen einen heilsamen Schrecken einzujagen, seine politische Macht zur höchsten Höhe zu führen, und seine wirtschaftliche Macht auf felsenfesten Boden zu stellen: so war dies ausschließlich des Franzosen Schuld. Und er fragte sich unmutig, ob nicht etwa Nixola ihn zu dieser verderblichen, offenbar erst im letzten Augenblicke beschlossenen Haltung herausgefordert habe. Die Reporter verschiedenster Richtung berichteten über den Zwischenfall im gleichen Sinne. Die ,Times' schrieben genau dasselbe wie die ,Leipziger Volkszeitung' und die anarchistische ,Emancipacion Obrera'. Und sogar die großen parteilosen Blätter in verschiedenen Ländern, die, obwohl voneinander unabhängig, ihm selbst gehörten, und sicherlich gerade hier nur mit äußerster Vorsicht sprechen konnten, bestätigten die Nachrichten der Parteiblätter.

„Cahors ist heute morgen umgefallen," hatte ein russischer Delegierter behauptet . . . Am selben Morgen also, als Nixola schon in Amsterdam war! Sollte wirklich Cahors' plötzlicher Meinungswechsel mit Nixolas Reise in Verbindung stehen?! Es wäre skandalös! Aber in seiner fatalen Schlußrede hatte der Graf es indirekt angedeutet, denn sonst hätte sein Ausruf: „Ich habe erfahren, ich weiß, daß der Trust den Generalstreik will," überhaupt keinen Sinn gehabt. Von wem konnte er das erfahren haben, wenn nicht von Nixola? Und gerade der Mann, der nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen internationalen Bewegung, der Idee des allgemeinen Ausstandes recht eigentlich erst zu ihrem

Erfolg verholfen hatte, redete nun gegen seine eigene, vorher leidenschaftlich vertretene Theorie...

Dieser Umschwung, dieses Zusammentreffen mit Nixolas Reise, alles das blieb Strong so unverständlich, daß er geradezu nervös wurde, aufsprang, hin und her lief, und schließlich nochmals in Amsterdam telephonisch anfragen ließ, ob Miß Strong abgereist sei . . .

Zu seiner höchsten und unangenehmsten Überraschung überbrachte ihm ein Diener auf uralter, geschnitzter chinesischer Elfenbeinschale die Visitenkarte des Fürsten zu Klarenberg, des großen schlesischen Zechen-, Hütten- und Grundbesitzers, den der deutsche Kohlen- und Eisenring in den Zentralrat des ‚Ips' delegiert hatte, wo er nicht nur die rein wirtschaftlichen Interessen des deutschen Großkapitals, sondern, dank seiner Führerstelle in einer der großen konservativen Reichstagsfraktionen und seinen freundschaftlichen Beziehungen zum Monarchen, auch die politischen Ziele seiner Klasse und die diplomatischen Wünsche der Regierung vertrat.

„So früh?" murmelte Strong. „Vor acht? Diese Deutschen sind wirklich unheimlich!"

Aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und empfing den ungelegenen Besuch sofort.

Fürst Klarenberg erschien diskret, elegant und kühl, wie ein Botschafter. Trotz der frühen Stunde bereits im schwarzen Gehrock und Zylinder, mit hellen Handschuhen und einer weißen Orchidee im Knopfloch. Auf den zierlichen Gruß des alten Herrn antwortete Strong mit einem kräftigen:

„Guten Morgen, Fürst! So früh schon auf den Beinen? — Was führt Sie zu mir? — Wünschen Sie etwa noch Dokumente vor unserer Sitzung?"

Klarenberg setzte sich und wies auf die Depeschenhaufen:

„Sie haben doch wohl gelesen?"

„Ja, allerdings!" erwiderte Strong und zwang sich zu einem überlegenen Lächeln. „Es muß wirklich komisch gewesen sein!"

Der Deutsche suchte aus Strongs Zügen zu erraten, ob er wirklich die Sache so leicht nähme.

„Es ist mir als meine Pflicht erschienen," sagte er, „keinen Augenblick verstreichen zu lassen, um mit Ihnen die neue Sachlage zu besprechen, denn man erwartet jedenfalls in Berlin von mir eine eingehende Auskunft über die gestrigen Vorfälle . . ."

„Wer? — Der Kohlenring? . . ."

Fürst Klarenberg lächelte.

„Nein, mein lieber Präsident. — Das würden Sie mir doch nicht glauben, wenn ich es vorgäbe. — Die Wilhelmstraße natürlich . . ."

„Ach so! —" bemerkte Strong leichthin, fuhr aber nervös mit der Hand über den Depeschenhaufen auf dem Tisch. „Ja, lieber Fürst, aber was kann ich dazu tun? — Ich gebe gern zu, daß Ihre Regierung auch die geringsten Zwischenfälle politischer oder wirtschaftlicher Natur mit fast unglaublicher Aufmerksamkeit verfolgt, und daß sie darin allen anderen überlegen ist. Aber wodurch kann ich hier Ihre Informationen ergänzen? Ich weiß nicht mehr als jeder Zeitungsleser!"

Der unoffizielle deutsche Botschafter beim Trustkönig betrachtete einen Augenblick sinnend den Silbergriff seines Spazierstockes. Dann blickte er plötzlich energisch zu Strong auf und sagte:

„Mein lieber Präsident, ich habe nach meiner Erfahrung noch stets gefunden, daß man am besten Diplomatie treibt, wenn man, allen Gewohnheiten zum Trotz, kein Blatt vor den Mund nimmt. Ich komme zu Ihnen, nicht um Erkundigungen einzuziehen, sondern um Aufklärungen zu suchen, die mir vom Standpunkte meiner Freunde im Ringe und auch meiner Regierung äußerst wünschenswert, wenn nicht sogar durchaus notwendig erscheinen. Unser Syndikat ist bei seiner Gründung weder von der öffentlichen Meinung noch von der Regierung mit großem Wohlwollen begrüßt worden. Und ich stehe nicht an, Ihnen heute aufrichtig zu sagen, was Sie sicherlich stets gewußt haben, daß nämlich der Eintritt der deutschen Industrie und der deutschen Großbanken in Ihren Trust im Grunde nicht ganz freiwillig war. Nicht die Aussicht auf bessere Regelung der Produktion nach den Bedürfnissen des Weltmarktes, nicht die Aussicht auf höheren Gewinn allein hat bei uns den Ausschlag gegeben: solche rein materiellen Gründe hätten bei keinem deutschen Kapitalisten die nationalen Bedenken überwogen, die gegen unsern Eintritt in den Trust sprachen. Wir Privatleute haben uns mit Ihnen verbündet, weil die unausgesprochene Drohung einer internationalen Koalition gegen die deutsche Industrie uns eine Krise voraussehen ließ, der wir — Sie wissen es ja besser als ich — nicht gewachsen

waren. Und wenn es uns — ich darf wohl sagen, mir persönlich — gelungen ist, Seine Majestät, die dem Projekte aus patriotischen Gründen durchaus feindlich gegenüberstand, zugunsten des Syndikates umzustimmen, so habe ich damit Seiner Majestät und der Regierung gegenüber eine Verantwortung übernommen, deren ganze Schwere Sie zweifellos begreifen."

„Sicherlich, lieber Fürst, und ich bin Ihnen dankbar dafür," unterbrach ihn Strong. „Deshalb haben Sie auch stets auf größte Offenheit meinerseits rechnen können. Und wenn Sie heute irgendwie meines Zutuns bedürfen . . ."

„Ja. — Heute liegt diese Verantwortung schwerer auf mir als je," fuhr Fürst Klarenberg lebhafter fort. „Obwohl Seine Majestät, wie Sie wissen, die heutzutage entscheidende Bedeutung der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse für die Reichspolitik durchaus versteht, so hätten doch die wirtschaftlichen Gründe, die ich Ihr auseinandergesetzt habe, nicht genügt, mir die Kaiserliche Autorisation zur Unterzeichnung unseres Vertrages zu verschaffen. Und diese Autorisation war meiner Ansicht nach nötig, da es sich um eine nationale Frage handelte. Nicht die Gefahren, die unseren Nationalwohlstand von Ihrer Seite bedrohten . . ."

Strong unterbrach ihn lächelnd:

„Wie können Sie mir vorwerfen, lieber Fürst, ich hätte Deutschland oder irgendein Land ruinieren wollen! — Ganz im Gegenteil . . ."

„Nein, Sie verstehen mich nicht ganz richtig.

In Frankreich, England, Italien und Rußland lag die Sache anders, denn dort fürchtete man unsere Konkurrenz; Ihr Syndikat wurde dort zweifellos anfangs als Verteidigungsmaßregel gegen uns aufgefaßt, und deshalb hatten Sie dort so leichtes Spiel. — Aber bei uns in Deutschland hatte man gegen die Gründung des Welttrustes hauptsächlich das Bedenken, daß Sie, ein Ausländer, die oberste Leitung unseres Tuns souverän in der Hand behalten würden."

„Ich glaube nicht," erwiderte Strong gelassen, „die Autonomie Ihrer nationalen Industrie- und Handelsgruppen zerstört zu haben."

„Das gebe ich zu: ebensowenig — aber auch ebensoviel — wie zum Beispiel das Deutsche Reich die des Fürstentums Lippe-Detmold . . . Unsere Autonomie beschränkt sich praktisch auf die innere Verwaltung, die Ausführung unserer Unternehmungen: die Führung haben Sie . . ."

Strong machte eine Handbewegung, die ebensowohl Ja wie Nein bedeuten konnte.

„Die Frage der nationalen Unabhängigkeit," fuhr Fürst Klarenberg eindringlicher fort, „erschien Seiner Majestät ungleich wichtiger als die Möglichkeit, einer schweren wirtschaftlichen Krise aus dem Wege zu gehen. ‚Im Notfalle habe Ich Meine Armee', äußerte Seine Majestät im Laufe der mir erteilten Audienz. — Sehen Sie, ich spreche mit aller Offenheit . . ."

Strong sah ihn erstaunt an und schüttelte, beinahe mitleidig lächelnd, den Kopf.

„Es wird Ihnen als Amerikaner schwer, diese

Äußerung einzuschätzen?" fragte der Fürst. „Bei uns ist der Gedanke, daß die Wehrkraft eigens zu dem Zwecke geschaffen und stetig verstärkt worden ist, um den nationalen Wohlstand zu schützen, in allen Schichten der Bevölkerung so tief eingewurzelt ..."

„Ja, aus Unverstand," unterbrach ihn Strong, indem er die Schärfe des Urteils durch seine gemütliche Sprechweise abzuschwächen suchte, „oder geflissentlich, durch die Schule und die Kaserne eingepflanzt, um die Militäraufwendungen populär zu machen, und zwar aus innerpolitischen Gründen. Das Prinzip ist aber falsch."

„Sie sind Pazifist, mein lieber Präsident," bemerkte Fürst Klarenberg mit diplomatischer Ruhe. „Aber das Deutsche Reich würde auseinanderstieben, wenn die in ihm vereinigten zentrifugalen Kräfte nicht fortwährend durch straffe — wie soll ich sagen — weniger militärische als nationale Disziplin zusammengehalten, und wo nicht zu einem zentripetalen Büschel vereinigt, so doch wenigstens in parallele Richtungen gezwungen würden. — Ja, allerdings ist die Notwendigkeit der straffen militärischen Organisation, die Ihnen ihrer Kosten und ihrer vermeintlichen Unproduktivität wegen ein Dorn im Auge ist, aus innerpolitischen Gründen notwendig. Und gerade diese Ihre Bemerkung erleichtert mir die Darstellung der Lage, in die ich mich heute versetzt sehe. — Es steht mir nicht zu, das Prinzip, das Sie soeben als falsch bezeichnet haben, an sich zu kritisieren. Aber es war mir möglich, Seiner Majestät in dem vorliegenden Falle zu beweisen, daß es schwierig sein dürfte,

gegebenenfalls mit militärischen Mitteln eine wirtschaftliche Krise zu bekämpfen, die sich zweifelsohne außerhalb aller politischen Konstellationen entwickeln und überdies die Regelung der mit solchen Unternehmungen verbundenen finanziellen Fragen sehr erschweren würde. Seine Majestät geruhte andererseits die Auseinandersetzung über den sozialen Nutzen unseres Syndikates mit Befriedigung entgegenzunehmen. Und nur diese sozialen, innerpolitischen Vorzüge des Trustes, die ich in Ihrem Namen, wenn ich so sagen darf, Seiner Majestät auseinandergesetzt habe, gaben schließlich den Ausschlag. Ich habe darauf hingewiesen, daß unser Syndikat, durch die feste internationale Organisation des Kapitals, mit seinem grundlegenden Interesse an Disziplin, Ordnung und sozialer Ruhe, in allen Kulturstaaten die zum Sozialismus übergegangenen Arbeitergruppen, die Parteien des Umsturzes, erfolgreicher und ohne Staatshilfe und Staatsauslagen in Schach halten würde, als es irgendeiner Regierung möglich wäre. Dieser Vorteil, die unabhängige, kostenlose, energische Mitarbeit unseres Syndikats an der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung, der inneren Ruhe, kurz der politischen und sozialen Verhältnisse, auf denen unsere Existenzmöglichkeit beruht: dieses nur hat Seine Majestät überzeugt und Sie veranlaßt, die nationalen Bedenken hinter die sozialen Vorzüge zurücktreten zu lassen. — Ich füge hinzu, daß eine ähnliche Beweisführung auch viele meiner Freunde mit Ihnen ausgesöhnt hat, die vorher gleichfalls beinahe vorgezogen hätten, alles Unheil einer Krise über sich ergehen zu lassen,

als auf einen Teil ihrer nationalen Unabhängigkeit zu verzichten. — Entschuldigen Sie diese etwas langatmige Auseinandersetzung: sie schien mir nötig, um Ihnen verständlich zu machen, daß ich persönlich Seiner Majestät, der Regierung, meinen Geschäftsfreunden und, wie Sie wissen, auch der Reichstagsmajorität gegenüber die Verantwortung dafür übernommen habe, daß unser Syndikat der von mir dargelegten sozialen Aufgabe gerecht werde. Sollte sich herausstellen, daß ich meinen Fürsten, mein Land und meine Freunde hierin getäuscht habe, so wäre meine soziale, politische und moralische Stellung geradezu hoffnungslos kompromittiert..."

„Und ich wäre daran schuld!" rief Strong, der mit größter Aufmerksamkeit den Worten des Deutschen gefolgt war. „Es wäre mir wirklich im allerhöchsten Grade unangenehm, wenn Sie meinetwegen in eine schiefe Lage geraten sollten. Aber ich versichere Ihnen, lieber Fürst, daß davon keine Rede sein kann."

„Sie irren sich," erwiderte Fürst Klarenberg erregter. „Behandeln Sie mich, bitte, heute wie einen Botschafter, der das Haupt einer befreundeten Macht auffordert, mit ihm gemeinsam und ehrlich die freundschaftliche Lösung eines unangenehmen Zwischenfalles auszuarbeiten . . ."

Strong blickte den improvisierten Diplomaten durchdringend an, als ob er hinter seiner Stirn die geheimsten Gedanken herauslesen wollte.

„Ich verstehe wirklich nicht," sagte er schließlich, obwohl er jetzt eine vage Vorstellung von den Schwierigkeiten hatte, die sich einstellen würden.

Klarenberg lehnte sich in seinem Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. Er schien sehr ruhig und strich sich gelassen über den schon weißen Spitzbart.

„Sie verstehen nicht?“ wiederholte er kühl. — „Nun gut. — Sie haben die Depeschen da und sind sicherlich weit besser über alle Einzelheiten unterrichtet als ich. Allen denen, die durch meine Fürsprache Ihre Bedingungen angenommen haben, und vor allem dem Kaiser und der Regierung bin ich Aufklärungen über die Trustpolitik schuldig, die dem internationalen Arbeiterbunde von nur zu autorisierter Seite als regierungs- und ordnungsfeindlich, als sozialreformerisch, sagen wir genauer, als revolutionär dargelegt wurde.“

Strong erhob sich nervös und klopfte mehrmals leicht auf den Depeschenhaufen. Dann fragte er mit gut gespielter Verwunderung:

„Revolutionär? — Von autorisierter Seite? — Von ‚nur zu‘ autorisierter Seite? —“

Und zur peinlichen Überraschung des Fürsten brach er in ein herzhaftes Lachen aus.

„Lieber Fürst . . . bitte, verzeihen Sie . . . aber es ist wirklich zu komisch — also auch Sie lassen sich von dem tollköpfigen Mädel beeinflussen?...“

Aber Klarenberg verspürte durchaus keine Lust, in diesen Heiterkeitsanfall einzustimmen. Sein Gesicht blieb wie aus Holz, obwohl er, oder vielleicht gerade weil er sich von solchen wenig aristokratischen Allüren aufs unangenehmste berührt fühlte; und er erwiderte ein wenig pikiert:

„Es tut mir leid, mein lieber Präsident, die

Angelegenheit nicht so leicht nehmen zu können wie Sie. Ihr Fräulein Tochter . . .“

„Ja, aber bin ich etwa dafür verantwortlich, was eine junge Dame in ihrem Gefühlsaufschwall einer Volksversammlung zum besten gibt?“

„Wenn die Tochter Andrew Strongs mit dem ganzen Prestige ihres Namens nicht nur vor vier- oder fünftausend überhitzten Köpfen, sondern vor der ganzen Welt — sehen Sie doch Ihre Hunderte von Depeschen — mit aller ihr nur zu Gebote stehenden Kunst die internationale Arbeiterschaft zur Zerstörung alles Bestehenden anstachelt und dabei durchblicken läßt, unser Syndikat hätte im Sinne, die soziale Revolution heraufzubeschwören, so wird in der ganzen Welt kein Mensch glauben, sie habe das ohne Ihr Zutun getan.“

„In Europa!“ rief Strong heftig. „Weil Sie in Europa von amerikanischer Freiheit keine Ahnung haben. — Meine Tochter ist frei, zu tun und zu lassen, was sie will. Sie trägt ihre eigene Haut zu Markte. — Und an und für sich . . .“ — ein fast zärtliches Lächeln glitt über seine energischen Züge — „gestehen Sie, lieber Fürst, sie war doch einfach famos! —“

Aber der Fürst schien es nicht so famos zu finden. Er strich sich mehrere Male den Bart, zwang sich zu höflichem Lächeln und sagte endlich etwas zögernd:

„Nun, das Rednertalent Ihrer Fräulein Tochter wird sicherlich auf der ganzen Welt, und auch bei uns, leidenschaftliche Anerkennung finden. Aber ich fürchte, der Inhalt der Rede wird stark be-

fremden und — falls es Ihnen möglich ist, die an der Sache Interessierten mit der Erklärung zu beruhigen, daß Ihr Fräulein Tochter auf eigene Faust, gegen Ihren Willen, diese fast offizielle Haltung angenommen hat, dann wird man in Europa nicht wenig über den Grad von . . . von Unabhängigkeit verwundert sein, dessen sich in Amerika die jungen Damen erfreuen . . .“

„Na, dann soll man sich eben wundern!“ erwiderte Strong gemütlich. „Mehr noch, man sollte sich ein Beispiel daran nehmen! Sie hat bewiesen, daß sie noch etwas anderes als Bälle, zuckersüße Romane und Tennispartien im Kopfe hat, und darüber bin ich, offen gestanden, gar nicht böse. — Wenn nur alle Frauenzimmer den Mut hätten, ihre Meinung so tüchtig zu vertreten! . . .“

„Aber was für eine Meinung!“ jammerte Fürst Klarenberg entsetzt, und man konnte an seinem zum Himmel schreienden Blick seine ganze Betrübnis über derartige Immoralität erkennen.

„Bei uns darf jeder die Meinung haben, die ihm richtig erscheint,“ erwiderte Strong beruhigend und lachte. „Sie haben sich wohl gräßlich entsetzt und werden mein Nixchen sicher nicht Ihren Fräulein Töchtern als Muster hinstellen, was?“

„Bitte, mein lieber Präsident,“ unterbrach ihn der Deutsche nervös, „ich möchte mich nicht auf die leider vollendete Tatsache einlassen; ich interessiere mich nur für die vielleicht sehr schlimmen Folgen, die sich für unser Syndikat und unsere ganze Geschäftspolitik aus diesem an sich, selbst-

verständlich . . . offenbar . . . natürlicherweise . . . amüsanten Zwischenfalle ergeben können.“

Strong kniff unmutig die Augen zusammen und fragte:

„Übertreiben Sie nicht vielleicht doch die Bedeutung dieses kleinen Theaterstückes ins Ungeheuere? — Halten Sie sich lieber an das wirkliche Ergebnis des Kongresses, das Ihnen zweifelsohne ebenso zufriedenstellend erscheint wie mir: wieder einmal hat die koalisierte Arbeiterschaft einen Beweis ihrer Zersplitterung und Schwäche geliefert; über das eigentliche Prinzip ihrer ganzen revolutionären Tätigkeit hat sie nicht einmal abzustimmen gewagt; und die Vogelscheuche — der Generalstreik — ist auf unbestimmte Zeit in die Rumpelkammer zurückgewandert. Was wünschen Sie mehr? — Ich will keinem Menschen verbieten, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und meiner Tochter am allerwenigsten! . . . Was geht das mich und Sie an? . . .“

Mit großen Schritten ging Strong im Saale auf und ab. Der Besucher folgte ihm von seinem Sessel aus mit ungeduldigen Blicken. War denn dieser Amerikaner wirklich so borniert, daß er nicht erkannte, welche Waffe seine Tochter den Gegnern des Trustes in die Hand gespielt hatte?

Er hielt es darum für notwendig, dem Herrn des ‚Ips‘ mit diplomatisch gewählten Worten auseinanderzusetzen, mit welchem Mißtrauen nach Nixolas Rede nunmehr die Regierungen die Handlungsweise des Trusts beobachten würden, und hatte die Genugtuung, die Antwort zu hören:

„Ja, glauben Sie, daran hätte ich noch nicht gedacht? — Übrigens weiß ich sehr wohl, daß man stets mit der Dummheit und dem Übelwollen der Leute zu rechnen hat. — Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich überhaupt nicht gewußt habe, daß meine Tochter dem Kongresse beiwohnen, geschweige denn, daß sie Mittel und Wege finden würde, sie, die Tochter des vorgeblichen Arbeiterfeindes, dort zu Worte zu kommen! — Aber kann man von einem jungen Mädchen die diplomatischen Überlegungen verlangen, die wir alte, im Geschirr grau gewordene Arbeitsgäule . . . verzeihen Sie den wenig aristokratischen Ausdruck . . . schon instinktiv niemals aus dem Auge lassen? — Es wäre ja traurig! Was wäre die Jugend ohne kraftvoll überschäumende Begeisterung und — dies sage ich extra, um Ihnen Vergnügen zu machen — ohne tolle Streiche!? . . .“

Fürst Klarenberg stand erregt auf und fragte hastig:

„Ah! — Das ist mir sehr wichtig. — Es ist geradezu ein Rettungsanker in dieser äußerst schwierigen Verwicklung. — Also Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Ihr Fräulein Tochter ohne Ihr Wissen geredet, und — wenn ich Ihren Ausdruck wiederholen darf — auf eigene Faust einen tollen Streich begangen hat . . . den Sie natürlich nicht billigen? . . .“

„Ja, ja!“ antwortete Strong lachend. „Zehnmal, hundertmal, wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort! Was den ‚tollen Streich‘ anlangt, so machen wir aber lieber ein Distinguo, lieber Fürst.

Ich habe nämlich im Prinzip alle tollen Jugendstreiche rasend gern. Aber dieser hier wäre allerdings besser unausgeführt geblieben, denn er stiftet Schaden."

„Ah! Ah!" wiederholte der Fürst. „Ich bin Ihnen sehr dankbar. Darf ich das so berichten?..."

Strong sah ihn einen Augenblick verwundert an, dachte nach, und sagte dann nicht ohne gutmütige Ironie:

„So viel Sie nur wollen!"

„Danke; damit ist schon viel gewonnen. — Aber noch nicht alles ... Ihre Ansicht über den eventuellen Generalstreik kann doch unmöglich mit der Ihres Fräulein Tochter zusammenfallen? ... Ich meine," fragte er hastig, da Strong eine unmutige Gebärde nicht unterdrücken konnte, „ich meine, Sie können doch öffentlich erklären, daß Sie nie daran gedacht haben, der Generalstreik könnte dem Trust nützlich sein, oder gar seine eventuellen Ergebnisse, Lockerung der staatlichen Grundlagen, Bruch der Autorität usw., fielen mit den Absichten zusammen, die unser Syndikat in seiner Wirtschaftspolitik verfolgt? ..."

„Ich verstehe wirklich nicht," entgegnete Strong ungeduldig, „wie Sie eine derartige Frage auch nur stellen können. — Ich habe keine öffentlichen Erklärungen über Dinge abzugeben, die ich weder gesagt, noch geschrieben habe."

„Ich bin mir sehr wohl der Indiskretion bewußt, die ich begehe, mein lieber Präsident," erwiderte der Deutsche so kühl wie möglich. „Und nur die Wahrung unserer gemeinsamen Interessen gegen

falsche Beeinflussung der Meinung höheren Ortes in Berlin entschuldigt sie. — So bin ich zum Beispiel sicher, daß ein Wort, das ein französischer Delegierter, der zum Anarchismus übergelaufene verrückte Graf Cahors, mit großer Bestimmtheit gesagt hat, bei uns, und wohl nicht nur bei uns, viel böses Blut machen wird, wenn Sie es nicht sofort aufs entschiedenste dementieren. Er hat erklärt, ‚er habe erfahren und er wisse bestimmt, daß der Trust den Generalstreik will'. Und gerade deshalb lasse er seinen Antrag auf alsbaldige Auslösung einer allgemeinen Arbeiterbewegung fallen. Dadurch werden wir nicht nur als Provokatoren hingestellt und müssen uns auf heftige Haßexplosionen in der öffentlichen Meinung gefaßt machen, sondern eine derartige Erklärung droht auch noch uns dem Wohlwollen der Regierungen zu entfremden, welches die Basis unserer Tätigkeit ist."

Nun hielt Strong aber diese ängstliche Fragestellerei nicht länger aus. Nichts haßte er so sehr, wie Trompetenstöße und Interviews. Und zur Verwirrung des Fürsten leistete er sich jetzt den Spaß, diesen direkt vor den Kopf zu stoßen.

„Ja, ja! Dementieren Sie!" rief er ungeduldig. „Was geht mich der innere Zwist in der Arbeiterbewegung überhaupt an? Wie und woher kann Cahors denn wissen, welches unsere Absichten sind? Seine Behauptung ist nur ein grobes taktisches Mittel: das sieht doch jeder! Soll ich jetzt etwa auch noch der Komplizität mit der Confédération du Travail geziehen . . . ja warum nicht am Ende gar als ein verkappter Reichsfeind dar-

gestellt werden, der die Franzosen benutzt, um die Deutschen zu ärgern?! — Also dementieren Sie! Es ist mir ganz einerlei! — Mich gehen die Regierungen übrigens ebensowenig an wie der Arbeiterbund — ja womöglich noch weniger . . .“

Wieder schritt er ärgerlich auf und ab. Fürst Klarenberg empfand es geradezu unangenehm. So burschikos konnten doch so delikate Angelegenheiten nicht behandelt werden! Er wußte wirklich nicht mehr, wie er auf diesen Ausfall erwidern sollte. Aber Strong merkte wohl, daß er zu weit gegangen war. Denn er blieb plötzlich vor ihm stehen und sagte gemütlich:

„Nur weiter, lieber Fürst? Fragen Sie mich nur gründlich aus!“

„Aber . . .“

„Doch, doch! — Sie werden ja wohl einen Bericht an Seine Majestät telegraphieren? Haben Sie schon alles nötige Material?“

Fürst Klarenberg war etwas aus der Fassung gebracht. Wie sollte er nun wieder diese Bemerkung auffassen? War der Amerikaner mit so beißender Ironie begabt, oder war es die sprichwörtliche Gutmütigkeit des ‚polternden Riesen‘? Dieser Trustkönig hatte so erschreckend wenig diplomatische Schulung! Man mußte ihm fortwährend die Punkte auf die I’s setzen! Ein Staatsmann hätte schon nach der geringsten Andeutung ohne weiteres ein den Gegenstand erschöpfendes Communiqué redigiert! — Und hier mußte er geradezu aufdringlich werden, um die nötigen Erklärungen herauszulocken! — Na, schließlich, bei einem Amerikaner,

einem Parvenü, einem Mann ohne Ahnen, schadete das wohl nichts!

Er zwang sich zu äußerster Höflichkeit und fuhr in seinem Verhör fort:

„Ich muß Sie doch noch behelligen, mein lieber Präsident. Aber nur, weil die zuständigen Stellen in Berlin äußerste Präzision lieben.“

„Nicht Präzision, sondern Pedanterie, lieber Fürst. — Was soll ich sonst noch dementieren? Erstens also soll ich schwören, daß ich kein Bombenschmeißer bin, zweitens, daß meine Tochter ein hysterisches Frauenzimmer ist, das nicht weiß, was es tut, und nun drittens? . . .“

„Daß die auf dem Kongreß gefallene Bemerkung, wonach unser Syndikat die Absicht hätte, die politischen Autoritäten von sich abhängig zu machen, die Gesetzgebung zu beeinflussen und vor allem die allgemeine Abrüstung zu erzwingen, die unsere ganze staatliche Ordnung auf den Kopf stellen würde — daß diese von Ihrer Fräulein Tochter mit äußerster Sicherheit und Bestimmtheit vorgebrachte Erklärung, die geradenwegs von Ihnen auszugehen schien, grundsätzlich falsch und nichts als ein Hirngespinst ist.“

Strong hatte diese Zumutung mit wachsendem Erstaunen angehört. Das ging denn doch wirklich zu weit! Er blieb stirnrunzelnd am Schreibtisch stehen und überlegte lange. Dann richtete er sich plötzlich hoch auf und rief:

„Nein! — Diese Erklärung werde ich nicht abgeben! Denn der Weltfriede: die Unterdrückung der wahnwitzigen alljährlichen Milliardenverschwen-

dung; die Verhinderung des millionenfachen Menschenraubes, der die besten und — vergessen Sie es nicht — einträglichsten, produktivsten Kräfte der Völker gerade in den Jahren unfruchtbar macht, wo sie zur höchsten Entfaltung gelangen sollten; die Ausmerzung dieses ungeheuerlichen Verbrechens an der Kultur und dem allgemeinen Wohlstand wird, zwar nicht der Zweck, wohl aber das Ergebnis meines Trustes sein. — Erzwingen kann niemand die Abrüstung, sie kommt von selbst unter dem Druck der neuen Verhältnisse, die sich, dank unserer Organisation automatisch entwickeln werden. — Wenn es irgendwo Minoritäten gibt, die sich dieser Entwicklung blind entgegenstemmen: nun, um so schlimmer für sie! — Ich sagte Ihnen schon: Regierungen gehen mich nichts an! —"

Fürst Klarenberg ließ nichts von seinem Entsetzen über diese geradezu revolutionäre Erklärung merken. Der Amerikaner wollte also ihn und alle seine Freunde, die kräftigsten Stützen von Thron und Altar, zu Werkzeugen des Umsturzes machen! Und sie alle waren ihm in die Falle gegangen! Der Fürst brauchte einige Zeit, um sich zu fassen. Schließlich sagte er mit Würde:

„Ihre Enthüllungen werden für uns alle furchtbare Folgen haben!"

„Nicht für mich!" erwiderte Strong kaltblütig. „Im übrigen ... schweigen Sie also doch lieber! ..."

Klarenberg tupfte sich nervös die Stirn mit seinem Taschentuch.

„Das dürfte allerdings wohl bis auf weiteres das einzig Tunliche sein. — Es wurde ja schon

viel von dieser Ihrer Theorie gemunkelt — in der Presse und anderweitig. Sie ist überall, sogar von den Sozialisten, abgelehnt worden. — Es wäre unsinnig, sie nun offiziell als Sozialpolitik des Syndikats auszuposaunen."

„Darin bin ich ganz Ihrer Meinung," bemerkte Strong kurz. „Nicht Worte, sondern nur Ereignisse belehren die Massen."

„Aber glauben Sie, daß unser Zentralrat Maßregeln beistimmen kann, die geeignet wären, diese Theorie — die mit den wirtschaftlichen Zielen des Trustes nichts zu schaffen hat — allmählich in Wirklichkeit umzusetzen? Unsere ganze Industrie ist auf Kriegsbedarf eingerichtet. Werden die Militäraufwendungen beschränkt, so verlieren wir Arbeit; zugleich wächst die Zahl der verfügbaren Arbeiter durch Verminderung der Zahl der zum Militärdienst eingezogenen jungen Leute; die Löhne sinken, die Arbeitslosigkeit steigt, wir müssen Fabriken schließen, es herrscht Überproduktion, wir arbeiten mit Verlust: kurz, es gibt eine Krise, die nicht bloß industriell bleibt. — Sogar die eingefleischtesten Pazifisten geben das zu. — Ich glaube nicht, daß der Zentralrat . . ."

„Lieber Fürst, besprechen wir das doch lieber im Zentralrat . . ."

„Ich fürchte, das gute Einvernehmen in unserem Syndikate würde unter theoretischen Diskussionen nur leiden . . ."

„Nun, gut! — Dann bringen Sie es also lieber nicht zur Sprache . . ."

„Ich werde es mir überlegen . . . Ich fürchte

wirklich, all dieses wird höheren Ortes verstimmen. Sie sehen mich recht beunruhigt . . ."

„I wo, lieber Fürst!" entgegnete Strong und lächelte überlegen. „Verlassen Sie sich auf mich. Ich verfüge über Mittel, die auch die ‚höheren Örter' zur Räson bringen können. Die Einheit des Trusts hat nichts zu fürchten . . ."

Fürst Klarenberg überlegte eine Weile, ob es tunlich sei, das Gespräch fortzusetzen. Aber es hätte ja doch nichts genutzt, daß er diese Auffassung von den Zielen des Trustes zurückwies. Es war Sache des Zentralrates, diese Frage zu erörtern, und dem Amerikaner das Unsinnige seiner Ideen vorzuhalten. Seine erste Pflicht war daher, die ihm befreundeten Mitglieder des Rates sofort von der Sachlage zu unterrichten und mit ihnen Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft festzulegen. Er verabschiedete sich darum mit einigen höflichen Phrasen und zog sich mit dem Eindruck zurück, daß der Welttrust einer tödlichen Krise entgegengehe.

Strong hatte den Fürsten von Klarenberg kaum bis zur Tür begleitet. Seine Erbitterung kannte keine Grenzen. Er murmelte Flüche, schmiß, als ob er der ganzen Welt seine souveräne Verachtung beweisen wollte, den Stapel Depeschen über den Amsterdamer Kongreß in den Papierkorb, setzte sich, mit aufgestützten Ellenbogen an das ehemals kaiserliche Möbel und blieb, die zornsprühenden Augen gleichsam hypnotisiert auf das kristallene Schreibzeug gerichtet, bewegungslos sitzen, wie ein

Tiger, der hinter einem Steinblock hervor die nächste Beute erspäht. Er wartete und sann . . .

Fürst von Klarenberg! — ging es ihm durch den Kopf. Lakai von Klarenberg, jawohl! — War es vernünftig, der Bande endlich einmal einige Aufklärung gegeben zu haben? . . . Oder wäre es besser gewesen, scheinbar auf der Seite dieser ekelhaften Gesellschaft zu bleiben, die sich einbildete, er, Strong, ein Amerikaner, ein freier Mann, ein Menschenfreund, würde sich zum Handlanger dieser fossilen Clique hergeben, und der bequemen Ausbeutung vorsintflutlicher Vorrechte zuliebe, aller natürlichen Entwicklung zum Hohn, den ‚homo sapiens‘ Linnés ewig im Zustande des ‚bimanum domesticum‘, des zweihändigen Haustiers erhalten? — Einerlei: nächstens hätten sie es ja doch erfahren müssen. Denn nun war in Amsterdam die Hoffnung auf eine proletarische Bewegung verflogen, die er, nur er imstande gewesen wäre zu dämpfen . . . Folglich hatte er keine Aussicht mehr, den verängstigten Staatsverwaltungen und Schlotbaronen, dem Fürsten Klarenberg, dem Lord Ashterclyde, dem Prinzen Deneschnikoff und wie sie alle hießen, als Retter in der Not gegenüberzutreten und seine Bedingungen zu stellen, um dann, in den allgemeinen Wirrwarr hinein, von Washington aus nochmals in fast drohender Form die offiziellen Abrüstungsvorschläge wiederholen zu lassen . . .

Seine Gedanken überstürzten sich. Was geschehen hätte können, und was nun erbitterten Herzens beschlossen werden mußte, das mischte sich zu einem Kampf der Ideen, der ihn geradezu

schmerzte ... Es war keine Frage: je schneller, desto besser ... Ja, mit Absicht würde er im Zentralrat eine Auseinandersetzung über seine Sozialpolitik provozieren, würde feststellen, woher der Widerstand kam, und den Leuten das Gefühl ihrer absoluten Ohnmacht einbläuen ... Seine Majestät, und Seine Durchlaucht, und alle Exzellenzen, Wirklichen Geheimen Kommerzienräte und „Herren von, zu und auf", sollten dann nur in den verschiedenen Ländern mit ihren „nationalen", mit ihren Portemonnaie- und Knutenbedenken herausrücken ... Er hatte gründlich genug von der Methode der Eisenfaust im Samthandschuh ... Niemand wollte verstehen? ... Niemand sah die Zeichen der Zeit? Weder die vorsintflutlichen Riesensaurier, die unter Darangabe ihres Autoritätsdünkels wenigstens ihren Bäuchen hätten friedlich das nötige Füllsel sichern können? Noch die Unglücklichen, die ewigen Opfer, die willenlos im Menschenmeere herumschwimmenden kleinen Weichtiere, die zwischen den Barten der sozialen Wale hängen blieben und sich verschlucken ließen? ... Es ergriff ihn plötzlich ein Ekel vor der allgemeinen Feigheit, der allgemeinen Verblödung, der allgemeinen Widerkäuerträgheit ... Einerlei: sie sollten lernen! ...

Er hatte alles versucht, was nur mit Güte und Vernunft möglich war. Und man sah nur die Gewalt als erfolgreiches Mittel zum Fortschritt? Gut! Sie sollten fühlen, was man mit Gewalt ausrichten könnte. Mit eiserner Faust würde er jetzt dreinschlagen! ...

Im Zentralrat des Trusts gärte Auflehnung?

Niederschlagen! — Das Proletariat wartete blöde wie die vorm Schlachthaus stehende Hammelherde? Es zwiebeln und tollwütig machen! — Die Spießbürger, Staatsmänner, Generale, Aristokraten und Nationalökonomen lachten über ihn? Sie sollten schon weinen! — Nicht mehr reden, nicht mehr belehren und aufklären! — Nur Ereignisse wurden von Dummköpfen begriffen — und auch das noch nicht einmal! — Aber Ereignissen mußten sie sich wenigstens unterwerfen! . . .

Nun zögerte er keinen Augenblick mehr. Seine Erbitterung, seine Enttäuschung, seine furchtbar angewachsene Menschenverachtung, seine wie Ionen zersplitterten Gefühlselemente schlossen sich plötzlich unter dem mächtigen Strom des Willens zu eiserner Energie zusammen, gleichwie der elektrische Strom das zu Atomen zerteilte Metall in hartem Mantel um die Kathode legt. — Er läutete und rief dem herbeieilenden Sekretär zu:

„Bringen Sie mir die Statistik über die Bewegungen des Portefeuilles aller unserer Banken.“

## VI



EBENSOWENIG wie ihr Vater hatte Nixola die Nacht über zu schlafen vermocht — aber aus wesentlich anderen Gründen. An den Kongreß, an ihre Rede, an den Trust, an den Generalstreik dachte sie überhaupt nicht. Sie fühlte sich derartig zermürbt, daß alles in ihr zu einem einzigen Gefühle der absoluten Vernichtung zusammenfloß.

Und daß sie auf der Fahrt vom Kongreßlokal zum Hotel geweint hatte, brachte in ihre Trostlosigkeit kaum einen kleinen Zusatz von Ärger über sich selbst.

Erst als gegen ein Uhr nachts diskret an ihre Tür geklopft wurde, und auf ihre fast unwirsche Antwort das Zimmermädchen eine zierliche Visitenkarte hereinbrachte, auf der in feinster Stahlschrift zu lesen stand: „Comte Gilbert de Cahors", kam wieder etwas Leben in sie.

„Wie kommen Sie dazu, mir mitten in der Nacht den Besuch eines Herrn anzukündigen?" rief sie entrüstet.

Und auf die Entschuldigung der Zofe, daß der Herr aufs dringendste verlangt habe, man möge trotz der vorgerückten Stunde die Bestellung ausrichten, zuckte sie ungeduldig und empört die Achseln. Sie suchte hastig eine ihrer Visitenkarten hervor, schrieb darauf in absichtlich fetten Zügen mit Riesenlettern, zweimal unterstrichen und mit drei Ausrufungszeichen versehen: „Nie!!!", steckte sie in einen Umschlag, den sie sorgfältig verschloß, und gab sie dem Zimmermädchen mit der Bemerkung:

„Geben Sie das dem Herrn. — Ich will auf keinen Fall mehr gestört werden!"

Dann warf sie sich wieder in den Lehnstuhl, kämpfte einen Augenblick zwischen Entrüstung über eine derartige Unverschämtheit und heimlicher Angst vor den Folgen dieser — natürlich endgültigen — Absage, und brach schließlich von neuem in Tränen aus . . .

Der feuchtkühle holländische Morgen war schon

grau und übellaunig heraufgekommen, als sie noch immer mit roten Augen und leerem Kopf dasaß. Erst, als sie auf dem Korridor lautes Sprechen vernahm, fuhr sie aus ihrer Erstarrung empor: sollte er wirklich die unerhörte Frechheit haben . . .?

Da wurde heftig angeklopft. Und sie freute sich beinahe, die ihr wohlbekannte Stimme des Herrn Mitchell, des Privatsekretärs ihres Vaters, zu vernehmen, der hinter der Tür vom Korridor aus zu ihr sprach.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „ich bringe Ihnen, auf Anordnung Ihres Herrn Vaters, eine dringende Mitteilung . . ."

„Sofort!" rief sie aufgeregt, sah in den Spiegel, erschrak fast vor ihren verweinten und verstörten Zügen, wusch sich hastig mit kaltem Wasser und brachte ihre ziemlich zerzauste Frisur wieder in Ordnung. Dann öffnete sie.

„Treten Sie nur ein, Herr Mitchell," sagte sie zu dem erstaunten Amerikaner. „Ich habe nicht geschlafen. Was ist passiert?"

„Nichts, gottlob. Wir haben die zweihundertfünfzig Kilometer in weniger als drei Stunden zurückgelegt. Sehr fein! — Ich habe den Auftrag, Sie aufzufordern, das Automobil zu benutzen, um so schnell wie möglich nach Brüssel zu kommen."

Und er überreichte ihr einen Brief, den sie hastig öffnete. Er enthielt nur die paar Worte:

„Liebes Nixchen! Famos, aber recht unangenehm. Bin nicht böse. Komm sofort, um zu besprechen. Papa."

Es fiel ihr wie ein Stein vom Herzen, als sie





diese väterlich-freundlichen Worte las, denn ihre Angst vor der unvermeidlichen Aussprache hatte sie schlimm bedrückt. Und lebhaft sagte sie:

„Gut, wir werden sofort abfahren. Es wird mich erfrischen. — Was ist?“ rief sie dem Mädchen zu, das nochmals erschien.

„Es wurde noch ein Brief für Sie abgegeben.“

„Geben Sie ihn her. Und sagen Sie unten, daß ich sofort abreise . . .“

Als sie Cahors' Schrift erkannte, bekam sie heftiges Herzklopfen.

„Wollen Sie mir ein paar Minuten gönnen?“ bat sie den Sekretär.

Dieser verneigte sich stumm und zog sich zurück. Hastig riß sie den Brief auf, rannte ans Fenster und las:

„Verehrtes Fräulein! — Es war Wahnsinn von mir, zu hoffen, daß ich zu solcher Stunde Zutritt zu Ihnen erlangen würde. Ich bitte um Verzeihung. Ich wußte nicht, was ich tat. Aber es ist Ihre Schuld.

„Sie schreiben mir: ‚Nie!!!‘ — Ich antworte darauf: ‚Doch!!!!!‘ — Aber wenn Sie erwarten, ich würde zu Kreuze kriechen, so irren Sie sich. Ich brauche mich Ihnen gegenüber wegen nichts zu entschuldigen. Ich habe nur meine Pflicht erfüllt. Und ich habe sie erfüllt, obwohl ich wußte, daß ich Sie damit tief verletzen mußte. Ich habe sie erfüllt, trotzdem ich damit mein eigenes Glück fast sicher auf immer vernichtete.

„Ich kenne nur zu gut Ihren Stolz und die Wunde, die ich ihm geschlagen habe. — Aber ich

werde nicht noch die Beleidigung hinzufügen, zu glauben, Sie gäben mir im Grunde nicht recht . . . Sie geben mir recht; ich weiß es: denn sonst wäre alles Lüge, was ich an Ihnen verehre, bewundere und — ich sage es doch — liebe. — Aber werden Sie es auch zugeben?

„Beruhigen Sie sich: ich werde Ihnen nicht die Gelegenheit bieten, den Haß, den Sie mir vorhin erklärt haben, die Verachtung und den Zorn, die Sie heute gegen mich beseelen, über mich persönlich auszuschütten. Ich werde, wie Sie es wünschten, nie wieder ungerufen vor Ihnen erscheinen.

„Aber mein Vertrauen zu Ihrer Aufrichtigkeit, zu dem wundervollen Verständnis, das Sie stets für das höhere Muss anderer gehabt haben, meine Verehrung, meine — nein, Sie müssen es doch hören — meine Liebe zu Ihnen und Ihrem Stolze, der Sie heute zwingt, mich zu hassen, ist so tief, daß ich nicht verzweifle, daß ich felsenfest glaube, Sie werden eines Tages gestehen, daß ich recht gehabt habe, Sie zu opfern, und damit auch mich . . . für eine Sache, die hoch über uns allen steht. — Nie?! — Nein! Auf Wiedersehen! —

Unglücklich, aber zufrieden,
auf immer Ihr
Gilbert de Cahors.“

Mit wachsender Erbitterung, Scham und einem seltsamen, fast wollüstigen Schmerze hatte Nixola diese Zeilen durchflogen. Nun ließ sie das Blatt sinken und starrte gedankenlos zum Fenster hinaus. Auf der grausilbernen Amstel glitten unter dem fahlen Schein der noch ganz schrägstehenden Sonne,

leise wie Totenschiffe, zwei schwarze, mit roten Rüben beladene Kähne vorbei. Aus dem Frühnebel tauchten gegenüber die Giebel uralter Handelshäuser verschwommen auf. Alles war grauenhaft still und schläfrig. Sie drückte die Stirn an die kalten Scheiben.

Da donnerte plötzlich unten, wie ein Ruf zur Eile, der Motor des hundertfünfzigpferdigen Rennwagens. Sie schrak zusammen. Ihr Blick fiel wieder auf den Brief. Wie ein erstickender Knoten stieg es in ihr auf. Mit wütendem, unnützem Kraftaufwand zerriß sie das Blatt in kleine Stücke und schleuderte diese heftig zu Boden, lief zum Tisch, raffte ihre paar Sachen zusammen, warf sie durcheinander in ihre kleine Ledertasche, setzte hastig den Hut auf, nahm ihren Staubmantel auf den Arm und wollte in wilder Hast davon. Aber ehe sie die Türe erreichte, wandte sie sich, zögernd, noch einmal um. Ihr Blick fiel auf die Papierschnitzel . . . — Um Gottes willen! Wenn jemand sie zusammensuchte und läse! . . . — Sie rannte zurück, sammelte eilig die Fetzen, blickte verwirrt um sich — und . . . steckte sie schließlich in den Handschuh. Dann stürzte sie, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte, die Treppe hinunter und sprang in den knatternden Wagen.

Das rasende Jagen über die parkettglatten Klinkerchausseen in den kalten Morgen hinein tat ihr wohl. Denn wer mit Hundertkilometergeschwindigkeit einhertollt, hat weder zum Denken, noch zum Sehen Zeit, und fühlt sich bloß noch als ein fliegendes Etwas, das nichts spezifisch Mensch-

liches mehr hat. Der Luftzug peitschte die übernächtige Blässe von ihren Wangen; der Luftdruck zwang sie, tüchtig zu atmen, und die unwiderstehliche, rein physische, dem Siegestaumel nicht unähnliche Trunkenheit des zügellosen Dahinrasens löschte aus ihrer Seele alles, was sie soeben noch bedrückt hatte. In der Nähe von Breda fiel es ihr sogar ein, daß sie ganz vergessen hatte, seit dem vorigen Abend etwas zu essen, und das enorme Stück Schwarzbrot mit Schinken, das sie sich in einer Dorfherberge geben ließ, schmeckte ihr großartig.

Die Weiterfahrt ging ihr kaum schnell genug. Die sportliche Leidenschaft hatte ganz von ihr Besitz ergriffen. An der belgischen Grenze, wo Zollbeamte in großer Gemütsruhe die Benzinquantität verifizierten, legte sie sogar lebhafte Zeichen von Ungeduld an den Tag.

Inzwischen hatte Strong kaum die Portefeuillestatistik seiner Banken durchblättert und festgestellt, daß sich infolge der Hochkonjunktur überall der Kredit immer schlimmer überschraubte, als Nixola, noch im Reisemantel, wie ein Wirbelwind ins Zimmer stürzte und ihm geradenwegs in die Arme lief.

Nach seiner Gewohnheit klopfte ihr Strong leicht auf die Wangen, und glaubte, da er ihre Erregung nicht recht verstand, sie vor allem zunächst etwas beruhigen zu müssen.

„Na, Nixchen!" sagte er lächelnd. „Das habe ich ja gar nicht gewußt, daß du so schön reden kannst! — Alle Achtung! — Du hast einen Zeitungs-





erfolg, wie die Patti nie einen gehabt hat. — So. Mach' es dir nur erst bequem. — Wahrhaftig, du mußt brillant gewesen sein. Aber, weißt du, es war von vornherein nichts zu machen ..."

„Doch! Doch! Es wäre zu machen gewesen!" rief sie. „Papa, du weißt ja nicht, wie es mit einem Male ..."

Sie hatte sich in den Sessel geflüchtet, auf dem kurz zuvor der Fürst zu Klarenberg im Namen der nationalen Bedenken gethront hatte, und in ihrer Angst vor den Aufklärungen, die ihr Vater ihr sicherlich, trotz aller Geschicklichkeit, entlocken würde, riß sie nervös ihre langen Handschuhe von den Händen. Natürlich flogen dabei die Fetzen von Cahors' Brief, an die sie in ihrer Aufregung nicht gedacht hatte, auf den Teppich. Eine Sekunde blieb sie starr vor Entsetzen, errötete dann glühend bis an die Haarwurzeln und suchte sie, wie ein ertappter Schuljunge, mit so ängstlicher Hast wieder zusammen, daß Strong, der ohne weiteres Lunte roch, kaum sein gutmütiges Lachen verbeißen konnte. Aber er machte sich doch den Spaß, sie in die Enge zu treiben, und bemerkte mit gut gespielter Verwunderung:

„Oho, Nixchen! — Was ist denn los? Sind diese Schnitzel wirklich so gefährlich?"

Nixola ballte die Papierstücke in ihrer Hand zusammen, wurde plötzlich blaß wie die Wand, starrte ihren Vater eine Sekunde sprachlos an, und schluchzte dann laut auf:

„Oh Papa! Ich bin ja so furchtbar unglücklich!" —

Dann schlug sie die Hände, vor Scham verzweifelt, vor die Augen, neigte die Stirn auf den Rand des exkaiserlichen Schreibtisches und weinte so jämmerlich, daß ihr ganzer Körper wie im Krampfe zuckte.

Aber Strong konnte es nicht vertragen, sein Töchterchen, das er, wie alle Eltern, immer noch für ein kleines Kind hielt, weinen zu sehen. Er sprang auf, lief zu ihr, strich ihr beruhigend und liebevoll übers Haar und, da dies nichts nützte, hob er ihren Kopf, nahm ihn zwischen seine beiden Riesenhände, sah ihr in die Augen, die vor seinem Blick flohen, und küßte sie so vorsichtig auf die Stirn, als ob sie ein zerbrechliches venezianisches Glas wäre.

„Nixchen!" flüsterte er. „Liebes Nixchen . . . Bitte . . . Ich wollte dir doch nicht weh tun . . . Ich verlange ja nicht, daß du mir sagst . . . Du weißt doch, daß du tun kannst, was du nur willst . . . All diese Aufregung war zu viel für dich . . . Bitte . . . Beruhige dich . . ."

Nun sah sie ihm offen in die Augen, nahm seine beiden Hände und preßte sie heftig. Dann flüsterte sie, als wenn sie ein furchtbares Geheimnis zu enthüllen hätte:

„Papa! — Er ist ein Verbrecher!"

Strong, der den Sinn dieses offenbar schweren Geständnisses in einer ganz falschen Richtung suchte, erblaßte und sah sie ängstlich an. Aber er beruhigte sich schnell, als sie hinzufügte:

„Es ist seine Schuld, wenn ich alles umsonst getan habe . . . Und meine auch! — Es ist furchtbar!"

Und während sie kläglich zu ihm aufblickte, lächelte er aus Freude über seinen Irrtum. Selbstredend: bis zu dem Grade konnte doch sein Nixchen nicht den Kopf verloren haben!

„Ach so!“ sagte er leichthin. „Er . . . er . . . Wen meinst du denn eigentlich?“

Sie fand es schrecklich, so streng ausgefragt zu werden, und wagte gar nicht mehr zu antworten. Eine Weile spielte sie mit einem Stoß Papiere auf dem Tisch. Schließlich faßte sie sich aber doch ein Herz und sagte unmutig, als habe man sie beleidigt:

„Aber . . . den Grafen natürlich . . .“

Strong nickte und entgegnete ruhig:

„Ah! — Ja, das dachte ich mir schon. — Ihr beide könnt euch rühmen, mir einen schönen, allerdings reichlich unverdaulichen Salat angerührt zu haben. — Du kannst dir wohl denken, daß ich deshalb Mitchell hingeschickt habe, um dich so schnell wie möglich wieder herzuholen?“

Sie blieb stumm, und sah so zerknirscht drein, daß Strong glaubte, ihr die Wahrheit so schonend wie möglich sagen zu müssen:

„Siehst du, liebes Nixchen. Du hast für mich etwas tun wollen, aber es ist schief abgelaufen. Mach' dir aber nur keine Vorwürfe darüber. Es ist sicher nicht deine Schuld, denn niemand hätte besser und geschickter reden können als du. Dein Unterfangen war von vornherein aussichtlos, und hättest du mich vorher gefragt, so hätte ich dir entschieden davon abgeraten. Du wärst dann allerdings um einen schönen Erfolg gekommen, aber

mir hättest du auch die Mühe erspart, mich jetzt aus einer ziemlich unangenehmen Patsche zu ziehen. Du hättest bedenken sollen, daß sich von bloßem Reden Arbeiterführer wie Hegler oder Cahors nicht überzeugen lassen . . .“

Bei Nennung dieses Namens richtete sich Nixola plötzlich energisch auf, öffnete die Hand, in der sie noch immer krampfhaft die Papierschnitzel hielt und sagte:

„Es ist ein Brief von ihm . . .“ und in einiger Verwirrung fügte sie hastig hinzu: „Ich meine vom Grafen . . .“

„Natürlich!“ warf Strong lächelnd ein. „Das war mir sofort klar!“

Erschreckt wandte sie sich ihrem Vater zu und brachte kein Wort mehr über die Lippen.

„Du brauchst dich nicht so zu schämen, dummes Mädel,“ bemerkte er. „Ich versichere dir, daß Graf Cahors mir sehr sympathisch ist.“

„So?“, rief sie empört; und all ihr Zorn, ihre ganze Enttäuschung, brach bei diesem Lobe wieder hervor, das ja reiner Hohn auf die wirkliche Sachlage war! Sie sprang erbittert auf und vollführte mit der flachen Hand einen wahren Säbelhieb durch die leere Luft, als ob sie jemanden köpfen wollte. Dann sagte sie ganz schroff:

„Ich finde ihn ekelhaft!!“

Strong kniff die Augen zusammen und beobachtete sie amüsiert. Sie fühlte sich unter diesem fast ironischen Blick höchst unbehaglich und tastete nervös an ihrer Frisur herum.

„So?“ sagte Strong schließlich. „Das ist mir

ja ganz neu! — Seit wann denn eigentlich? — Warum denn?"

Diese fatalen Fragen nach Einzelheiten brachten ihre Empörung über den ‚Verrat' von neuem zum Ausbruch:

„Er ist ein Verbrecher, ein Verräter . . . an mir und an dir und an den Arbeitern, die in ihn ihr Vertrauen gesetzt haben . . . Er hat mich unsterblich lächerlich gemacht . . . und absichtlich, um mich zu ärgern natürlich . . . Er hat öffentlich gegen seinen eigenen Antrag gesprochen, obwohl oder vielmehr weil ich ihn geradezu angefleht hatte, das Menschenmögliche zu tun, um ihn durchzudrücken . . ."

„Oooooh!" sagte Strong und nickte. „Endlich fange ich an, die Sache zu verstehen! Du bist also vorher zu ihm gegangen?"

Nun sollte sie es also doch gestehen!

Sie sah ihren Vater verzweifelt an, brachte aber kein Wort heraus. Da kam er ihr gutmütig zu Hilfe. Sein Nixchen — nun ja, es war natürlich zu Cahors gegangen, obwohl es vernünftigerweise hätte zu Hegler gehen sollen . . . Aber er durfte sich nicht merken lassen, daß er das ganz genau wußte. Und er sagte gutmütig:

„Glaubst du, ich machte dir etwa Vorwürfe darüber? — Aber ganz und gar nicht. Du mußtest dich doch an ein Kongreßmitglied wenden, wenn du schon die Absicht hattest, diese Rede vom Stapel zu lassen. Und da wir mit Cahors bekannt sind, finde ich es ganz natürlich . . ."

„Nein, nein, Papa!" unterbrach sie ihn erregt.

„Ich hatte ja gar nicht die Absicht, zu reden! Ich hatte vorher gar nicht daran gedacht! . . .“

„So?“ rief Strong verwundert. „Also hast du das alles so aus dem Ärmel geschüttelt? — Donnerwetter, Nixchen! — Das ist enorm! — Und so ein Frauenzimmerchen sagt, es sei furchtbar unglücklich?“

„Ja! — Weil man uns elend betrogen hat!“

„Man?“ wiederholte Strong gemütlich. „Das ist ein grammatischer Fehler, scheint mir. Wolltest du nicht sagen, er?“

Diese Anzüglichkeit verwirrte Nixola aufs neue derart, daß sie nicht mehr wußte, was sie sagen sollte, und ihre grenzenlose Verlegenheit kam Strong so reizend vor, daß er wieder einmal ganz verliebt in sie wurde. Er konnte es sich nicht versagen, sie weiter zu hänseln, und sagte mit gut gespieltem Ernst:

„Schön! Du willst nicht, daß von ihm geredet wird? — Also gebe ich zu, er ist ekelhaft und für uns ein toter Mann. Ein für allemal . . .“

Bei dieser entsetzlichen Aussicht machte Nixola unwillkürlich eine erschreckte Bewegung, die ihn köstlich amüsierte, aber er ließ sich nicht beirren. Er hatte nichts gesehen, nichts gehört, nichts gemerkt, ließ sie erbarmungslos in der Patsche und ging auf ein anderes Thema über.

„Reden wir denn von unseren eigenen Angelegenheiten,“ sagte er ganz ernsthaft. „Sie sind wichtig genug. Also du hast gar nicht reden wollen in Amsterdam? Ja, warum hast du es denn dann getan? — Weißt du, daß die Trustmitglieder hier in Europa wütend sind, und die Zeitungen dich

Anarchistin nennen? Eben war schon der alte Fürst Klarenberg hier, der nicht wußte, was er an den deutschen Kaiser telegraphieren sollte, an ‚Seine Majestät', wie er sagt. Die Leute glauben, alles, was du gesagt hast, wäre dir von mir eingetrichtert worden, und da du, mit einem Feuer, wie nur je Cahors es an den Tag gelegt hat, der sozialen Revolution zu Hilfe gekommen bist, so kannst du dir denken, welchen Effekt das macht. Dem armen Fürsten war ganz übel bei dem Gedanken, daß er Seiner Majestät geschworen hat, wir würden die Arbeiter besser knuten als Schutzleute und Unteroffiziere. Schließlich habe ich ihn autorisiert, nach Berlin zu telegraphieren, du wärst bloß ein hysterisches Frauenzimmer und wüßtest nicht, was du für Blödsinn vorbrächtest . . ."

„Oooh, Papa!" rief Nixola empört. „Jetzt machst du mich auch noch lächerlich! . . ."

„Ja, das kommt davon! — Du hast übrigens sehr vernünftige Dinge gesagt. — Aber ich mußte den alten Fürsten vorläufig einmal erst etwas beruhigen. Ich wußte doch überhaupt nicht, aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke du geredet hast . . . Allerdings . . . ja, du wirst wohl auch eine Bemerkung Cahors' in seiner Schlußrede gegen dich gehört haben, wo er sagte, er wüßte bestimmt, daß der Generalstreik in meinem Interesse läge? — Das hat der ganzen Welt einen inzwischen schon zum Elefanten gewordenen Floh ins Ohr gesetzt. — Weißt du . . . oder vielmehr willst du mir sagen, wie er das so bestimmt behaupten konnte?"

Nixola wagte nicht aufzublicken. Sie spielte eifrig mit ihren Handschuhen. Schließlich aber flüsterte sie doch:

„Das weiß er von mir . . .“

„Ah! Natürlich! . . . Und weißt du, daß du damit vielleicht alle meine Pläne zerstören wirst? — Wie ist denn das gekommen?“

Die furchtbare Tragweite, die ihr Vater ihrem unvorsichtigen Tun beilegte, brachte es ihr nun zum Bewußtsein, daß sie ja geradezu verbrecherisch gehandelt hatte! Sie fühlte sich gänzlich vernichtet. Aber mußte sie nun nicht wenigstens Abbitte leisten, die Güte des Vaters, der ihr nicht einmal Vorwürfe machte, mit Offenheit wettmachen, und ihm nichts mehr verheimlichen?

Sie kämpfte einen Augenblick mit sich. Dann blickte sie ihm vertrauensvoll in die Augen, und erzählte alles: wie sie aus den Zeitungen glaubte entnommen zu haben, daß Cahors' Antrag auf Generalstreik von den Deutschen, Engländern und von Hegler niedergestimmt werden würde; wie sie furchtbare Angst vor der großen Krise gehabt habe, die er für den Fall in Aussicht stellte, daß die Arbeiter ihm nicht in die Hände arbeiteten; wie sie gehofft habe, solches Unheil abwenden zu können; wie sie zu Cahors gegangen sei, um ihm das vertrauensvoll auseinanderzusetzen, da sie sicher gewesen, er würde daraufhin nur noch energischer für seine Sache streiten; wie sie ihn in seiner Herberge aufgefunden habe — Strong amüsierte sich riesig über die Waschschüssel auf dem Boden und die Maurerhosen —; wie er ihr dann, ganz

plötzlich frech herausgesagt habe, er würde gerade das Gegenteil von allem tun, was sie wünschte, weil die große Krise, die alle Völker zur Verzweiflung treiben müßte, ja tausendmal besser zur Durchführung der Revolution wäre, als der Streik, der doch nie ordentlich gelingen könnte; wie er dann geschworen habe, er würde trotz ihrer Bitten seinen Antrag fallen lassen, gerade um diese Krise heraufzubeschwören, obwohl er — nein, sie sagte nicht, daß auch von Liebe die Rede gewesen war —; wie sie dann verlangt habe, an seiner Stelle selbst zu sprechen usw. usw.

Strong hörte ihr immer aufmerksamer zu, schritt mit den Händen auf dem Rücken durch das Zimmer, und blieb schließlich ihr gegenüber stehen, nicht ohne sie fast bewundernd zu betrachten, während sie, geradezu mit Verzweiflung, berichtete, wie Cahors in furchtbarer Aufregung das Wort ergriffen, und in drei Minuten ihren schönen Erfolg mit häßlichen Bemerkungen über sie wieder zunichte gemacht habe.

Er hatte sie ‚verführerisches Weib', ‚Schauspielerin', ja sogar ‚Dalila' genannt!! Und, wie um einen peremptorischen Beweis seiner Niederträchtigkeit zu liefern, öffnete sie wieder die Hand mit den Papierschnitzeln, zeigte sie ihm und rief erbost:

„Und dieser Mensch hat die Frechheit, mir hier zu schreiben, ich hätte keinen Grund mich zu ärgern, und, wenn ich auch noch so beleidigt täte, im Grunde gäbe ich ihm doch recht! Der unverschämte Kerl! Der Verräter!"

Sie hatte sich wieder in hellen Zorn hinein-

geredet, während ihr Vater nachdenklich vor ihr stand.

„Verräter, Nixchen?“ sagte Strong nach einer Weile. „Du nennst den Mann einen Verräter und einen unverschämten Kerl? — Aber — wenn ich bedenke, mit welchen Gefühlen dieser ‚unverschämte Kerl‘ dir wahrscheinlich gegenübersteht — ja, das ist doch einfach großartig! — Das ist ja geradezu unheimlich! — Donnerwetter! — Das nenne ich noch einen ganzen Mann! Den solltest du bewundern, anstatt mit ‚unverschämten Kerlen‘ und ‚Verrätern‘ um dich zu werfen! Donnerwetter!“

Nixola sah verdutzt zu ihm auf, atmete schwer und preßte die Hände ineinander:

„Papa! Du findest das . . . großartig? . . .“

„Ja natürlich, du dummes Mädel! Donnerwetter! Der Mann verdient in Heldenliedern besungen zu werden. So etwas von Charakter ist heutzutage ja geradezu unglaublich! Alle Achtung! Hut ab vor dem Kerl!“

Nixola starrte einen Augenblick ihren Vater verständnislos an. Aber dann rann plötzlich ein heißer Schauer über sie, eine Flutwelle unsagbaren Glücks. Sie sprang wie toll auf, warf sich an seine Brust und, während er lächelnd über ihr aschblondes Haar strich, schluchzte sie glücklich:

„Oh, Papa! Oh, Papa! . . .“

Hatte Hegler damals bei dem Gespräch auf der ‚Lusitania‘ mit seiner kaltlächelnden, halb ironischen Höflichkeit den ‚Anarchisten‘ Cahors etwa mit Recht als den individualistischen Mikroben be-

zeichnet, der möglichenfalls nicht nur den riesigen Organismus des ‚Zwergenheeres', das zum Kampf geeinigte Proletariat, sondern auch die goldgepanzerte Kohorte der kapitalistischen Titanen tödlich infizieren würde? — Strong dachte daran nicht ohne ein eigentümliches Unbehagen, in dem seine Sympathie und seine Achtung vor dem Menschen mit dem Bedauern, ihm sich als Gegner gegenüberzusehen, zusammenfloß. Schon zweifelte er nicht mehr daran, daß der Mann ihm seine eigene Tochter abspenstig machte und sie eines Tages auf und davon schleppen würde — und zwar nach echter alter Raubritterart, ohne auch nur eine Sekunde seinen Stolz, seine Ideen oder irgend etwas sonst daranzugeben. In den Froschteich des Proletariats hatte er in Amsterdam auch bereits einen dicken Stein geworfen, und das Gequake der gestörten Herren Hegler, Keefer, Schmalkopf usw. ging bereits los. Sollte er nun wirklich auch noch das Rückenmark des Trustes vergiften und diesen plötzlich lahmlegen? — Das fehlte noch! Da würde er kräftigen Widerstand finden!

Beim Mittagessen war Nixola so freundlich, so innerlich zufrieden, so halb lustig, halb träumerisch; sie plapperte so drollig von ihrem Amsterdamer Abenteuer — wobei sie viel zu oft auf Cahors' Maurerhosen am Morgen und seinen Smoking am Abend zurückkam —, daß Strong sich mit Wonne dem Zauber dieser naiven Entfaltung unbewußter Liebe hingab. Aber er empfand dann nur noch um so stärker den Rückschlag in die Kampfesstimmung, als die Eröffnungsstunde des Zentralrates

herannahte. Wieder kamen ihm Heglers Worte über die Zwergenschlacht in den Sinn . . . Jetzt aber sollte es eine Schlacht zwischen den Riesen geben: an die hatte jener nicht gedacht.

Schon vor der Sitzung, als die achtzehn Mitglieder des Verwaltungsrates nacheinander eintrafen, gewann er ohne weiteres aus einem kurzen Privatgespräch mit dem englischen Reedertrustpräsidenten Lord Ashterclyde die Gewißheit, daß die Existenz seines ganzen Lebenswerkes auf dem Spiele stand und daß vom Fürsten Klarenberg mit gewissen anderen Mitgliedern bereits ein wahres Komplott gegen seine Direktion geschmiedet war. Fürst Klarenberg erschien übrigens als letzter in Begleitung des österreichischen Finanziers von Tauffingen, des ungarischen Zuckerkönigs Grafen Gödöllös, des russischen Kohlensyndikatspräsidenten Fürsten Deneschnikoff und des japanischen Panzerplattenfabrikanten Grafen Itzuoka.

Alle reaktionären feudalen Militärstaaten zusammen! sagte sich Strong mit Bitterkeit. Die Herrschaften bildeten schon jetzt eine feste Gruppe! Klarenberg hatte die andern seit heute früh bearbeitet: das war sicher; und es kam ihm vor, als ob sie alle fünf eine Art Leichenbittermiene aufgesetzt hätten. Oder bildete er sich das nur ein? — Die Leute waren so korrekt und höflich wie immer, womöglich noch freundlicher... Aber er war fest entschlossen, ohne Umschweife in das Wespennest zu stechen.

Ein paar Minuten Heiterkeit waren ihm aber inzwischen doch noch vergönnt. Der Vertreter Frankreichs nämlich, Monsieur Dupin, General-





sekretär des französischen Kriegsmaterialfabrikantensyndikates, früherer Marineminister, der während seiner Amtszeit durch geschickte Erteilung ganz unnützer Bestellungen und durch reich belohnte Vernachlässigung der Lieferungskontrolle ein enormes Vermögen zusammengeschachert hatte, schien überhaupt von nichts zu wissen und begrüßte Strong mit einem höflichen Glückwunsch über den ausgezeichneten Ausgang des Amsterdamer Kongresses. Er hatte in der Zeitung nur die fettgedruckte Überschrift gelesen: „Ablehnung des Generalstreiks vom Amsterdamer Kongreß"; und zu spät erst merkte er an dem eigentümlich ironischen Lächeln des Trustpräsidenten, daß er sich irgendwie blamiert hatte...

Bald aber brach der Sturm los. Die sachliche Geschäftsdiskussion, die auf der Tagesordnung stand, artete zu einer Meuterei der meisten europäischen Verwaltungsräte gegen den Autokraten des ‚Ips' aus. Da der wesentliche Punkt der Tagesordnung, Maßnahmen gegen den Generalstreik, mit dem Fiasko des Amsterdamer Kongresses gegenstandslos geworden war, forderte Strong ohne weiteres seine Gegner heraus und teilte den Anwesenden mit, am Morgen sei Fürst Klarenberg bei ihm erschienen, um im Anschluß an gewisse Vorfälle auf dem Amsterdamer Kongreß Aufklärungen über seine, Strongs, allgemeine Sozialpolitik zu verlangen; er frage nun den Fürsten, ob er es im Interesse der Trustleitung, die keine Geheimnisse innerhalb des Zentralrates dulden könne, nicht für angebracht hielte, die betreffenden Punkte vor den Kollegen zur Sprache zu bringen.

Fürst Klarenberg schien zu zögern. Aber die Neugierde der Nichtunterrichteten war geweckt, und seine vier Satelliten aus Rußland, Österreich, Ungarn und Japan forderten ihn unverhohlen auf, ihren gemeinsamen Standpunkt darzulegen. Strong wiederholte mit grimmiger Höflichkeit:

„Bitte, Fürst, wollen Sie so gut sein? . . .“

Klarenberg vermied es — selbstverständlich — vor Ausländern von seinen Beziehungen zu Seiner Majestät und den nicht gerade sehr imposanten Umständen zu reden, unter denen der Eintritt der deutschen Großunternehmungen in den Trust erfolgt war. Er beschränkte sich darauf, die Strongsche Friedenstheorie und ihren verderblichen Einfluß auf die Macht der Parteien der Ordnung, der fruchtbringenden Arbeit, der sozialen Disziplin gegenüber den Parteien des Umsturzes gebührend ins Licht zu setzen. Seine kühle, elegante, im diplomatischen Notenstil vorgebrachte Rede, die weder eine Schlußfolgerung, noch eine Drohung, noch überhaupt irgend etwas nicht Sachliches enthielt, machte den tiefsten Eindruck.

Lord Ashterclyde spielte nervös mit seinem Monokel, zog seine Mundwinkel hochmütig nach unten, stellte ihnen die Augenwinkel gleichsam parallel und schwieg: so konnte seine bartlose Maske ebensowohl tiefes Nachdenken wie sterbliche Langeweile bedeuten.

Monsieur Dupin fiel aus allen Himmeln, und schien bald rechts, bald links seine Nachbarn um Auskunft angehen zu wollen, ohne es jedoch zu wagen; Radikalsozialist, Pazifist, aber natürlich trotzdem Mi-

litarist, und ohnehin, mit der für die meisten kurz nach 1870 aufgewachsenen Franzosen charakteristischen Borniertheit, deutsch-feindlicher Patriot, wußte er tatsächlich nicht ein noch aus; prinzipiell war er ohne weiteres gegen die vorgebrachten Bedenken, da sie von deutscher Seite ausgingen; aber andererseits schien der deutsche Vertreter den Kapitalismus gegen gefährliche, allerdings unklare Experimente verteidigen zu wollen . . . Er fühlte, daß er nicht genügend Bescheid wußte, stand plötzlich auf, ging zum Platze des Fürsten Deneschnikoff, lehnte sich über seine Schulter und besprach sich mit ihm im Flüstertone. Strong kniff die Lippen zusammen, und seine Augen sprühten.

„Es wäre mir angenehm, meine Herren, die Ansichten zu hören, die Sie etwa über die Ausführungen des Fürsten Klarenberg zu äußern haben," rief er sarkastisch. „Ich fühle mich bemüßigt, nur vorher noch zu konstatieren, daß alles, was Fürst Klarenberg über die eventuellen politischen Rückschläge unserer Produktionsgesellschaft geäußert hat, durchaus dem entspricht, was ich ihm heute morgen selbst erklärt habe."

Die Mitglieder des Rates waren sichtlich tief erregt. Einige begannen hastig miteinander zu flüstern. Nach einer Pause fügte Strong mit eisiger Ruhe, aber beißender Ironie hinzu:

„Ich schlage Ihnen vor, meine Herren, ehe wir die Diskussion über diese Punkte eröffnen, die offizielle Sitzung auf eine Viertelstunde zu vertagen, damit Sie Ihre Ansichten austauschen können."

Mit Ausnahme der fünf Reaktionäre, die offen-

bar schon einen Aktionsplan gegen den Präsidenten ausgeheckt hatten, drängten sich alle um diesen, und bestürmten ihn um genauere Auseinandersetzung seiner Ideen. Strong ward ihrem Wunsche mit Ernst und kühler, aber nur um so eindringlicherer Beredsamkeit gerecht. Herr Dupin trennte sich allerdings bald von der Gruppe und sprach aufgeregt mit dem russischen Kapitalisten. Und Strong brauchte nur einen Blick auf die andere, schon vom Franzosen verstärkte Gruppe zu werfen, um sich zu sagen, daß hier alle Überredungskunst verschwendet sei. Lord Ashterclyde nickte des öfteren und streckte ihm plötzlich seine hochadlige Rechte hin:

„Mister Strong," sagte er mit Würde. „Ihre Ideen sind richtig und Ihre Ausführungsprojekte so fein berechnet, so ausgezeichnet der reellen Lage angepaßt, daß jeder anständige Mensch Ihnen recht geben muß. Die Methode, nach der Sie gedenken, die großen Produktionsschwierigkeiten zu überwinden, mit denen unzweifelhaft die schnelle Abrüstung verknüpft ist — besonders was die Metall- und Schiffsbauindustrie anlangt — diese Methode ist wirklich auch finanziell und handelspolitisch unanfechtbar. Sie können also auf mich rechnen — allerdings unter einer Bedingung: daß nämlich Deutschland den Plan annimmt . . ."

Strong wies nach der Sechsergruppe hinüber.

„Danke, mein lieber Lord. — Aber da Deutschland den Plan nicht annehmen wird, hätten Sie ebensogut sagen können, daß ich nicht auf Sie rechnen kann!"

Lord Ashterclyde verstand.





„Zur Hölle!“ brummte er. „Entschuldigen Sie. Aber diese Leute, die immer noch Gold in Blut fischen wollen, sind wahre Verbrecher gegen die internationale Moral.“

„Wir werden sehen,“ erwiderte Strong ruhig, während die andern unschlüssig den Orakeln dieser beiden Mächtigsten lauschten. „Aber eins muß ich Ihnen sagen, mein lieber Lord. — Ich kann und will nicht mehr zurück. Ich habe den Trust eigens zu diesem Zweck geschaffen,“ fügte er laut genug hinzu, daß die andern es hören konnten. „Ich werde mich nicht unterwerfen und im alten Geleise fortwurschteln. Ich werde den Trust nicht sprengen lassen! — Geht's nicht mit Vernunft, so geht es mit der Knute, die die Herrschaften da so ausnehmend zu lieben scheinen — wenn sie sie nämlich selbst handhaben.“

Lord Ashterclyde verzog keine Miene.

„Wie sollen wir dies verstehen, Mister Strong?“ fragte er.

„Ich werde die Leute zwingen, im Trust zu bleiben, und die Sache doch durchführen. Sie wissen wohl, daß keine der im Syndikat vereinigten Gruppen austreten kann, ohne daß sie sich ruiniert?“

„Hm, ja . . .,“ bemerkte Lord Ashterclyde und ließ sein Monokel an dem breiten schwarzen Seidenband hin und her schlenkern. „Das schon, aber...“

„Für mich gibt es kein Aber mehr!“ entgegnete Strong mit Erbitterung. „Nein; ich werde nicht den Generalstreik anzetteln, wie meine Tochter es, ohne daß ich es wollte, in Amsterdam angekündigt

hat. Ja . . . ich werde sogar niemals und unter keinen Umständen die Arbeiter durch ein Machtwort auf die Straße setzen, einen Lock-out bei irgendeiner Gruppe im Trust dulden, und sollte sie an den Lohnzahlungen verbluten — was sehr wohl eintreten kann. Nein, die Arbeiter haben das Recht, zu leben, und sogar besser zu leben, soweit es nur mit der Produktivität des Trustes vereinbar ist. Aber diese Herrschaften da haben nicht das Recht, sich der vernünftigen Entwicklung der sozialen Verhältnisse zu widersetzen. Wenigstens spreche ich ihnen dieses Recht ab. Und wenn ich dem Proletariat zu aller nur möglichen Aufbesserung seiner Lage an die Hand zu gehen gedenke, so werde ich im Gegenteil diese vorsintflutlichen Herrschaften, die Sie sehr richtig als Verbrecher gegen die Weltmoral bezeichnet haben, nicht mit Samthandschuhen anfassen . . ."

„Hm . . .", brummte der Lord und musterte durch sein Monokel die gegnerische Gruppe. „Wie denken Sie sich das?"

„Es scheint, ich habe mich schlecht ausgedrückt," entgegnete Strong. „Ich brauche sie weder mit Samt-, noch mit Eisenhandschuhen anzupacken. Ich ziehe einfach meine Hand von ihnen zurück. Dann hungern sie sich selbst aus . . ."

Da drängte sich Fürst Deneschnikoff durch die Gruppe, überreichte Strong einen Zettel und fügte längere Erklärungen hinzu. Es war der von ihm, Klarenberg, Tauffingen, Gödöllös, Itzuoka und auch Dupin unterzeichnete Antrag auf Veröffentlichung eines Beschlusses, nach welchem der Zentralrat sich

nicht nur zum Mißerfolge des Amsterdamer Kongresses beglückwünschte, sondern auch erklärte, das Internationale Produktions-Syndikat verfolgte nur das rein wirtschaftliche Ziel, die internationalen Produktionsverhältnisse zu verbessern und im Interesse der ungestörten Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens die bestehende soziale Ordnung allen utopistischen Umsturzideen gegenüber zu verteidigen, ohne daß jedoch irgendwelche Einmischung in die innere oder äußere Politik der am Truste beteiligten Länder in Aussicht genommen wäre.

Während sich der ganzen Gruppe große Erregung bemächtigte, las Strong den Antragstext mit überlegener Ruhe. Dann sagte er kühl:

„Sagen Sie Ihren Freunden, lieber Fürst, daß ich diesen Antrag nicht annehme, ihn sogar mit allen — hören Sie — mit allen Mitteln bekämpfen, aber natürlich zur Abstimmung bringen werde. Ich setze gleich hinzu . . .,“ dabei wandte er sich an die Umstehenden, „daß ich sogar, wenn dieser Antrag angenommen werden sollte, trachten werde, mit allen Mitteln seine Ausführung unmöglich zu machen . . .“

Fürst Deneschnikoff zog sich mit diplomatischer Würde zurück und wiederholte dies den Antragstellern, die alsbald in eine eifrige Diskussion gerieten.

Strong sah nach der Uhr und eröffnete von neuem die Sitzung. Er stand in imponierender Haltung an der Schmalseite des Beratungstisches, und die gewollte Nonchalance seines Auftretens verstärkte noch den Eindruck seiner Überlegenheit.

Aber seine Augen funkelten unheimlich und die linke Hand in der Hosentasche hatte sich wütend zur Faust geballt. Er richtete nur ein paar scharfe, fast unhöfliche Worte an die Versammlung:

„Sie alle kennen schon den Antrag, der mir soeben zugestellt wurde. Ich lasse mich nicht darauf ein, ihn zu kritisieren. Seine Verfasser wissen ebensogut wie ich, daß er persönlich gegen mich gerichtet ist. Es liegt mir fern, Sie, meine Herren, mit einer neuen Auseinandersetzung meiner Gedanken über den Zweck unseres Syndikates als eines Hebels zur allgemeinen Entwicklung der Völker — und nicht bloß der jetzt herrschenden Kasten — zu behelligen. Fürst Klarenberg hat mir diese Mühe, vielleicht ohne es zu wollen, abgenommen. . . . Ich stelle dem Antrage der Herren, die vermeinen, unser Syndikat solle ein neues Mittel zur Bedrückung der arbeitenden Klassen werden, einen Antrag gegenüber, dessen Text ich Ihnen hiermit vorlege: ‚Das Internationale Produktions-Syndikat konstatiert mit Befriedigung die Mäßigung des internationalen Proletariats auf dem Amsterdamer Kongresse, sichert den lohnarbeitenden Klassen seine größte Bereitwilligkeit zu, seine materielle und moralische Lage zu verbessern, und durch Umformung der Produktion und Druck auf die Staatsregierungen die allmähliche allgemeine Abrüstung, Verminderung der Steuerlasten, Erhöhung der Kaufkraft und moralische Gleichstellung der arbeitenden mit den herrschenden Klassen zur Durchführung zu bringen.‘ — Meine Herren! Ich mache mir leider nicht die geringsten Illusionen über die Annahme meines An-

trages. Aber ebenso wie ich den Ihrigen, Fürst Deneschnikoff, nicht annehme, und wenn er einstimmig von Ihnen angenommen werden sollte, so versichere ich Ihnen, daß ich den meinen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln in die Wirklichkeit umzusetzen bestrebt sein werde. — Die Diskussion ist eröffnet . . ."

In stummem Entsetzen sahen sich die Herren gegenseitig an. Sie wußten ja nur zu gut, über welche Machtmittel Strong verfügte, wenn sie auch wohl kaum ahnten, auf welche Weise er seine Utopie verwirklichen wollte. Strong war in Kampflaune; er hatte seine ungeheure Bewegung ins Innere zurückgedrängt und trug die furchtbare Verantwortung, die er in diesem Augenblicke übernahm, mit siegesgewissem Stolze. Hatte er nicht den höchsten Trumpf in der Hand? Er würde die Widerspenstigen aus dem Trust hinauswerfen, sie boykottieren, ihnen alle Betriebsmittel abschneiden und sie elend zugrunde gehen lassen! . . .

Auf seine brutale Kriegserklärung antwortete Deneschnikoff ebenso brutal. Er wiederholte, nur viel weniger diplomatisch, was Fürst Klarenberg schon vom deutschen Standpunkte aus vorgebracht hatte: daß nämlich der Trust bei solcher Leitung eine geradezu gemeingefährliche Einrichtung sei, die in Rußland einfach polizeilich verboten und als revolutionär gerichtlich verfolgt werden würde; und er fügte hinzu, daß er keine Lust habe, nach Sibirien oder gar an den Galgen zu kommen, und schloß in höchst provozierendem Tone mit einer groben persönlichen Anzapfung:

„Aber diese plötzliche Enthüllung Ihrer wahren Absichten, Herr Strong, über die Sie uns alle bisher getäuscht haben, kommt uns so unglaublich, so unsinnig, so unmittelbar verderblich für Ihre eigenen Interessen vor, daß ich, bevor ich zu einer Schlußfolgerung komme, Sie nochmals bitte, erklären zu wollen, ob es Ihnen mit Ihrem Antrag wirklich ernst ist, oder ob wir ihn nicht lieber als faulen Witz auffassen sollen."

„Es ist mein bitterer Ernst," entgegnete Strong stirnrunzelnd und mit nur mühsam verhaltener Entrüstung.

„Meine Herren!" rief Fürst Deneschnikoff mit Stentorstimme und in beinahe theatralischem Tonfall. „Keine der Gruppen, die wir hier vertreten, kann zu solchem Wahnwitz die Hand bieten. Wir sind in diesem Augenblick der ganzen Welt gegenüber für den Volkswohlstand und die soziale Ordnung verantwortlich. Falls Herr Strong unseren Antrag zurückweist, erkläre ich im Namen meiner Freunde Dupin, Tauffingen, Gödöllös, Klarenberg und Itzuoka, daß wir unseren Vertrag mit dem Internationalen Produktions-Syndikat brechen und von morgen an unsere Freiheit wiedernehmen."

Eine Weile herrschte Totenstille. Strong war erblaßt und umklammerte mit den Händen, wie um sich an wütendem Auffahren zu verhindern, die Armlehnen des Präsidentensessels. Dann sagte er schneidend:

„Und ich nehme diesen Vertragsbruch nicht an, sondern werde Sie zwingen, im Trust zu bleiben . . ."

„Kein Gericht der Welt wird Ihnen recht geben," entgegnete Fürst Klarenberg mit vor Erregung zitternder Stimme. „Der von uns als nichtig erklärte Vertrag wird von allen Instanzen als unmoralisch verurteilt werden."

„Ich brauche kein Gericht, um hierüber zu entscheiden!" rief Strong dröhnend. „Der Trust ist nicht gesprengt! — Und wenn Sie, meine Herren, die Sie jetzt nichts mehr in diesem Saale zurückhält, nicht mehr mit ihm arbeiten wollen, so werden Sie ihm zum mindesten gehorchen müssen! —"

Deneschnikoff zuckte verächtlich die Achseln: Strong war wohl größenwahnsinnig geworden!

Furchtbare Entrüstung hatte den Trustkönig ergriffen. Instinktiv hob sich seine Zyklopenfaust, als ob sie alles zerschmettern wollte. Seine weißen Haare schienen sich zu sträuben, und seine aus den tiefen Höhlen hervorleuchtenden Augen die feindliche Gruppe wie mit Dolchstichen durchbohren zu wollen: Es war, als duckten sich die anderen vor diesem Bilde maßlosen, kraftbewußten, vernichtenden Zornes . . .

„Ich erkläre . . .," brüllte er beinahe heiser, verstummte dann aber plötzlich — vielleicht aus Schreck vor seiner eigenen Stimme. Und in der Stille hörte man die schweren Atemzüge des Mannes, dessen Weltreich man soeben gesprengt zu haben glaubte, und der nun in seinem Sturze nach Selbstbeherrschung zu ringen schien. Einen Moment lang starrte er stumm auf den Tisch. Dann glitt sein Blick wieder forschend über die Versammlung. Aus

den hochmütigen Zügen Klarenbergs und Deneschnikoffs vermeinte er zu lesen, daß sie ihn für wehrlos, für geschlagen hielten. Und er merkte, daß jetzt für ihn der Augenblick gekommen, seinen Trumpf auszuspielen!

Er richtete sich hoch auf und sagte im kühlsten, trockensten Geschäftstone:

„Meine Herren! Der Zentralrat wird sich nunmehr mit den Verteidigungsmaßregeln gegen die Feinde unseres Trustes zu befassen haben. Es wird sich dabei in erster Linie um die Lahmlegung der gegnerischen Unternehmungen durch Finanzboykott handeln. Doch die Sitzungen des Zentralrates sind nicht öffentlich. Ich konstatiere aber die Anwesenheit von wenigstens sechs früheren Mitgliedern, die nicht mehr zum Zentralrat gehören. Solange diese Herren den Saal nicht verlassen haben, erkläre ich die Sitzung für vertagt . . .“

Dann setzte er sich wieder ruhig hin und befragte Lord Ashterclyde nach den Aussichten der demnächst in Schottland zu eröffnenden Grousenjagd...

## VII

ALS DIE Presse in Mittel- und Osteuropa plötzlich die ‚Sprengung‘ des Welttrustes ankündigte und das hierauf bezügliche äußerst vorsichtige Communiqué der ausgeschiedenen Zentralratsmitglieder mit seitenlangen, vollständig aus der Luft gegriffenen Kommentaren erläuterte, herrschte

zunächst in den ‚befreiten' Ländern großer Jubel. Man atmete auf. Man beglückwünschte sich gegenseitig zu dem papiernen Sieg.

„Durch den patriotischen Mut der deutschen Vertreter ist das ungeheuerlichste plutokratische System der Welt in Stücke geschlagen," hieß es in der deutschen konservativen und nationalliberalen Presse. In den entsprechenden österreichischen, russischen und japanischen Blättern schrieb man dasselbe, nur waren es natürlich immer gerade die ‚weitblickenden' Großindustriellen des betreffenden Landes, die als heilige George den Trustdrachen erlegt hatten.

Bald jedoch zeigte sich dieses totgesagte Ungetüm lebendiger denn je zuvor. Denn als Klarenberg und Konsorten kurz vor der nunmehr schon ‚historischen' Zentralratssitzung die Sprengung des Trustes beschlossen, hatten sie angenommen, die Narrheit Strongs und seiner staatsgefährlichen Utopien würde ohne weiteres dem Syndikat den Garaus machen; keine einzige außeramerikanische Gruppe würde weiter mit Strong gehen, und jede nationale Gruppe automatisch wieder zum Verfügungsrecht über ihre vom Trust verwalteten Kapitalien und Immobilisationen gelangen; die Liquidierung des Syndikates schien ihnen also nur eine Formfrage zu sein.

Aber es war ganz anders gekommen. Die deutschen, österreichischen, russischen und japanischen Kartelle blieben mit ihrem Widerstande gegen den Welttrust allein. Alle anderen beugten sich weiter unter das amerikanische Joch, so daß im Grunde

der Trust überhaupt nicht gesprengt, sondern nur zu einer feindlichen Koalition geworden war, die alsbald die Widerspenstigen mit furchtbaren Strafmaßregeln bedrohte.

In seiner Berliner Riesenzeitung, dem ‚Telegraph', kündigte Strong dem deutschen Publikum seine Absichten unverhohlen in einer Erklärung an, die alsbald in allen Antitruststaaten helle Wut und tolles Entsetzen hervorrief. Sie lautete folgendermaßen:

„Wie wir von zuständiger Seite erfahren, beruhen die allgemein in der deutschen Presse, sowie in kapitalistischen und offiziellen Kreisen ausgesprochenen Ansichten über die Liquidierung des angeblich gesprengten ‚IPS' — des Internationalen Produktions-Syndikates — auf durchaus irrtümlicher Beurteilung der wirklichen Sachlage.

„Das Syndikat wird genau so, wie bisher, seine Geschäfte fortsetzen. Der Austritt der deutschen, österreichischen, russischen und japanischen Gruppen wird auf seine Geschäftspolitik nicht den geringsten Einfluß ausüben. In den Ländern dieser Gruppen wird das Syndikat mit seinen eigenen Mitteln fortfahren zu arbeiten.

„Es liegt jedenfalls zunächst im Interesse der ausgeschiedenen Gruppen, wie bisher mit dem Syndikate durchaus parallel zu wirken, und sich aller etwa gegen die Interessen des Syndikates gerichteten Bestrebungen zu enthalten, da sonst die notwendigen Verteidigungsmaßregeln des Trustes ohne Zweifel schwere Störungen im gesamten Geschäftsleben auslösen würden. Das geschäftliche

Interesse des Syndikates geht also mit dem der ausgeschiedenen Gruppen durchaus zusammen. Und die Verhältnisse zwingen das eine wie die anderen, so zu handeln, als wäre die — bis jetzt übrigens bloß theoretische — Spaltung überhaupt nicht erfolgt.

„Das weitere Zusammenwirken der ausgeschiedenen Gruppen mit dem Syndikat erscheint, nach Herrn Strongs Dafürhalten, um so notwendiger, als es gilt, einem gemeinsamen Feinde die Stirn zu bieten. Die Lage des Geldmarktes hat sich bekanntlich seit Monaten infolge der mit der Hochkonjunktur verknüpften Überspekulation und der allgemeinen Überspannung des Kredites ständig verschlechtert. Besonders in den Vereinigten Staaten und in Deutschland hat die in letzter Zeit viel zu üppig emporschießende Industrie sich immer bedenklicher auf Kredit gestützt, dessen Objekte gegebenenfalls nicht mehr realisierbar wären. Die geringste Störung auf dem Geldmarkte könnte hier eine wahre Katastrophe zur Folge haben.

„Das Syndikat verfolgt im Interesse aller Länder den Zweck, durch Aufsaugung dieser rein papiernen Unternehmungen den Weltmarkt zu stabilisieren. Wird ihm hierzu in gewissen Ländern das Mittel genommen, so kann es nicht anders, als diese ihrem Schicksale zu überlassen und seine Mittel ausschließlich zur Unterstützung seiner eigenen Anhänger zu verwenden. Die Geldknappheit ist schon jetzt so groß, daß das Syndikat darauf bedacht sein muß, seine Mittel, soweit es nur möglich, zu reservieren. Sollte sich die Lage in Amerika kritisch gestalten, so wäre wahrscheinlich seine erste Schutzmaßregel

der Abbruch aller Geschäftsbeziehungen mit den ausgeschiedenen Gruppen, der Finanz- und Warenboykott, und vor allem die Verweigerung jedweden Kredites, der Diskontierung von Wechseln, kurz der finanziellen Unterstützung, auf welche die deutschen, österreichischen, russischen und japanischen Märkte periodisch angewiesen sind.

„Bis zu welchem Grade die Lage sich schon verschlimmert hat, kann aus dem Umstande geschlossen werden, daß Herr Andrew Strong bereits gestern auf seiner Turbinenyacht ‚Amphitrite' von Brest nach Neuyork abgereist ist." — — — —

Mit der eigentümlichen Interesselosigkeit, die in der ganzen Welt die kleinen Kapitalisten, die Sparer, die vertrauensvollen Bürger, kurz die eigentlich geldgebenden, aber unwissenden ‚Leute aus dem Publikum' an den Tag zu legen pflegen, hatten die in erster Linie Beteiligten diese nüchterne und wenig nach Sensation riechende Bekanntmachung keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Aber in den Geschäftskreisen gab man ihr sofort die beinahe weltbewegende Bedeutung, die ihr zukam. Stellte sie doch den Finanzkrieg der an Kapital übermächtigen Weststaaten gegen Deutschland in Aussicht! Und ohne daß auch nur der geringste wirkliche Geschäftsunfall vorgekommen wäre, fielen sämtliche Bank- und Industriewerte mit unheimlicher Schnelligkeit an den Börsen zu Berlin, Frankfurt, Wien und Petersburg. Und das Entsetzlichste war, daß weder die Pariser, noch die Londoner Börse — aller Gewohnheit und aller finanziellen Logik zum Hohne — der gefährlichen Bewegung folgte!

In Finanzkreisen verstand man nur zu gut die Ursache dieser unerhörten Anomalie. Daß internationale Werte in gewissen Ländern weiter alles Vertrauen des Publikums zu genießen schienen, während sie in anderen Gegenstand sinnloser Panik wurden: das ging nicht mit rechten Dingen zu, das konnte nur durch geheimnisvollen Druck auf die Börsen erklärt werden. Und es war nicht schwer, die Quelle dieses Druckes zu finden.

In Frankreich, dem an flüssigem Kapital reichsten Lande der Welt, war das finanzielle Leben ja schon seit Jahrzehnten in den Händen von fünf oder sechs kolossalen Kreditanstalten sozusagen monopolisiert. Diese hatten mit wundervoller List über das ganze Land ein finanzielles Fangnetz gespannt, das keinen Centime durch seine Maschen schlüpfen ließ. Ihr Erkundigungs- und Beeinflussungssystem war großartiger organisiert, als das irgendeiner Regierung. Sie waren imstande, jedes Wertpapier, das sie nur wollten, bei dem zahllosen Sparerpublikum unterzubringen; sie brauchten in eiligen Fällen sogar nur mutig in die zehn Milliarden Depositen zu greifen, die ihnen anvertraut waren, und nachher die Kunden von der Placierung ihres Geldes zu benachrichtigen; noch nie hatten diese sich darüber beklagt; im Gegenteil, sie freuten sich der Mühe überhoben zu sein, selbst nach Anlagewerten zu suchen. War nicht auf diese Weise Rußland jahrzehntelang über Wasser gehalten worden? Hatte man so nicht ganze Staaten — wie Bulgarien, Serbien, Griechenland und andere — derart von Frankreich abhängig gemacht,

daß über ihren Regierungen der Vertreter der Pariser Finanz ihr ganzes Staatsleben leitete? Aber so, wie sie alles durchsetzen konnten, vermochten sie auch alles zu hindern. Wollten Rentner Werte abstoßen, so brauchte ihnen nur energisch abgeraten zu werden, und sie beruhigten sich. Genügte das nicht, so wurde die Verkaufsorder einfach nicht ausgeführt, und dies damit erklärt, daß auf dem Markte kein Abnehmer zu finden sei, oder nur unter so schlechten Bedingungen, daß man den Verkauf nicht glaubte verantworten zu dürfen. Und was vermochten die wenigen Großkapitalisten und anderen unabhängigen Finanzleute gegen die überwältigende Macht der Masse, die nichts wollte, als Ruhe, regelmäßige Zinszahlung und nie wechselnde Kurse, kurz gegen das millionenstarke Heer der kleinen Rentner, die weiches Wachs in der Eisenfaust der Riesenbanken waren? —

Wenn in Paris der Trust, genau so wie vor dem Brüsseler Zwischenfalle, weiter das allgemeine Vertrauen genoß, so kam dies daher, daß diese Banken ihn hielten. Frankreich wirtschaftete unter der Oberleitung Strongs — also gegen Deutschland! Und in England, wo der Kapitalsbesitz im höchsten Grade konzentriert blieb, wo kein Heer von kleinen Kapitalisten existierte, wo eine winzige Minorität den Geldmarkt regierte, dort genügten schon die wirtschaftlich-politischen Gründe, die Angst vor deutscher Entwicklung, um das Bündnis mit Strong und Frankreich aufrechtzuerhalten.

Zum Glück für die Widersacher des Welttrustes

schien wenigstens in Amerika selbst Strongs Stern im Schwinden begriffen zu sein. Seit dem Austritt Klarenbergs und seiner Freunde aus dem Trust war die Neuyorker Börse äußerst nervös, und man hörte von schweren Verwicklungen zwischen dem amerikanischen Arbeiterbund und den großen Industriekapitänen. Der Arbeiterpräsident Hegler hatte in Chicago vor zwanzigtausend Mitgliedern der ‚Brüderschaft der Nahrungsmittelindustrie' erklärt, mit der ‚Sprengung' des Trustes sei die Zeit gekommen, da die organisierte Arbeiterschaft dem in sich schon zerrissenen internationalen Großkapital einen vielleicht entscheidenden Kampf liefern, oder doch eine wesentliche Aufbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter durchsetzen könnte.

Hier lag eine Hoffnung. Und die im Dunkeln tastenden großen Zeitungen Ost- und Mitteleuropas nahmen mit Freuden die offiziösen Einflüsterungen entgegen, nach welchen der Trust in seinem eigenen Lande auf dem Punkte sei, auseinanderzustieben. Und da wochenlang kein Ereignis den Optimismus der leitenden Kreise Lügen zu strafen schien, stieg die Hoffnung. Nur ein paar Berliner Spekulanten waren in dem ersten panikartigen Sturz der Trustwerte zugrunde gegangen. Sogar die Arbeiterschaft, die nach dem ersten Triumphgeschrei über den Sturz des ‚IPS' die grobe Leichtfertigkeit gegeißelt hatte, mit welcher Junker und Schlotbarone den übermächtigen Trust zum Kampf herausgefordert hatten, beruhigte sich allmählich wieder, da nirgends von Streik, Arbeitssperre oder Produktionsbeschränkung die Rede war; und — anstatt im eigenen

Lande den Kampf gegen die großen Industrieringe aufzunehmen — begnügte sie sich damit, den amerikanischen Genossen zu ‚ihrem energischen Aufstand gegen die Privatmonopole, die das Proletariat knechteten', begeisterte Glückwunschadressen zu senden, die Hegler nur mit verächtlichem Achselzucken las . . .

Seit dem Amsterdamer Kongresse und der Spaltung des Syndikates hatte Strong von Brüssel aus die Lage mit wachsender Unruhe verfolgt. Er bereute nichts; aber das Gefühl der absoluten Sicherheit hatte ihn verlassen. Wohl hatte er noch das felsenfeste Bewußtsein, zu können, was er wollte; die klägliche Lage der von ihm nicht mehr unterstützten Effektenmärkte bewies es ihm ja täglich. Was ihm aber fehlte, war die Fähigkeit, zu wollen, was er konnte: der Mut zum kaltblütigen, schnellen, folgenschweren Entschluß . . .

Bis zuletzt hatte er noch gehofft, sein naiver Utopistenplan würde mit Hilfe des begeisterten Proletariats beinahe von selbst zu schöner Wirklichkeit werden. Die vernichtende Krise, von der Nixola so unvorsichtig mit Cahors gesprochen hatte, sollte ja eigentlich nur eine Drohung bleiben, ein platonisches Ultimatum an die Arbeiterbünde und die widerspenstigen europäischen und asiatischen Großkapitalisten. Im Grunde hatte er mit der wirklichen Entfesselung dieses wirtschaftlichen und politischen Erdbebens kaum gerechnet. Dazu war er ein viel zu gläubiger Wesleyaner. Die Sonntagsreden, die er zu wiederholten Malen auf seinem Landsitze

zu Cumberland in den Alleghanybergen an seine aufmerksame Gemeinde von Arbeitern und Kleinbürgern gerichtet hatte, kamen ihm oft in den Sinn. Sein Anathema gegen die ‚bösen Reichen', gegen die ‚sozialen Missetäter mit Millioneneinkommen', die gewissenlosen Spekulanten, Ausbeuter und Riesenhochstapler, die in zahllose Familien Elend und Verzweiflung trugen, um sich sinnlos zu bereichern, seine Predigten über Ehrlichkeit und über ‚das soziale Gewissen der großen wirtschaftlichen Organisatoren' drängten sich ungewollt in sein Gedächtnis . . .

Er blieb manchmal stundenlang allein hinter verschlossenen Türen sitzen, ließ seine Gedanken von den endlosen Zifferreihen der ihm täglich vorgelegten Bankstatistiken abschweifen, und überraschte sich nicht selten bei bitteren Gedanken an den Triumph, der sein gewesen wäre, wenn nicht Nixola in kindlicher Einfalt und Cahors mit seinem heißen anarchistischen Temperament übermütig das feine Gewebe seiner Pläne zerrissen hätten . . . Zwar bat er dem ‚Kinde', das er — wie so viele amerikanische Väter ihre Töchter — blind bewunderte und anbetete, mit übermäßigen Beweisen seiner väterlichen Liebe, mit unvernünftigen Geschenken und fast lächerlicher Dienstfertigkeit gegenüber allen ihren kleinen, kaum ausgesprochenen Wünschen, regelmäßig seinen einsamen Zorn wieder ab. Eines Tages teilte er ihr sogar mit, er habe ihr, da sie sich doch wohl auf die Dauer in Brüssel langweilen und aus mancherlei Gründen lieber in Paris wohnen würde, auf den Champs-Elysées das

frühere Palais der berühmten Païva gekauft ... Aber dann kamen wieder Stunden, in denen er selbst Nixola den Zutritt zu seinem Arbeitszimmer verwehrte.

Anstatt die Verhältnisse des Trattenmarktes zu studieren, in denen das Mittel zu einem vernichtenden Schlage gegen seine übermütigen Feinde lag, las er häufig in der Bibel und machte mit Befriedigung im Alten Testamente die Entdeckung Hunderter von Stellen, die zu besagen schienen, daß die Menschen zu unverständig seien, um ohne schwere Prüfungen zum Wohle zu gelangen ...

Sein Gewissen war rein. Bis jetzt brauchte er in bezug auf die Ausübung seiner Macht nichts zu bereuen. Der Trust war die einzig logische, die beste wirtschaftliche Organisationsform unter den modernen technischen Verhältnissen. Nur Riesenunternehmungen, nur mächtig konzentrierte Kräfte konnten überhaupt die großartigen Werkzeuge der Gegenwart handhaben. — Nur ihnen verdankte die Welt die Herstellung zahlloser Güter, die das tägliche Leben Aller zu einer Stufe früher ungeahnten Komforts emporgehoben, die der gegenwärtigen Lebensführung der Kulturvölker ihren Stempel aufgedrückt hatten. — Nur sie nutzten die Kräfte der Natur und der Menschen vernünftig aus. — In ihnen war automatisch das Prinzip der Auslese der Intelligenzen und Temperamente zur höchsten Geltung gelangt. Unzählige Kräfte, die sich sonst sinnlos zersplittert hätten, waren im Trustsystem auf ein und dasselbe Ziel konzentriert. Je nach seinen speziellen Fähigkeiten erlangte hier jeder den ihm gebühren-

den Platz: Arbeiter wurden zu Leitern von Großbanken, Stenographinnen zu juristischen Beiräten, Laufburschen zu Fabrikdirektoren, Maurergesellen zu Ingenieuren . . . Ohne die wirtschaftliche Vorsehung, die in der Trustorganisation wirkliche Gestalt annahm, wären alle diese wundervollen Kräfte ewig brach liegen geblieben. Und wer in solchem freien Wettbewerb, nach der immanenten Gerechtigkeit, nach dem Naturgesetz den Kürzeren zog, lebte trotzdem besser als irgendwo sonst . . .

„Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber Einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet," las er im Ersten Korintherbriefe IX, 24. Ja alle Menschen mußten die gleiche Aussicht auf Sieg im Kampfe des Lebens haben, alle mußten das Rennen nach dem Glück auf derselben Linie beginnen. Keinem durften unnatürliche Hindernisse in den Weg gelegt werden, und wer siegte, errang das Kleinod nach göttlicher und natürlicher Gerechtigkeit . . . Und es war unleugbar, daß das Trustsystem in diesem Sinne Wundervolles geleistet hatte. Wer sich an ihm vergriff, handelte also gottlos gegen das Reich sozialer Gerechtigkeit, gegen die Kultur, gegen das höhere Recht auf richtige Einschätzung der menschlichen Kräfte . . .

Und er selbst sollte diese bisher beste Organisationsform nicht bis zum letzten Atemzuge verteidigen? Er sollte gerade den ‚reichen Missetätern' alle Freiheit lassen, ihnen, die nicht leiten, sondern herrschen, nicht Mitarbeiter, sondern Knechte, nicht freie Entwicklung, sondern stillen Frohndienst unter

dem Joch traditioneller Autoritäten wollten? — Niemals! Lieber im Kampfe ums Gute zugrunde gehen, als das Schlechte fördern! —

Heglers Antitrustrede in Chicago, die Ankündigung eines neuen Kampfes der schändlich verführten Arbeiter gegen die einzige Organisation, die ihnen ein menschenwürdiges Leben verschafft hatte, verletzte ihn tief. Merkte denn diese Herde nicht, daß Leute wie Hegler, oder wie Keefer in England, oder wie Schmalkopf in Deutschland, ein jämmerliches Verstecken spielten? Daß sie gerade wie die feudalen Herren der Alten Welt bloß nach Macht über die anderen lechzten? Daß sie, im Falle ihres Erfolges, einfach die Herren Klarenberg und Konsorten ersetzen und im Taumel ihres Sieges ihre Macht womöglich noch brutaler auskosten würden, als diese, die wenigstens schon daran gewöhnt waren?

Nationalisierung der Truste! Alle Großunternehmungen Eigentum der Arbeiter! Gewiß, aber unter der tyrannischen Fuchtel der großen Parteibonzen, wie jetzt unter den Kanonenschlünden der im Dienste alter Kriegskasten stehenden Regierungen! Nein, die Arbeiter und die Kultur hatten dabei nichts zu gewinnen. Cahors hatte recht: es lohnte sich nicht, namenloses Elend über die Völker zu bringen, damit der Hegler zum Strong und der Strong zum Hegler würde... Aber lohnte es sich, solchem Unheil freien Lauf zu lassen, damit Strong Strong bliebe? . . .

Vielleicht war noch Friede möglich. Man m u ß t e doch begreifen! Und was auch käme: die erste





Pflicht war, die Organisation, das Prinzip zu retten, sie nicht in ihrem Kerne, in Amerika, zerfressen zu lassen . . .

Eines Morgens sagte Strong, so ruhig, als ob es sich um die Verabredung eines Spaziergangs handelte:

„Liebes Nixchen. Ich möchte, daß du nach Paris gehst und einige Zeit dort in deinem neuen Hause bleibst. Ich werde heute abend mit dir hinüberreisen. Morgen will ich nämlich auf der ‚Amphitrite' von Brest aus nach Neuyork fahren."

Nixola war vor Überraschung zuerst ganz verblüfft und fragte dann ängstlich:

„Allein? Papa, du willst allein nach Neuyork und mich in Europa zurücklassen? Aber . . ."

„Bitte, Nixchen, es geht nicht anders," unterbrach Strong sie ziemlich schroff. „Verlange nicht, daß ich dich mitnehme. Ich habe ein paar Tage absoluter Einsamkeit nötig. Und überdies . . . du weißt ja wohl, daß Hegler mit seinen Arbeitern irgend etwas anzettelt. Ich muß deshalb am Platze sein . . . Du bist alt genug, um auch ohne mich fertig zu werden. In Amsterdam hast du mir das ja nur zu deutlich bewiesen . . ."

„Ooh! . . ."

„Ja, das kommt davon! Vielleicht brauchte ich jetzt nicht nach Neuyork zu fahren, wenn du nicht mit Cahors . . ."

„Bitte, Papa! . . . Ich . . . ich wollte doch nicht . . ."

„Nein, du mußtest, nicht wahr? Aber jetzt

ist doch der fatale Magnet von Amsterdam nach Paris entwichen, und es scheint mir ganz natürlich, daß du . . .“

Nixola errötete bis an die Haarwurzeln.

„Papa, du beleidigst mich! . . .“ erklärte sie stolz, aber sie behauptete nicht mehr, wie kürzlich nach ihrer Flucht aus Amsterdam, daß sie Cahors ekelhaft fände.

Strong lächelte und sagte gemütlich:

„Kurz, ich will nicht, daß du mit mir fährst. Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man den Brunnen zu. Ich will mich drüben nicht ähnlichen Unannehmlichkeiten aussetzen wie in Amsterdam . . .“

Bei diesem neuen Hieb machte sie eine unmutige Bewegung; aber da sie nicht sicher war, ob er scherzte oder im Ernste sprach, wagte sie nicht, etwas zu erwidern.

„Du bist wirklich allzu menschenfreundlich,“ fuhr Strong lächelnd fort. „Und vor allem hast du viel zu viel Energie. Wenn hart eingegriffen werden muß, habe ich immer Angst, du würdest mich, mit viel größerem Erfolge als Andromache den armen Hektor, vom männermordenden Kampfe zurückhalten . . . Es taugt nichts, wenn man sein Töchterchen so lieb hat . . .“

Er sagte das in so tändelndem Tone, daß Nixola erstaunt schwieg.

„Natürlich bleibt Miß Mary mit dir in Paris,“ setzte er hinzu. „Du hast sie ja immer wie eine Mutter angesehen. Denn ich kann doch wohl kaum riskieren, dich ganz allein im modernen Babel

herumlaufen zu lassen — bei all den Gefahren, die da auf dich lauern . . .“ — und er lächelte über ihre ganz unnötige Verwirrung. „Wenigstens brauchst du doch einen Anstandswauwau . . .“

„Ich brauche keinen Anstandswauwau, Papa!“ sagte sie aufgebracht.

„Desto besser, aber die andern Leute halten ihn für nötig. — Befreundete Familien sind ja übrigens genug in Paris. Es ist wohl das erstemal, daß du längere Zeit allein bleibst . . .“

„Längere Zeit?“ fragte sie beunruhigt. „Wie lange denn? . . .“

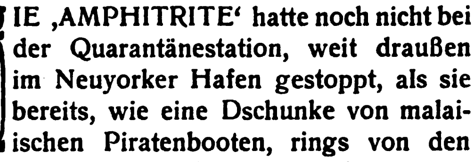
„Das hängt ganz von der Sachlage ab. Jedenfalls will ich im Oktober wieder in Paris sein, um ‚Anaconda‘ den großen Herbstpreis in Longchamp gewinnen zu sehen. — Also heute abend, nicht wahr?“

„Papa . . . wirklich . . . ich möchte lieber . . .“

„Nein, nein, du kommst weder mit, noch bleibst du hier in Brüssel, wo du dich ja zu Tode langweilen würdest. Abgemacht.“

Nun wußte sie, daß kein Bitten mehr helfen würde. Resigniert ergab sie sich in ihr trauriges Schicksal, ließ ihre Koffer packen und reiste nach Paris. Und während ihr Vater auf seiner Turbinenyacht mit Schnellzugsgeschwindigkeit über den Ozean fuhr, wagte sie in kindischer Angst nicht, die öden Zimmer des Païvapalais zu verlassen, als ob man in der Weltstadt dem, den zu sehen man vermeiden möchte, notwendigerweise an der nächsten Straßenecke in die Arme laufen müßte! . . .

## VIII



DIE ‚AMPHITRITE‘ hatte noch nicht bei der Quarantänestation, weit draußen im Neuyorker Hafen gestoppt, als sie bereits, wie eine Dschunke von malaiischen Piratenbooten, rings von den kleinen Reporterdampfern der großen Sensationsblätter angegriffen wurde. Einige Literaten suchten kleine Leitern anzusetzen, so wie es die Zollbeamten auf der Reede tun, um an Bord der großen Dampfer zu steigen. Andere, bescheidenere, verlangten mit Stentorstimme durch riesige Megaphone die Erlaubnis, an Bord zu kommen. Strong stand — schon im Geschäftsanzug, den in Amerika vom Milliardär bis zum letzten Tagelöhner jeder anständige Mensch zu tragen pflegt, in einfacher dunkler Joppe und rundem steifen Filzhut — neben dem Lotsen auf der Kommandobrücke. Er ließ durch Sprachrohre hinüberrufen, daß er niemanden empfangen könnte außer den Vertreter seiner eigenen Blätter, der siebenundzwanzig ‚Mails‘, die in den wichtigsten Städten der Union erschienen.

Wutgeheul war die Antwort auf diesen unvorhergesehenen Empfang, und fluchend machten sich die Nachrichtenjäger unverrichteter Sache davon. Trotzdem aber war schon eine halbe Stunde später in einem Extrablatte des ‚Forlook‘, das in der Unteren Stadt ausgeschrien wurde, in riesigen Lettern zu lesen, die ‚Amphitrite‘ liege im Hafen, und Strong halte die Geschäftslage für so schwierig, daß er glaubte, keine Erklärungen abgeben zu dürfen . . .

Auf den Hoch- und Untergrundbahnen, auf

dem Pflaster und den ‚Oberflächenwagen' — denn so sonderbar erschien es schon, auf der wirklichen Erdoberfläche zu fahren, daß die Trambahnen diesen Namen erhalten hatten — wurden die Blätter reißend abgesetzt, massenhaft gleich wieder fortgeworfen und dann von den Schaffnern zu riesigen Stapeln gesammelt, deren späterer Verkauf diesen beträchtliche Nebeneinnahmen sicherte. Es war ja gerade die furchtbare Stunde zwischen acht und neun Uhr morgens, wenn aus weitem Umkreise, aus der fünfzig Kilometer langen Oberen Stadt auf der Manhattan-Halbinsel, von Brooklyn, Hoboken, Jersey und zahllosen anderen Vorstädten herüber, fast eine Million Menschen auf einmal zu der abenteuerlich in den Himmel gewachsenen Unteren Stadt zur Arbeit herandrängte, und die Tunnels, Hochbahnen, Riesenfähren und Straßenbahnwagen wahnsinnig hastende Menschenmassen in die engen Gassen und in die kolossalen Geschäftsgebäude ausspien.

Noch ehe Strong auch nur den Fuß auf den Boden seines Landes — denn er beherrschte es ja — gesetzt hatte, gab sich seine baldige Anwesenheit bereits in krankhafter Überreizung der Menge kund, die auf Wallstreet, Broadway und Broadstreet in den ungeheuren Häusern verschwand, in denen zwanzigfach übereinandergetürmt, sich Hunderte von Geschäften wie auf einer von der Erde zum Himmel gebauten Straße befanden. Die Lifthallen der vielstöckigen ‚Buildings' waren gedrängt voll; man hastete unter Schieben und Puffen zu dem Aufzuge, der möglichst direkt zum gewünschten Stock-

werke hinauffuhr; hier drängten sich Dutzende von Personen zu viel in die Lifts, die nur am fünften, zehnten, fünfzehnten usw. Stockwerk hielten; anderwärts schimpfte man über die Langsamkeit der ‚Lokalzüge‘ nach oben.

Wer in dem Hexenkessel der Unterstadt seinen Lebensunterhalt zu suchen hatte — und wer konnte das vermeiden? — war, schon ehe er zu arbeiten begann, gezwungenermaßen fast eine Stunde lang der furchtbarsten Massensuggestion unterworfen gewesen: er kam ins Geschäft wie aus einer Volksversammlung oder aus dem überheizten, überfüllten Saale einer Music-Hall; er war nicht mehr er selbst, sondern nur noch ein willenloser Tropfen in dieser entsetzlichen Menschenflut, die des Morgens aus einem Umkreis von Tausenden von Quadratkilometern unter Hochdruck in die paar Hektare der Geschäftsstadt gepumpt wurde, um des Abends in fieberhaftem Taumel, wie in wilder Flucht, toll vor Überreizung und Müdigkeit, und erbarmungslos um Beförderungsmittel kämpfend, wieder ins Freie zu drängen.

Hier war das Herrscherfeld der großartigen Persönlichkeiten: wer der täglich morgens neu ausbrechenden Epidemie von gegenseitig ansuggerierter Nervosität widerstand, wer mit klarem Kopfe in diesem sich wild überstürzenden Wellenschlage künstlich gesteigerter Leidenschaft und künstlich verschrobener Überlegung zu schwimmen verstand: der war hier König. Und wer wirklich sagen durfte, er habe etwas Macht über dies lächerlich kleine, auf zwei Seiten vom Meere eingeschlossene äußerste

Dreieck der Halbinsel Manhattan, war sicherlich ein größerer Herrscher, als alle Cäsaren des Altertums.

Der Frühnebel war noch nicht völlig gewichen. Die schwüle Hitze, die wie eine riesige Käseglocke aus Milchglas über der unheimlichsten aller menschlichen Anhäufungen stand, drückte ihn nieder; kein Lufthauch drang in die Zone der Weltstadt, in der Millionen kämpfender und leidender Menschen unter einem geheimnisvollen Drucke fast erstickten.

Auf der Kommandobrücke der ‚Amphitrite' ließ sich Strong von dem Chefredakteur seiner Blätter über die allgemeine Lage Bericht erstatten, während die Yacht langsam an den, gleich toten Gespensterschiffen, auf der Bucht vor Anker liegenden Frachtbooten vorbei auf die Stadt zufuhr. Um keinen Preis hätte er den Anblick des Häusergebirges versäumen mögen, das im fahlgelben Schein der Morgensonne durch den Dunst in halb verschwommenen abenteuerlichen Konturen aus der See emporzusteigen schien.

Wie jedesmal bei seiner Ankunft ergriff ihn auch jetzt wieder die drohende Erscheinung des Riesenstandbildes der Freiheit mitten in der Bucht. War das wirklich die Freiheit? — Diese kirchturmhohe, düstere Gestalt maß die Herannahenden mit hartem, mitleidlosem Blick. Majestätisch hüllte sie sich in das fast schwarze, ernste Gewand, und die weißen Seesalzkrusten an den Faltenrändern vertieften noch die Schatten, die sie umspielten. Die übermenschliche Starrheit ihrer Züge, die mächtig

zum Himmel gestreckte fackelhaltende Faust, das unbeugsam, kalt, herausfordernd weit über das Meer hin blickende Haupt, und über allem jener unsagbar geisterhafte Schein, der nur mit dem fahlen Lichte breiter Blitze in tiefer Dämmerung verglichen werden konnte: das war nicht das Bild der Freiheit! — Hier wurde niemand gelockt, niemandem etwas versprochen, niemandem das gelobte Land gezeigt, in dem, wie durch ein Wunder, dem Einwanderer plötzlich seine schwerste Last, die der Knechtschaft, von den Schultern genommen werden sollte ... Hier wurde gedroht! Nicht Freiheit, ja nicht einmal Gerechtigkeit bewillkommnete hier die müden Flüchtlinge aus der Alten Welt, sondern unwiderstehliche Macht, die sich über alles emporreckt, schrankenlose Kraft, die neuen Untertanen das Bild ihrer harten, rücksichtslosen, unpersönlichen Herrschaft bietet, maßlose Gewalt, die als feurige Geißel die drohende Brandfackel hoch über der Menschheit schwingt ...

Strong blickte sinnend zu diesem Bilde der Macht, *seiner* Macht empor, während der Leiter seiner Zeitungen ihm beschrieb, wie der Arbeiterbund seit der Sprengung des Trustes in Brüssel eine großartige Bewegung gegen ihn vorbereite und die Feindseligkeiten schon mit dem Verlangen nach fünf Prozent Lohnerhöhung eröffnet habe ... Plötzlich richtete sich Strong stolz auf, deutete beinahe verächtlich zu dem Riesenstandbild empor, unter dem das Schiff gerade hinfuhr, und sagte:

„Ich weiß, sie wollen mich brechen. Aber es wird ihnen nicht eher gelingen, als bis sie dieses

Standbild mit Holzknüppeln zerschlagen und ins Meer geworfen haben . . .“

Der Redakteur notierte gewissenhaft diesen Ausspruch und berichtete dann weiter, obwohl Strong, ganz im Banne des wundervollen Bildes, das sich vor ihm entrollte, kaum noch zuhörte.

Rechts erschien in schwindelnder Höhe das großartige Spinngewebe der Brooklyner Brücke. Wälder von Schloten und Masten erstreckten sich überall an den Ufern entlang. Grotesk türmten sich die Riesenbauten der Unterstadt zum Himmel. Hier fühlte man, wie das Meer den schmalen Felsen Manhattans einzwängte, und gleichsam unter seinem Druck die abenteuerlichen Häusertürme aus dem Boden quetschte: eine Stadt, die sich in senkrechter Richtung ausdehnen mußte, da sie in wagerechter keinen Platz fand. Die flache Landzunge war zum Berge geworden, aus dem, wie das finstere Grollen glühender Lava unter unheilschwangeren Kratern, das Geräusch millionenfachen Lebens gedämpft über das Wasser klang . . . Das unaufhörliche Geheul der zweistimmigen Sirenen zahlloser haushoher Dampffähren, die, trotz ihrer Plumpheit, mit unheimlicher Behendigkeit nach allen Richtungen hin ihren Weg durch das Gewirr der Fahrzeuge suchten, ließ keine Ruhe mehr zum Träumen.

„Ich weiß genug,“ sagte Strong. „Ich fahre sofort zur Bank. Veröffentlichen Sie nichts über meine Ankunft ohne mich vorher zu fragen!“

Dann gab er den Befehl, sofort an Nixola zu telegraphieren und erwartete ungeduldig den Augenblick, da er am Pier der amerikanischen

Linie des Ozeantrustes, bei Fulton Street, an Land gehen konnte.

Dreißig Photographen ließen ihre Apparate spielen, während er die Landungstreppe zur Zollhalle hinabstieg. Unten hielten ihm hundert Pressemänner bereits das lügnerische Extrablatt entgegen, das ankündigte, er halte die Lage für zu gefährlich, um irgendwelche Erklärungen abzugeben, und bestürmten ihn mit Fragen. Da er in dem Tumult nichts verstehen konnte, riß er einem Journalisten das Blatt aus der Hand und las.

„Wer ist der verdammte Narr, der das veröffentlicht?" rief er laut. „So, der ‚Forlook'! Natürlich! Mister Franks! — Sagen Sie nur ruhig, meine Jungens, daß ich den Vertreter dieses Subjektes einfach deshalb nicht empfangen habe, weil er ein Räuberblatt zum Brotgeber hat, und daß dies alles infam gelogen ist!"

Wieder brüllten zahllose Stimmen durcheinander auf ihn ein, so daß er nur hier und da ein Wort aufgreifen konnte, und nur mit Mühe setzte er es schließlich durch, daß man einen Kollegen in ihrer aller Namen reden ließ. Und so erfuhr er denn, daß das aus der Luft gegriffene Interview des ‚Forlook' auf der Börse eine tolle Baissebewegung verursacht hatte und die ganze Neuyorker Geschäftswelt außer Rand und Band war.

Wütend runzelte er die Stirn und rief:

„Ja, zur Hölle! Weiß denn kein Mensch, daß Franks ein Lügner und ein Hochstapler ist? Er hat Baisse nötig? Gut, ich werde Hausse machen! Und wenn ihr wollt, Jungens, so schreibt nur ruhig,

daß ich im Gegenteil die Lage für ausgezeichnet halte!“

Und während Strong sich zum Zollkontor durcharbeitete, wo er auf eine schmierige Bibel schwur, daß er weder Polygam, noch Anarchist, noch nichtkaukasischer Rasse sei und auch keine Seehundsfelle bei sich führe, telephonierten die Vertreter der amerikanischen Tagesliteratur an ihre Blätter und die sie subventionierenden Makler und Bankleute die Freudenbotschaft, daß Herr Strong die Lage gar nicht für verzweifelt halte. Und schon innerhalb einer halben Stunde wich die jämmerliche Angst der Geschäftswelt einem wahren Freuden- und . . . Haussetaumel!

Strong stellte dies mit Befriedigung fest, als er, im offenen Automobil durch Wallstreet fahrend, beim Marmorpalast seiner Bank anlangte, die der Börse gegenüber an der Ecke von Wallstreet und Broadstreet lag. Der ‚Curb‘ — der unter freiem Himmel auf dem Pflaster von Broadstreet vor der Börse abgehaltene Industrie-Effektenmarkt — unterbrach ihm zu Ehren die Geschäfte. Die wie preußische Bahnhofsvorsteher an hellroten Mützen kenntlichen Makler umringten unter Freudengejohle seinen Wagen. Eine tausendköpfige Masse drängte nach. Und er wäre aus reiner Begeisterung fast erdrückt worden, wenn die Makler ihn nicht schleunigst im Triumphe in die Vorhalle des Bankgebäudes getragen hätten . . .

Trotz der Brüsseler Zwischenfälle, trotz der drohenden Arbeiterbewegung war also seine Macht

noch ungebrochen. Aber er verstand nur zu gut, wie die kleine Panik am Morgen von einem allgemein als hochstaplerisch bekannten Blatte hatte angezettelt werden können. Er war ja selbst gerade Herrscher in diesem Königreiche von Finanzneurasthenikern geworden, weil er mit kaltem Kopfe solche Überreizung zu steigern und abzukühlen verstand. Leute, die schon in fiebriger Verfassung auf ihrem Arbeitsplatze erschienen, auf engstem Raume zusammengezwängt, krampfhaft arbeiteten, die von Minute zu Minute wechselnden Strömungen des Weltmarktes zu durchschauen, einzuschätzen, auszunutzen hatten, und dabei jeden Augenblick mit furchtbaren Verlusten, mit dem Ruin ihrer Familien, mit Bankrott und Elend rechnen mußten, durften ja grundsätzlich nichts für unmöglich halten, und stellten in ihre Berechnungen auch die imaginärsten Größen ein. Die plötzliche Rückkehr des Arbeiterpräsidenten Hegler nach Amerika, das Verlangen nach Lohnerhöhung, die Haltung des Bergarbeiterbundes, die Trustschwierigkeiten in Europa, der steigende Zinsfuß auf Call Money, das heißt die wachsende Teuerung des Bargeldes . . . alles das gab schon eine konfuse Idee von nahender Krise; daß Strong nach Neuyork kam, um diese hintanzuhalten, war durch gegenseitige Ansuggerierung einer Million nervöser Geldjäger zur mathematischen Gewißheit geworden; daß er die Lage für faul hielt, war also zum mindesten wahrscheinlich: folglich konnte das Extrablatt des gewissenlosen Spekulanten Franks sehr wohl recht haben; und folglich mußte in Baisse gemacht werden . . .

Strong fühlte mit der wunderbaren intuitiven Sicherheit, der er seine beispiellose Laufbahn verdankte, daß es die allerhöchste Zeit sei, mit eiserner Hand in das sinnlos hastende Zahnradgefüge des Geschäftslebens einzugreifen. Er ließ sämtliche Chefs der großen von ihm abhängigen Industrie- und Kreditanstalten nach Neuyork kommen, und beriet mit ihnen acht Tage lang die Maßnahmen, die die Folgen der Amsterdamer und Brüsseler Zwischenfälle nötig machten.

Von zwei Seiten drohte dem Trust und dem gesamten Nationalwohlstande eine furchtbare Gefahr; nämlich einerseits von dem Arbeiterbunde, der seit der vermeintlichen ‚Sprengung‘ des Welttrustes in Brüssel an den Zusammenbruch des ganzen Strongschen Systems zu glauben schien, und sich nun für stark genug hielt, das Großkapital den Arbeitern dienstbar zu machen; andererseits aber von dem Publikum, das sich mit dem ungeheuren Aufschwung der Weltwirtschaft in den letzten Jahren blind in eine Spekulations- und Geschäftswut gestürzt hatte, die früher oder später ein Ende mit Schrecken nehmen mußte.

Aus näherem Studium der Sachlage ergab sich dann, daß man es bei den Arbeitern weder zum Streik noch etwa gar zur Arbeitssperre kommen lassen durfte. Die Hochkonjunktur war sicherlich zu Ende. Gewissenlose Riesenspekulanten hatten sie sich zunutze gemacht, um auf an sich wertloses Papier enorme Vermögen und durch nichts gerechtfertigte Macht zu bauen. Sie hatten das Geld dem sinnlos mitgerissenen Publikum geradezu ge-

stohlen. Der übelbeleumundete Franks, gegen den sich Strongs Zorn seit dem albernen Extrablatt noch gesteigert hatte, war schon im Besitze von drei großen Depositenbanken, und hatte ein klassisches Mittel angewandt, um diese Depositen, die sich auf über fünfhundert Millionen Dollar beliefen, in seine Hand zu bringen. Er hatte nämlich bei seinen eigenen drei Banken kolossale Summen gegen Hinterlegung der Aktien von Unternehmungen geliehen, die er überhaupt bloß zu diesem frevelhaften Zwecke gegründet hatte, und die in Wirklichkeit gar nicht existierten! Wenn jemals das Publikum Lunte roch und sein hinterlegtes Geld in größeren Mengen zurück verlangte, dann waren Franks und mit ihm fünfhundert Millionen vertrauensselig deponierten Geldes verloren, wofern er nicht das nötige Geld anderweitig vorgestreckt erhalten konnte: und nur Strong hatte Reserven, die dazu hinreichten . . .

Aber Franks war nicht der einzige große Geldräuber. Leute seiner Art schossen ja regelmäßig in Perioden allgemeinen Aufstiegs wie riesige Giftpilze aus dem Asphaltboden von Wallstreet. Lebensversicherungsgesellschaften, Banken, Sparkassen, die Strong noch nicht beherrschte, hatten zu Spekulationszwecken ihre auf Milliarden zu veranschlagenden Reserven zum großen Teil in selbstgeschaffenen faulen Unternehmungen angelegt, und ihre gewissenlosen Besitzer oder Direktoren hatten das ihnen vom Publikum anvertraute Geld durch solche an sich wertlose Papiere ersetzt. Wenn nun eines Tages die Kauflust oder die Kauffähigkeit des Pu-

blikums bei schlechterem allgemeinen Geschäftsgang abnahm, von heute auf morgen der Kurs aller dieser fiktiven Werte, die man jetzt noch hier und da beim vertrauensvollen Publikum unterbrachte, auf Null sank, und das Publikum sein Geld aus den Banken und Kassen zurückverlangte, dann mußte es eine Katastrophe geben. Denn wie jetzt noch alles vom sinnlosesten Spekulationstaumel ergriffen war, und niemand an dem wirklichen Werte dieser nicht existierenden Unternehmungen zweifelte, so mußte dann ebenso sinnlose Angst das ganze Volk der Vereinigten Staaten toll auf alle Bankkassen hetzen.

Niemand hatte ja bares Geld in der Hand. — Die amerikanische Sitte verlangte, daß anständige Leute, außer ihrem Taschengelde, überhaupt niemals wirkliche Dollars besaßen. Alles, sogar jedes Pfund Brot oder Fleisch wurde mit Schecks bezahlt, die überall wie bares Geld angenommen wurden, da jedermann überzeugt war, die Banken hätten in ihren Kassen genügend Bargeld, um sie, sobald man nur wollte, ohne weiteres zu bezahlen. Kam es nun aber an den Tag, daß die Banken die bei ihnen zur Garantie der Schecks von den Kunden hinterlegten Summen längst anderweitig verbraucht hatten, also überhaupt kein bares Geld mehr besaßen, oder doch viel zu wenig, um die Schecks einzulösen, dann würde sich natürlich sofort niemand mehr mit Schecks bezahlen lassen, jedermann würde Bargeld verlangen, jeder Inhaber von Scheckkontos sein hinterlegtes Geld aus den Banken zurückziehen; und da diese es nicht mehr hatten, mußten dann

auch die Reichsten geradezu ohne einen kaufkräftigen Dollar dasitzen . . . Und was dann? Stillstand aller Geschäfte, aller Fabriken, Arbeitslosigkeit, namenloses Elend, Niederbruch auch der größten Unternehmungen, kurz ein schlimmeres Unheil als der unglücklichste Krieg. Und der geringste Anlaß konnte diese Katastrophe herbeiführen! Es brauchte ja bloß das allgemeine gegenseitige Vertrauen zerstört zu werden! Und wie leicht konnte das in die Brüche gehen! Ein einziger Bankrott, der Zusammenbruch einer einzigen Industrieunternehmung, konnte genügen! Und nun erst eine große Arbeiterbewegung, die ganze Gewerbszweige lahmlegen konnte!

Nach endlosen Verhandlungen beschlossen die Mitglieder des Strongschen Trustes, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, diese unheilschwangeren Verhältnisse allmählich zu ändern. In ihrer Schlußversammlung faßte Strong selbst das Ergebnis der Beratungen in folgenden Sätzen zusammen:

„Es gibt Lagen, in denen die Verhältnisse stärker sind als wir alle. Keiner von uns ist allmächtig. Wir dürfen jetzt nicht mit Gewalt gegen die Arbeiter vorgehen, denn ein Streik oder eine Arbeitssperre riefe sicherlich die Katastrophe hervor. Mir würde sie ja nichts schaden; denn wie Sie wissen, besitze ich die einzigen großen Goldreserven, die außerhalb des Staatsschatzes hier und in Europa existieren. Aber wir müssen retten, was zu retten ist. Lassen wir alle unsere europäischen Angelegenheiten beiseite. Stiften wir erst Ordnung bei uns. Wir müssen erst hier einmal gesunde Ver-

hältnisse schaffen, die Halunken, die Sie alle kennen, vernichten und die faulen Unternehmungen, aus denen sich zur Not noch etwas machen läßt, selbst übernehmen, um den Krach zu vermeiden. Erst Frieden bei uns zu Hause, nachher Frieden zwischen den Ländern. Aber bis dahin brauchen wir Ruhe. Die Arbeiter müssen mit ihren Forderungen warten. Ich werde es Hegler auseinandersetzen, und die Arbeiter werden sicherlich auf den Angriff verzichten, um nicht selbst bei der sonst unvermeidlichen Katastrophe ausgehungert zu werden . . . Halten Sie nur bitte alle Barreserven zurück, für den Notfall . . . Und stützen Sie bis auf weiteres die Kurse . . . Noch sieht das Volk ja nicht den Abgrund, vor dem es steht. Versuchen wir, es blind zu lassen, bis wir ihn zugeschüttet haben . . .“

Und wochenlang noch steigerte sich das Fieber des Geschäftes, des Spieles, des Genusses zu wüstem Bacchanal. In den Zeitungen und auf den Börsen, an den Kassen der Depositenbanken und in den Spekulationssälen der Makler, von Neuyork bis San Francisko und von Minneapolis bis New Orleans stieg die Spiel- und Gründungswut. Riesenbestellungen wurden angeboten und angenommen, die niemand ausführen und niemand absorbieren konnte. In acht Tagen ging die ganze noch nicht einmal reife Ernte Amerikas zehnmal durch verschiedene Hände. In Chicago wurden die Schweine zu Millionen geschlachtet, in Pittsburg die Eisenhämmer und Walzwerke eiliger als je angetrieben, aus den pennsylvanischen Tiefen unerhörte Massen

Öl heraufgepumpt und durch die großartigen Tausendkilometerröhren über Berge, Täler und Ströme hinweg direkt in die Tankdampfer der vor Neuyork liegenden Petroleumtrustflotte geleitet. An den nördlichen Seen wurden ganze Wälder zu Boden gesägt, ins Wasser gestürzt und, zu apokalyptischen Flößen gebunden, bis nach Cleveland und Buffalo hinuntergeschifft, um der in Aussicht stehenden ungeheuren Nachfrage der Bau- und Papierindustrie zu dienen. Die Kupfer- und Eisenbergwerke spien immer riesigere Haufen Metall aus, deren man bei dem allgemeinen Reichtum, bei dem Überfluß an Kredit, bei dem wunderbaren Aufschwung alles menschlichen Tuns, bei der fabelhaften Geschwindigkeit des Umsatzes in nächster Zukunft sicher bedurfte. Das tolle Geschäftsfieber verblendete das an Zahl und kühner Tatkraft stärkste Kulturvolk der Welt mit seinem imaginären Reichtum. Ungezählte papierene Millionen wurden an luxuriösen Badeorten, in Spielhöllen, mit teuren Weinen, Tausendfrancshüten, feenhaften Toiletten, Edelsteinen und schönen Weibern verschwendet.

Die wüste Orgie des Goldes — das nur aus Unterschriften auf Schecks, Tratten, Börsenengagements und Aktien bestand — feierte seinen tollsten Sabbat . . .

Niemand sah das Menetekel, das Strong in immer unheimlicheren Zügen, immer drohender, immer erbitterter, immer ängstlicher an die Wand malte. Niemand hörte auf seine Warnungen, folgte seinem Rate. Niemand wollte verstehen, daß all dieser ungeheure Wohlstand, dieses grenzenlose

Vertrauen, diese tolle Lebensfreude nichts als eine prachtvolle Seifenblase war, die der geringste Nadelstich in ein Tröpfchen trüben Wassers verwandeln mußte.

Und in den Herzen derer, die draußen vor den Toren in Armut und Schmutz den fröhlichen Lärm des Gelages hörten, den Glanz des Festes sahen, hungernd den Duft des Schlemmermahles rochen, nagte immer tiefer der Neid, wuchs immer furchtbarer die Wut . . .

Wie Strong es im Direktionsrate des Trustes versprochen hatte, ließ er den Arbeiterpräsidenten Hegler nach Neuyork kommen und setzte all seine Kraft und all seine Kunst ein, um den drohenden Ausbruch der proletarischen Wut zu verhindern, der sofort den Zusammenbruch des stolzen Kartenhauses der Hochkonjunktur nach sich ziehen mußte. Tagelang arbeitete er an diesem Rettungswerke gemeinsam mit Hegler, der jetzt nur zu deutlich die Gefahr sah und sich nicht mehr verhehlen konnte, daß seine Proletarier die ersten Opfer der großen Finanz- und Industriekatastrophe werden mußten. Aber es war bereits zu spät. Niemand vermochte mehr, die ins Rollen geratene Lawine der Arbeiterbewegung aufzuhalten. Schließlich mußten der Herr des Kapitals und der Meister der Arbeit sich gegenseitig gestehen, daß auch die Mächtigsten nichts sind gegen die elementare Gewalt kollektiver Ideen . . .

Auf Strongs Bitten hatte Hegler mit geradezu heroischer Selbstverleugnung in den wichtigsten

Industriezentren einen Redefeldzug gegen die Lohnerhöhung und gegen den Streik unternommen. Aber zu seiner größten Enttäuschung war er auf allen Meetings niedergepfiffen und niedergeheult worden. Zum ersten Male war seine Autorität gebrochen; zum ersten Male war das Band der wundervollen Disziplin zerrissen, dem die amerikanische Arbeiterschaft ihre Macht verdankte. Es war unmöglich gewesen, den Leuten klar zu machen, daß zu einer Zeit, da das ganze Land scheinbar im Überfluß schwamm, die reichste aller Kapitalistengruppen nicht einmal fünf Prozent Lohnerhöhung geben konnte. Vergebens hatte er den Massen das Bild der Katastrophe ausgemalt, die sie mit ihrer unvernünftigen Kampflust auf sich herabbeschworen; vergebens gedroht, gefleht und ziffernmäßig die Tollheit ihres blindwütigen Widerstandes bewiesen . . . Es war ja nicht mehr selbstbewußter Wille, sondern rohe Leidenschaft, Haß, Neid, Wut und die geile Lust am schrankenlosen Genießen, was das zahllose Zwergenheer zum Sturm gegen die Riesen der Weltwirtschaft trieb...

Entmutigt, aber mit dem beruhigenden Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, war Hegler nach Neuyork zurückgekehrt und hatte Strong seinen Mißerfolg eingestanden.

„Nun, so mögen die Ereignisse ihren Lauf nehmen," war Strongs Antwort auf Heglers lange Auseinandersetzung. „Ich steuere nicht mehr. Ich schiebe nicht mehr. Wenn auf See der Orkan losbricht, stellt ein guter Kapitän die Maschinen ab und läßt die Elemente sich austoben. So werde auch ich es halten. Gegen den blinden Sturm Ihrer wüsten

Menschenflut ist nichts zu machen. Ich stelle die Maschine ab. Und der Sturm wird sich legen — unter dem Drucke des Hungers . . . Ich habe es nicht so gewollt . . . Sie zwingen mich, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Und was wird das Ergebnis sein? Arbeitslosigkeit und Elend bei den Armen, Ruin und Zusammenbruch überall . . . Wir beide haben nachher wieder von vorne anzufangen . . . Mir soll es recht sein . . .“

Und Strong dachte mit einer gewissen grausamen Genugtuung an die Strafe, die sich hier wie in Europa die Widerspenstigen selber zudiktierten, die seine Wohltaten mit Hohn zurückgewiesen hatten und der Organisation des sozialen Weltfriedens den unsinnigen sozialen Krieg vorzogen, der sie ihm wieder zu Füßen werfen mußte . . .

## IX

IN DEN weiten Prachtsälen des üppigen Plaza-Hotels, an der Ecke der Fünften Avenue und des Central-Parks, gab der Spekulant Franks ein Fest, das ihn — wie die Zeitungen schrieben — auf über dreißigtausend Dollar zu stehen kommen sollte. Er betrachtete diesen riesigen Kostenaufwand nicht etwa als Verschwendung, sondern als eine ausgezeichnete Kapitalsanlage. Sie sollte nämlich der jungen und bisher etwas dunklen Finanzmacht des gewissenlosen Geldmannes ‚moralische Anerkennung‘ verleihen. Das allmächtige Fleckenwasser der Milliardärsfreundschaft war ja in der

‚großen Welt' Neuyorks das unfehlbare Mittel gegen moralischen Schmutz. Mit diesem Feste suchte Franks endgültig Zutritt zu der eifersüchtig geschlossenen Kaste der ‚Upper Four' zu erlangen, der ungefähr vierhundert Familien, die zusammen nicht weniger als neun Zehntel des amerikanischen Nationalreichtums in ihren Händen vereinigten. Macht, Reichtum und Erfolg waren ja die einzigen Adelstitel, auf die man sich zu stützen brauchte, um in diesen ‚Orden vom Großen Geldschrank' aufgenommen zu werden. Das Vorleben fast aller seiner Mitglieder wies ohnehin in früherer oder späterer Zeit dunkle Stellen auf, und niemand durfte die Möglichkeit von der Hand weisen, daß ein neuer Emporkömmling eines Tages ein gefährlicher Nebenbuhler oder ein nützlicher Freund auf dem Gebiete der Finanzkämpfe werden könnte. Neugierde, Unruhe und ehrliche Hochachtung vor der Kühnheit, Frechheit und Plötzlichkeit seines Erfolges führten dem jungen Spekulanten die Geldfürsten zu.

Als er die Mitglieder der exklusivsten Familien, auf deren Kommen er kaum zu rechnen gewagt, am Eingang der verschwenderisch mit tropischen Blumen und Bäumen gezierten Säle empfing, genoß er Augenblicke höchster und stolzester Befriedigung. Und seine Freude kannte keine Grenzen, als die verwöhntesten jungen Damen, deren Prachtroben, einer tollen Mode gemäß, mit Perlen und Edelsteinen im Werte von Hunderttausenden bestickt waren, ihm über seine poetische Viertausenddollaridee, den künstlichen Tropenwald von Hunderten von Kolibris und farbenschillernden brasilianischen Schmetter-

lingen durchschwärmen zu lassen, die schmeichelhaftesten Komplimente machten. Die Achtung der Gäste steigerte sich gar zu Bewunderung, als auf der eigens zu diesem Feste errichteten Bühne Frau O'Loghlan, die vom Range einer Schauspielerin vierter Ordnung zu der beneidenswerten Stellung einer Holztrustkönigin emporgestiegen war, zum ersten Male seit ihrer Heirat, ihre Schönheit, ihre weltberühmten Perlenketten und Diademe, sowie ihr Talent vor diesem Parterre von Fabrikfürsten zur Schau stellte und mit glänzender Verve in einem Einakter auftrat, den Franks bei dem berühmtesten Vaudevillisten Amerikas gegen zweitausend Dollar Honorar eigens für diese Gelegenheit bestellt hatte. Was seit langen Jahren trotz aller Bitten niemandem gelungen war, hatte Franks durchgesetzt: die schöne Frau O'Loghlan hatte ihm zu Ehren ihr Gelübde, niemals wieder öffentlich aufzutreten, gebrochen. Franks' Erfolg war glänzend. Er war endgültig in die Intimität des mißtrauischen Kreises aufgenommen, dessen Freundschaft zu besitzen, nicht nur seine Eitelkeit, sondern auch seine Geschäfte erheischten.

Spaltenlange Beschreibungen des Festes in den Zeitungen mußten am folgenden Morgen seinen Ruhm um so begeisterter in die Welt tragen, als die eingeladenen Journalisten als Kotillonandenken diamantbesetzte goldene Taschenuhren, Kravattennadeln mit Fünfhundertdollarperlen, Manschettenknöpfe aus Edelsteinen und ähnliche Kleinigkeiten zugesteckt bekamen. Und der Klatsch der Damen, der ja erfolgreicher Stimmung machen konnte als Ge-

schäftsbilanzen oder bezahlte Reklame, wurde beim Kotillon durch wertvolle Broschen, Armbänder, Diademe und kostspielige Hüte in die richtigen Bahnen geleitet. Nicht dreißig-, sondern mindestens sechzigtausend Dollar mußte Franks ausgegeben haben; darüber waren die Gäste bald einig. Und Franks erschien schon fast als ein großer Mann!

Während er mühsam einstudierte Liebenswürdigkeiten vorbrachte, dachte er mit Befriedigung daran, daß nun plötzlich alles üble Gerede über seine Unternehmungen im Publikum verstummen würde; das Vertrauen zu seinen Depositenbanken mußte ins Unbegrenzte wachsen, das Publikum seinen Kassen immer größere Summen anvertrauen; kurz, auf lange Zeit hinaus stand sein riesiges, eigentlich bloß auf Bluff gegründetes Geschäft endlich auf dem felsenfesten Grunde allgemeiner Sympathie . . . Zwar war sein mächtigster Gegner, Strong, den er mit kühner Unverfrorenheit auch eingeladen hatte, nicht gekommen. Aber das beunruhigte ihn nicht einmal. Im Gegenteil, über kurz oder lang mußte es ohnehin zu einer gründlichen Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen, und im Taumel seines gesellschaftlichen Triumphes sah er schon die Hälfte der ‚Upper Four' als Hilfstruppen auf seiner Seite gegen die despotische Gewalt des Welttrustmannes . . . Dieser hatte erklärt, er würde das Neuyorker Pflaster von Leuten seines Kalibers sauberfegen? Jetzt sollte er es nur versuchen! Der Schmutz, den er aufwirbeln wollte, würde nur auf ihn selbst zurückfallen und ihn jämmerlich begraben . . .

Die junge Welt tanzte leidenschaftlich und graziös über die Leichen der längst vergessenen brasilianischen Schmetterlinge, oder flirtete in den Ecken hinter den Palmengruppen mit der Kühnheit, die nur in einem Lande der Freiheit möglich ist. Die Väter tranken Cocktails und spielten Bridge und Poker zu fünfzig Dollar den Punkt. Und die Mütter setzten in übelwollender Freundlichkeit den Bekannten ihre großartigen Verbindungen mit der europäischen Aristokratie auseinander. Niemand dachte an etwas Ernsthaftes.

Aber kurz nach Mitternacht erlitt die Bridgepartie der Milliardäre eine unliebsame Unterbrechung. Der ‚Night Telegraph', dessen Erfolg einzig und allein darauf beruhte, daß er das teuerste und das einzige um Mitternacht erscheinende Blatt der Welt war, beschränkte sich diese Nacht nicht auf seine zehn riesigen Seiten Sport-, Theater- und Vergnügungsnachrichten, sondern trug auf der ersten Seite in enormen Lettern die Überschrift: ‚Generalstreik!!!' Und einer der Hotelverwalter hatte es für nötig gehalten, die Gesellschaft zu stören und den pokernden Milliardären einige Exemplare der Zeitung zu überbringen. Es war kein Zweifel: der Generalstreik der Bergarbeiter, an den die meisten seit Strongs Intervention nicht mehr geglaubt hatten, war plötzlich von Hegler dekretiert worden . . .

Die Wirkung dieser Schreckensnachricht auf Franks' Gäste war ungeheuer. Einige sprangen entsetzt auf und rannten instinktiv zum Telephon, ohne auch nur zu wissen, wen sie anrufen und

was sie erfragen sollten. Andere blieben unbeweglich, noch mit den Karten in der Hand, sitzen und dachten so intensiv nach, daß sie minutenlang ihrer Umgebung vollständig entrückt waren. Alle aber übersahen mit der unheimlichen Präzision, der sie ihre Geldfürstenrolle verdankten, in wenigen Sekunden die Konsequenzen, die sich aus diesem Ausbruch sozialer Feindseligkeiten für ihre Geschäftsoperationen ergaben. Das Gespräch, das sich allerdings bisher fast nur aus Spielausdrücken, faulen Witzen und Flüchen zusammengesetzt hatte, stockte vollständig. Intime Freunde am Pokertische waren ja oft Todfeinde im Geschäftsleben. Und so beobachtete plötzlich jeder seine Spielpartner mit Mißtrauen; jeder sah nur noch Konkurrenten um sich; jeder witterte hinter der Stirn seines Nachbarn verderbliche Operationspläne. Niemand wagte ein Wort zu sagen, seiner Ansicht oder seiner Stimmung Ausdruck zu geben, weil jeder wußte, daß alle anderen mit der Gier beutespähender Raubtiere darauf lauerten. Jede Bemerkung, jeder Ausruf oder Fluch konnte ja geheime Pläne oder wunde Punkte aufdecken, und den ‚Freunden‘ Waffen zu tödlichen Hieben in dem nun unvermeidlich gewordenen Geschäftskampfe liefern . . .

Nur Franks strahlte vor Freude. Hatte er doch mit seinen Zeitungen und durch seine Lockspitzel vielleicht mehr als irgendein anderer zur Verhetzung der Arbeiter beigetragen! Gab es ein schöneres Zusammentreffen als das seines gesellschaftlichen Erfolges mit dieser Geschäftskrise, die er für das Vorspiel zu seinem größten finanziellen Siege hielt? —

Seitdem Strong bei seiner Ankunft die frechen Drohungen gegen ihn ausgestoßen hatte, die seinen moralischen und geschäftlichen Zusammenbruch, ja vielleicht sogar seine Verurteilung zu einigen Jahren Sing-Sing nach sich ziehen konnten, war er mit verzweifelter Kühnheit — er, der im Grunde nichts hatte und nichts war — zum Angriff gegen den Goliath der Industrie übergegangen. Durch die von ihm bezahlten Preßorgane hatte er Strong und seine „Utopien" lächerlich zu machen gesucht und in seinem ‚Forlook' direkt erklären lassen, im Interesse der öffentlichen Moral gehöre der Trustpräsident ins Tollhaus. Er hatte ihm alle Schuld an der nahenden Arbeiterkrise zugeschoben, und das Proletariat mit listigen Lügen gegen die ‚Haifische aus Wallstreet' aufgehetzt, die in einem Augenblick nie gesehenen nationalen Wohlstandes aus widerlicher Geldgier die wehrlosen Arbeiter vor Hunger krepieren lassen wollten! Seine Spitzel waren es, die Hegler sogar bei seinen Gefolgsleuten verdächtigt hatten, als er für Strong Partei zu nehmen schien; und als auf den großen Massenversammlungen der Arbeiterpräsident niedergebrüllt worden war, hatten fünfhundert mit je zwei Dollar bezahlte Strolche, die nicht einmal zum Arbeiterbunde gehörten, auf seine, Franks', Veranlassung hin den Spektakel begonnen . . .

Sobald er klar gesehen, daß weder Hegler noch Strong die sinnlose Wut des Proletariates gegen die ‚reichen Missetäter' zu dämpfen vermochte, hatte er an der Börse und auf dem Curb eine unerhört kühne Baissespekulation vorbereitet, die ihm nach

Ausbruch der Bewegung sicher Millionen eintragen mußte; und nicht bloß Millionen, sondern auch Macht. Nicht nur der öffentlichen Meinung, nicht nur den Arbeitern, sondern allen, die in ihrer Geschäftstätigkeit unter dem Streike zu leiden haben würden, mußte Strong als der verantwortliche Anstifter alles Unheils erscheinen; im Strongschen Syndikate konnte es zu Reibereien, vielleicht gar zum Bruch kommen. Und während vom Industriefürsten bis zum letzten streikenden Tagelöhner alle Welt, von den Ereignissen überrascht, bei der Krise auf schlimme Verluste rechnen mußte, würde er als der ‚starke Mann', der alles vorausgesehen hatte, dastehen und da ein Vermögen verdienen, wo die anderen furchtbar Haare lassen mußten! Er, Franks, würde also ganz von selbst der natürliche Herrscher über die Unzufriedenen werden, und seine Popularität dazu benutzen können, einen wahren Feldzug gegen das Trustsystem zu unternehmen, um schließlich mit der Zersplitterung des Strongschen ‚Concern' die erste Großmacht in Wallstreet zu werden . . .

Im Vorgefühl des Triumphes bemerkte er kaum die Bestürzung seiner Gäste, die unschlüssig, beinahe verlegen, nur noch auf eine passende Gelegenheit warteten, sich aus dem Staube zu machen, ohne den Anschein zu erwecken, als triebe sie die Angst vor Geschäftsschwierigkeiten nach Hause. Und hätte er zu sehen vermocht, welche Sorge, welche Ungeduld, welche Wut sich hinter den kühlen, korrekten gesellschaftlichen Formen verbarg, so hätte er sich zweifellos gehütet, in scherzhaften

Bemerkungen seine Freude durchblicken zu lassen und mit einer gewissen Beschützermiene Strongs Sturz in Aussicht zu stellen. Denn dadurch erweckte er nur Verdacht, Eifersucht und Zorn. Alle wußten sie ja, daß er auf Baisse spekuliert hatte . . .

Man beneidete die Geistesgegenwart der paar Gäste, die sofort zum Telephon gelaufen waren und damit die erwünschte Gelegenheit gefunden hatten, unbemerkt zu verschwinden. Man zwang sich zu höflichen Redensarten und wandte wahre Diplomatenkünste an, um nicht auf das Gespräch eingehen zu müssen, das der Gastgeber mit Gewalt immer wieder auf den Streik, die Krise, die Notwendigkeit einer Koalition gegen Strong zurückzuführen suchte . . . Und mit starren Masken heuchelten diese Geldmagnaten lange Viertelstunden hindurch Ruhe und Gleichgültigkeit, während in ihrem Innern alle Wogen der Kampflust oder der Verzweiflung tobten . . .

Plötzlich aber stürmte einer der Gäste, die bei Empfang der Nachricht davongelaufen waren, toll vor Aufregung, in Hut und Mantel, wieder mitten in den Saal, schwang ein Zeitungsblatt, und schrie dem entsetzten Gastgeber vor aller Augen und Ohren mit heiserer Stimme zu:

„Franks! Wir sind alle verloren!“

Franks erbleichte; denn der Ankömmling war der Präsident einer der größten Sparkassen Neuyorks, der, ähnlich wie Franks selbst, die ihm anvertrauten Gelder in mehr oder weniger unrealisierbaren oder gar imaginären Werten angelegt hatte,

also größere Barbeträge den Sparern überhaupt nicht zurückzahlen konnte, und mit absoluter Sicherheit seine Kassen schließen und den Bankrott erklären mußte, wenn das Publikum sein Geld zurückverlangte, und das Strongsche Banksyndikat, das einzige, das ja seit langen Monaten Bargeld aufgespeichert hatte, ihm solches nicht zu einigermaßen vernünftigem Zinssatze vorstreckte.

Die Zeilen tanzten dem eben noch triumphierenden Spekulanten vor den Augen, als ihm sein Freund das in später Nacht herausgegebene Extrablatt der Strongschen ‚Mail' unter die Nase hielt und auf eine Notiz am Ende der Depeschen über den Ausbruch des Streikes zeigte.

Wie von der Tarantel gestochen, waren die bisher so korrekten Millionäre aufgesprungen und drängten sich nun hastig an Franks, der totenblaß das Blatt dicht vor sich hielt, damit andere es nicht zugleich mit ihm lesen konnten. Der Aufschrei des verzweifelten Sparkassendirektors, der Lärm des Stühlerückens, die lauten erregten durcheinandergerufenen Fragen der in Angst und Ungeduld lärmenden Gäste übertönten im Nebensaale den wollüstig sentimentalen Walzer des Zigeunerorchesters. Die Paare unterbrachen den Tanz, horchten erschreckt auf, und dann ergoß sich die blendende Flut der edelsteinbesetzten Balltoiletten in den Spielsaal, mengte sich mit dem dunklen Gewoge der Fräcke und bildete rings um die Gruppe der entsetzten Bankdirektoren einen neugierigen, atemlos harrenden Schwarm . . .

„Herr Strong," hieß es in der Notiz, „war so

freundlich, uns trotz der vorgerückten Stunde zu empfangen und uns seine Ansicht über den Streik mitzuteilen. Herr Strong erklärte uns, der Ausbruch des Streikes überraschte ihn nicht im geringsten, und er habe längst die nötigen Abwehrmaßregeln getroffen. Er besitze den Beweis, daß die Arbeiter von gewissenlosen Baissespekulanten durch wissentlich lügnerische Presseauslassungen und ein ganzes Heer von Lockspitzeln, wider den Willen der Bundesdirektion, gegen den Trust aufgereizt worden seien, um den Sturz der Trustwerte an der Börse auszunutzen und besonders um die Geschäftswelt von dem in Aussicht genommenen Exekutionsfeldzug gegen die Hochstaplerbande abzulenken, die seit langen Monaten den Markt mit faulen Werten überschwemmte und das Publikum um mehrere hundert Millionen Dollar Depositen betrogen hätte. Auf unsere Frage nach den Namen dieser Schwindler gab Herr Strong ausweichende Antwort, fügte aber hinzu, daß keine seiner Banken ihnen weiter Geld zur Verfügung stellen würde. Man müsse also mit dem nahen Zusammenbruch dieser Unternehmungen rechnen, da die so leichtsinnig heraufbeschworene Krise sicherlich das Publikum veranlassen würde, seine Fonds in großen Beträgen aus den Banken zurückzuziehen."

Franks starrte entsetzt auf das Blatt, das seine Verurteilung aussprach, und strich sich über die Augen, als ob er aus einem furchtbaren Traum erwache. Er sagte kein Wort. Aber man sah, daß er sich nur mit Mühe aufrecht hielt. Man riß ihm die Zeitung aus der Hand und las die Strongsche

Erklärung laut vor. Einen Augenblick lang herrschte Totenstille, aber auf den Zügen aller malte sich stummes Entsetzen. Man blickte sich gegenseitig an. Jeder fühlte sich erblassen und bemühte sich verzweifelt, gleichgültiger zu erscheinen als die Nachbarn . . . Ängstlich suchten die Damen aus den Zügen ihrer Gatten, Väter oder Brüder ihr Schicksal zu lesen. Niemand wagte zu sprechen, zu fragen, oder auch nur sich fortzuschleichen . . . Aber mitten in dem schreckensstarren Menschenknäuel sah man plötzlich, wie einer der elegantesten, korrektesten Salonlöwen beide Fäuste zum Himmel streckte und wie eine verwundete Bestie aufschrie.

„Morgen fällt der Boden von Wallstreet bis in die Hölle hinunter! Die verdammten Halunken!“ hörte man ihn durch die Prachtsäle brüllen, und wie toll bahnte sich der Weltmann mit rohen Püffen und Ellbogenstößen einen Weg durch die Menge und raste durch die lange Flucht der Festsäle hinaus.

Nun war der Bann der vornehmen Zurückhaltung gebrochen. Aller Zorn, alle Verzweiflung, alle nur mit Mühe unterdrückte Angst brach hervor. Die Masken fielen, und die wahren Gesichter, brutale Züge elender Menschen, die wild und erbarmungslos um ihr Leben kämpften, kamen zum Vorschein. Männer heulten und fluchten in toller Wut. Frauen und Mädchen verlangten mit schriller, angsterfüllter Stimme Aufklärung. Unzählige Träume von Glück und Macht fielen in einer Sekunde in Scherben . . . Es gab keine gesellschaftlichen Beziehungen, keine Bekannten, keine Freunde mehr. Niemand küm-

merte sich mehr um andere, jeder blieb für sich. Die Geschäfte standen auf dem Spiel — Geld! Also alles! . . .

Einen Augenblick noch wogte der Menschenknäuel hin und her. Mütter riefen nach ihren Töchtern, Männer nach ihren Frauen. Dann aber stob der Schwarm plötzlich auseinander. Sinnlos gestikulierend und laut aufeinander einredend, stürmten die Gäste gruppenweise durch die Säle, drängten sich in die Lifts, als ob der Hotelpalast lichterloh brenne, zertraten und zerrissen rücksichtslos die Schleppen der teuersten Toiletten, traten einander auf die Füße, ohne sich zu entschuldigen, kämpften aufs neue bei der Garderobe um Mäntel und Hüte und flohen zum Gaudium der Hoteldiener in wilder Panik ins Freie . . .

Als Franks sich genügend gefaßt hatte, um wieder mit den Gästen sprechen zu können, und um sich blickte, sah er sich allein in den weiten Räumen. Seine bleichen Lippen verzogen sich zu einem wütenden Grinsen . . .

„Wenn ich falle, fallt ihr mit,“ zischte er vor sich hin. Aber dann fühlte er plötzlich die ganze Tiefe seines Sturzes. Er starrte eine Weile zu Boden, zuckte fröstelnd zusammen, und ließ sich kraftlos auf einem Diwan nieder. Müde glitt sein Blick über die welke Pracht seines Tropenwaldes. Er schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte laut auf. Dann sprang er wieder in die Höhe, sah verstört um sich, und ballte plötzlich in wilder Energie die Fäuste.

„Nein, nicht das! Nicht feige in den Tod

fliehen! Bis zum letzten Atemzuge kämpfen und wenigstens Rache üben und ... War es denn überhaupt sicher? Eine bloße Zeitungsnotiz, ein Bluff! Was bewies das? ... Gegen Strong klagen! Sollte denn jemand ungestraft dies unerhörte Verbrechen begehen und öffentlich alle Welt gegen einen Konkurrenten hetzen dürfen?

Wütend, als wollte er Strong vernichten, zertrat er einen goldschillernden, halbtot auf dem Parkett liegenden Kolibri. Der schwüle Duft von tropischen Lilien und Tuberosen, von Frauen und Tabak wogte noch durch die Räume und ekelte ihn an. Eine grenzenlose Verachtung vor seinen Gästen stieg in ihm auf. Sie sollten erfahren, daß Franks nicht, wie eine Fliege von einem verschlafenen Hunde, weggeschnappt werden konnte! ...

Und er schritt eilig durch die öden Säle, den Gästen nach.

Unten im Hotelbureau präsentierte ihm der Verwalter die Rechnung. Er unterzeichnete einen Scheck über viertausendachthundert Dollar. Aber der Hoteldirektor wies ihn zurück und sagte kühl:

„Die Verwaltung hat beschlossen, bis auf weiteres keine Schecks mehr anzunehmen, da infolge der Krise ihre Einlösung Schwierigkeiten haben könnte ...“

Franks erhob wütend den Arm, um diese Frechheit mit einem Faustschlage zu erwidern. Aber er bezwang sich und sagte mit einem Achselzucken:

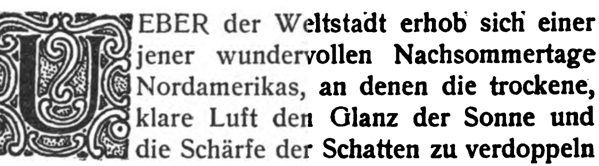
„Das ist lächerlich! Solche Angstmeierei! Also kommen Sie morgen früh zur Bank ...“





Dann wandte er sich zum Ausgang, mußte sich aber, wie ein Betrunkener, der aus der überheizten Schenke in die kalte Nachtluft hinaustritt, an den Torpfosten stützen. Sein Lakai, der ihn am Wagenschlag erwartete, murmelte vor sich hin: „Zu viele Cocktails . . .“ und hob ihn mit verständnisinnigem Grinsen in das Coupé.

## X



UEBER der Weltstadt erhob sich einer jener wundervollen Nachsommertage Nordamerikas, an denen die trockene, klare Luft den Glanz der Sonne und die Schärfe der Schatten zu verdoppeln scheint, und die Insassen der höchsten Wolkenkratzerstockwerke nicht zu arbeiten vermögen, weil sie der Versuchung, die einzigartige Aussicht zu genießen, nicht widerstehen können. Aber heute breitete der Himmel vergebens seine Schönheiten aus; niemand konnte an anderes denken, als an Geld. Denn wie ein Erdbeben in wenigen Sekunden Häusermeere in Staub verwandelt, oder der Gifthauch feuerspeiender Berge plötzlich weite Gebiete von allem Lebenden säubert, so war am frühen Morgen, als die Zeitungen erschienen, der Wahnsinn der Angst, Entsetzen auslösend, über die Millionenbevölkerung gefahren.

Die zur Unterstadt eilenden Züge waren überfüllt. Auf den zur Hochbahn führenden schmalen Treppen, auf den Untergrundbahnhöfen warteten Tausende in höchster Unruhe. Die Fähren von

Hoboken und Jersey sanken fast unter der Last der stumm drängenden Mengen. Über das Riesenspinngewebe des Brooklyner Viadukts, über die großartigen Brücken von Williamsburg und Long Island — im Wasser stehende Riesen, die sich die weitausgestreckten Hände reichen — hasteten ganze Heere verstörter Menschen zur Geschäftsstadt hinüber.

In den Banken, Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Maklerbureaus und Direktionsräumen der großen industriellen Unternehmungen herrschte fieberhafte Aufregung. Niemand hätte gewagt, heute nicht am gewohnten Arbeitsplatz zu erscheinen, obwohl jeder hundert Gründe gehabt hätte, ihm fern zu bleiben: sie, die hier im Geschäft gefangen saßen, konnten nicht versuchen, ihr Gut vor dem Unwetter zu bergen. Sie hatten zwar ihre Frauen, Verwandten, ja sogar Bedienstete zu den Banken geschickt, um ihr Bargeld zu erheben. Aber die schreckliche Ungewißheit, ob es gelingen würde, machte manche fast toll. Denn niemand durfte mehr daran zweifeln, daß an diesem Tage nicht nur mit dem großen Streik der Kampf der Zwerge gegen die Riesen den Anfang nahm, sondern daß auch die für die Zwerge weit gefährlichere unerbittliche Schlacht zwischen den Riesen begann; und jeder Hieb, den einer dieser Mächtigen dem andern zudachte, mußte zugleich Tausende von Unschuldigen unter ihren Riesenkeulen zerquetschen.

Strong kündigte ja das Grauenhafte unverhohlen in der „Mail" an. Er wollte dem Streik der Kohlenarbeiter, dem sich alle Eisenindustrien noch in

der Nacht angeschlossen hatten, durch keinerlei direkte Maßregeln entgegentreten. Man mußte also auf eine längere Dauer der Bewegung mit allen ihren unabsehbaren Folgen für den allgemeinen Geschäftsgang rechnen. Und zugleich gab der Trustpräsident dem Publikum die Verhaltungsmaßregeln, die jeder sofort auszuführen beflissen war: in Erwartung der Geschäfts- und Bankschwierigkeiten sollte sich jedermann mit Bargeld versehen, ehe „faule Unternehmungen, wie die Franksschen, verkrachten!“ Also war ein Krach sicher! Die Menge war auf die Bankkassen gehetzt!

Und jeder, der auch nur die geringste Ahnung von den Verhältnissen hatte — und wer in Amerika hätte das nicht, vom Milliardär bis zum letzten Bauer oder Arbeiter? —, sagte sich sofort, daß, wenn jeder aus der Bank sein Geld in Goldstücken oder Banknoten nach Hause schleppen wollte, alle Kassen in wenigen Stunden leer sein mußten. Und was dann? . . .

Franks kam um neun Uhr vor dem Hause seiner „Sachem-Trust-Company“ an, das, um dem Publikum zu imponieren — der Boden war ja hier am Broadway gegenüber dem City Hall über zweitausend Dollar der Quadratfuß wert — mitten zwischen zwanzigstöckigen Bauten bloß einstöckig errichtet war. Gegen die noch verschlossenen Türen drängten sich bereits Hunderte von aufgeregten Leuten, die erbittert um die nächsten Plätze beim Eingang stritten. Zwar hatte Franks auf dieses Schauspiel gerechnet, aber doch noch bis zum letzten

Augenblicke gehofft, es würde ihm erspart bleiben. Jetzt durfte er nicht mehr an Rettung denken. Er fühlte sich aber dem nunmehr Unvermeidlichen gegenüber unheimlich ruhig. Er fand die Aufregung aller dieser ‚kleinen Leute‘, von denen vielleicht keiner bei seinem Krach auch nur lumpige hunderttausend Dollar zu verlieren hatte, geradezu lächerlich und beantwortete die stürmischen Zurufe derer, die ihn erkannt hatten, mit geringschätzigem Achselzucken. Erst als er die weite, noch totenstille Bankhalle durchschritt, und der Lärm der draußen Wartenden wie unterirdisches Grollen an sein Ohr schlug, wurde er wieder unsicher. Die Bankbeamten grüßten ihn stumm. Er hatte den Eindruck, als ob sie alle unausgesprochene, aber nur um so eindringlichere Fragen an ihn richteten. Nein, er wollte nicht verstehen.

Der Prokurist des Instituts erwartete ihn in dem kleinen Privatbureau, das — wie es in Neuyork allgemein Brauch — von der Halle nur durch eine Wand aus Spiegelglas getrennt war. Die Angestellten warfen ängstlich verstohlene Blicke in diesen Raum, wo sich ihr Schicksal und vielleicht das von Millionen Leidensgenossen entscheiden sollte. Als Franks die verstörten Mienen und die zitternden Hände seiner Mitarbeiter bemerkte, verzog er seine messerschmalen Lippen zu einem hochmütigen Lächeln. Er wollte um keinen Preis niedergeschlagen erscheinen. Sein Yankeetemperament hielt ihn aufrecht. Ja, er würde zusammenbrechen, aber er würde auch den Rekord aller Krache schlagen. Sein Bankrott sollte der größte der Welt

werden! Wie kleinlich erschien doch daneben der Ruin aller dieser armen Teufel, um die sich der Fachdirektor so aufzuregen schien! Franks verlor kein unnützes Wort.

„Wieviel Bargeld können wir bis heute mittag aufbringen?“ fragte er.

„Noch nicht eine Million Dollar.“

„Und in meinen beiden andern Häusern?“

„Noch weniger.“

„Gut. Dann sind wir also verloren.“

„Auf der Börse wird der Zinsfuß bei der Eröffnung wahrscheinlich zwölf bis fünfzehn Prozent für kurzfristiges Papier sein.“

„Sie sind verrückt, mein Lieber, oder Sie haben die Zeitungen nicht gelesen. Der Zinsfuß wird hundert Prozent sein, oder tausend... Denn Strong gibt kein Geld heraus.“

„Wir müssen bei ihm anfragen . . .“

„Unmöglich!“

„Wir müssen, Mister Franks! Wenn wir die Kassen schließen, ist in ganz Amerika der Teufel los, und wir sind sämtlich ruiniert.“

„Ach so!“ entgegnete Franks etwas nervöser. „Sie wollen sagen, Sie, Sie sind ruiniert? Ihr ganzes Geld steckt wohl hier in der Bank?“

„Natürlich! . . .“

„Ah . . . Hm . . . Wie steht es mit unseren Beamten?“

„Sitzen sämtlich in derselben Patsche.“

Franks dachte eine Weile nach. Dann sagte er überlegen lächelnd:

„Na, ich will Ihnen ein Vergnügen machen.

Zahlen Sie sofort erst einmal alle Depots der Angestellten aus. Ein fauler Bankrott wird es ja doch. Also ist es mir einerlei, wenn dies Geld den Kunden auch noch abgeknöpft wird. Tun Sie das Nötige, ehe geöffnet wird."

Ohne auch nur ein Wort des Dankes zu finden, stürzte der Prokurist in den Saal hinaus, wo die Angestellten alsbald mit einem Freudengeheul über die Rettung ihres Geldes quittierten: nicht einer dachte daran, daß diese Summen den immer ungeduldiger auf der Straße Wartenden ja geradezu gestohlen wurden. Draußen hörte man den Lärm und begann wütend an die Eisenjalousien zu klopfen, die die Türen verschlossen.

„Ich will überhaupt nicht öffnen," sagte Franks kaltblütig, als der Prokurist wieder eintrat. „In fünf Minuten wäre es doch aus."

Der Beamte blickte unruhig zu den Eingangstoren, von woher immer heftigerer Lärm hereindrang.

„Wenden Sie sich an Strong!" bat er noch einmal.

„Ich will nicht . . ."

Ein Saaldiener stürzte plötzlich ins Bureau und rief:

„Es sind wenigstens tausend Personen draußen! Und es ist schon fast halb zehn! . . ."

„Sie wollen also nicht, Mister Franks?"

Franks schüttelte stumm den Kopf. Da schlug der Prokurist mit der Faust auf den Tisch und brüllte:

„Zum Donnerwetter! Mister Franks, dann sind Sie ein Esel!"





„Werden Sie auch schon verrückt?“ entgegnete Franks ganz ruhig.

„Nein, aber Sie! Sie wollen sich also einfach abschlachten lassen? Sie wollen dem Halunken nicht wenigstens eine hübsche Sauce einbrocken?“

„Aber . . .“

„Mister Franks, hören Sie mich an! Lassen Sie öffnen, damit die Leute den guten Willen sehen. Wir zahlen so langsam wie möglich. Unterdessen telephoniere ich an Strong — denn was Schriftliches gibt er uns sicher nicht. Aber ich lasse ein halbes Dutzend Angestellter dem Telephongespräch zuhören. Na, entweder ist es nichts mit Strong, und dann machen wir die Bude zu; oder er bekommt Angst . . .“

„Wovor?“

„Davor, daß wir ihn für den Krach verantwortlich machen können.“

„Unsinn!“

„Mag sein; aber, wenn er ablehnt, können wir nachher durch Zeugen beweisen, daß er nicht hat helfen wollen, obwohl alle Welt weiß, daß er es könnte, und wenn dann unser Krach tausend andere nach sich zieht, und ganz Neuyork in den Hudson fällt, wer sitzt dann mit der langen Nase da? Gegen wen rast dann die Masse? An wem werden sich alle Ruinierten rächen wollen? . . .“

Franks schwieg. Seine Augen blitzten schadenfroh, und seine Nasenflügel bebten vor Rachsucht. Plötzlich sprang er auf und sagte entschlossen:

„Telephonieren Sie! Öffnen Sie die Kassen,

aber lassen Sie immer nur zwanzig Personen auf einmal herein . . .“

Und während die hereingelassenen Kunden so langsam wie möglich abgefertigt wurden, wandte sich der Prokurist telephonisch an Strong, und die sechs Angestellten, die an den Apparaten zuhörten, schrieben sorgfältig jedes Wort des Trustpräsidenten nieder. Dieser hatte seine grobe Absage nicht einmal damit entschuldigt, daß er unter den gegebenen Umständen selbst über ungenügende Mittel verfügte, sondern er wollte einfach nicht.

Nun, da alle Aussicht auf vollständige Auszahlung der deponierten Gelder geschwunden war, hielt es Franks überhaupt nicht mehr der Mühe wert, das bißchen wirklich vorhandene Geld herzugeben. Dazu hätte ein geschäftlicher Ehrbegriff gehört, der ihm durchaus abging. Ungefähr hundertfünfzigtausend Dollar waren bereits in der ersten Viertelstunde erhoben worden. In einer Stunde mußte die Kasse leer sein. Wenn er sie dagegen sofort schloß, behielt er wenigstens noch eine halbe Million für sich. Er zögerte deshalb keine Minute. Vor der Nase der draußen in langen Reihen Wartenden rasselte plötzlich der eiserne Türvorhang wieder herunter. Und während die Menge ihrer Verzweiflung in Geschrei, Rütteln an den Eingangstüren und Steinwürfen Ausdruck gab, ließ Franks auf einen Papierbogen folgende Bekanntmachung schreiben:

„Die Kassen der Bank bleiben bis auf weiteres geschlossen, da infolge von Machenschaften der Strongschen Bankgruppe die Realisierung der deponierten Werte verzögert ist. Die Wiedereröffnung





der Bank wird dem Publikum bekannt gegeben werden."

Der baumlange Portier, den er anwies, diese Anzeige draußen ans Eingangstor zu kleben, faßte all seinen Mut zusammen, um vor die tobende Menge zu treten. Kaum war er in der geöffneten Tür erschienen, als eine Flut von Schimpfworten ihn empfing. Aber er hielt einfach den Zettel hoch in die Luft — da wurde es plötzlich still. Denn ohne zu lesen, verstand ja ein jeder, daß dieses kleine Stück Papier den vollständigen Ruin Hunderter von Familien bedeutete. Diesen Augenblick stummen Schreckens nahm der Portier wahr, um den Zettel an die Mauer zu kleben. Dann verschwand er schleunigst; und wieder, zum letzten Male, rasselte die Eisenjalousie vorm Tor herunter.

Dieser Lärm weckte die Menge aus ihrer Erstarrung. Ein hundertstimmiges Geschrei erhob sich, und — als wollte jeder mit eigenen Augen die unheilvolle Nachricht lesen — drängte plötzlich die Masse mit Wucht gegen das Tor. Man kämpfte mit Händen und Füßen, um nicht erdrückt zu werden. Die wüste Szene lockte immer mehr Menschen heran. Bald konnten die Straßenbahnwagen nicht mehr vorbei . . .

Aber alle, die nun sicher wußten, daß die Sachem-Trust-Company gefallen war, wandten sich in toller Angst gegen die Nachdrängenden, um ins Freie zu gelangen und bei den anderen großen Banken als Erste anzukommen. Es bildeten sich Strudel in dem Menschenmeere; man stieß, pufte, trat nach allen Seiten. Und als der erste Haufen

Menschen aus dem Knäuel hervorgedrungen war und im Laufschritt davoneilte, verstanden alle, daß nun der ‚Run‘ auf alle Banken beginnen würde, und wie durch Zauberei stob plötzlich die Flut auseinander.

Ganze Rudel von elegant gekleideten Herren stürmten quer über den weiten City-Hall-Platz, rasten wie durchgegangene Pferde die Park-Row hinunter, und säten in wilder Flucht durch die enge, lange Nassaustreet panischen Schrecken. Andere Gruppen tobten auf dem Broadway entlang, rannten auf den Trottoirs die Fußgänger um und bildeten auf dem Fahrdamm rücksichtslos und blind dahinjagende Horden, vor denen alle Wagen, Automobile und Trams eiligst haltmachen mußten, um nicht Dutzende zu überfahren. Das Geheul der von wahnsinniger Angst nach Wallstreet Getriebenen hallte dumpf durch die von himmelhohen Bauten gesäumten Straßen.

Überall stürzte man an die Fenster. In all den Tausenden von Geschäftslokalen, Kontoren, Magazinen, Engroshäusern, Agenturen, Maklerbureaus, Redaktionen, wo tagaus tagein die Parforcejagd auf den immer wieder entweichenden Dollar die Nerven überspannte, fühlte man den niedersausenden Blitz der rettungslosen Panik wie einen elektrischen Schlag.

Geldleute jachterten über Manhattan hin, wie drei Jahrhunderte zuvor skalpjagende Rothäute! Es war kein Pöbel, kein aufgehetzter Arbeitermob, dessen Gebrüll bis zum fünfundzwanzigsten Stockwerk der Riesenhäuser hinauftönte! Es waren die Vertreter der Geldmacht, die den Reichtum und

die Größe der Weltstadt und des ganzen Landes ausmachte!

Eine Katastrophe war über Wallstreet hereingebrochen: das sah jeder. Und nun gab es kein Halten mehr. Autorität und Hierarchie, Ordnung und Arbeit, alles flog über den Haufen. Jedweder Unterschied zwischen dem höchsten Chef und dem letzten Kontorjungen verschwand; die gleiche Angst, die gleiche tolle Erregung, die gleiche wahnwitzige Sucht, zu retten, was noch zu retten war, machte alle Menschen zu Brüdern — aber zu Brüdern, die sich wie Todfeinde bekämpften . . .

Vor dem Hause der Sachem-Trust-Company standen nur noch ein paar hundert verblödete, zu keiner Entscheidung, zu keiner Handlung mehr fähige Männer und Weiber: es waren ‚kleine Leute', denen nun wohl alles einerlei sein konnte. Sie hatten schon alles verloren und brauchten nicht weiter zu kämpfen, um aus dem großen Schiffbruch noch einige Scherben ihrer geschwundenen Herrlichkeit zu retten. Und während sie stundenlang sinnlos auf die verschlossenen Türen starrten, als wenn Geduld ihnen noch helfen könnte, tobte weiter unten in der Stadt der furchtbarste Kampf zwischen den Giganten der Weltwirtschaft und den ums nackte Leben streitenden Pygmäen der täglichen Arbeit.

Als ob eine Feuersbrunst plötzlich alle Wolkenkratzer bedrohte, suchten Zehntausende auf die Straßen zu fliehen, um die Banken zu stürmen. Auf den mittleren und unteren Stockwerken erscholl wütendes Geheul, wenn die Aufzüge, schon weiter oben beängstigend überfüllt, ohne zu halten,

zur Tiefe vorbeisausten. Die winzigen Treppen, die sonst nie jemand benutzte, waren vom zehnten Stock ab gedrängt voll von Leuten, die nach unten eilten. In einer Viertelstunde waren alle Geschäftslokale, in denen nicht unmittelbar mit Geldwerten gehandelt wurde, leer. Nur in den großen Banken steigerte sich die Arbeit bald zu einem wahren Verteidigungskampfe gegen die Flut immer dringenderer Orders, immer massenhafter heranströmender Kunden. Die Bahnen warfen immer unheimlichere Massen verstörter und sinnlos erregter Leute aller Stände und jeden Alters auf das Pflaster.

Bald waren die wichtigsten Straßen mit Menschen überfüllt. Beim Staatsschatzamt, an der Ecke von Nassau- und Wallstreet, gerade gegenüber dem Strongschen Marmorpalaste, der Börse und dem längst zu einem wüsten Knäuel von Tollhäuslern gewordenen Curb, hatte man schleunigst berittene Polizei zusammengezogen. Aber was konnte sie tun? Die Bankhäuser vor dem Ansturm wütender Massen beschützen? Etwa gar auf dem Fahrdamm einen Weg für Wagen oder auch nur Fußgänger freihalten? Es wäre ohne weiteres zum Gemetzel gekommen. Der Oberstaatsanwalt von Neuyork und der Polizeichef blickten von dem dorischen Peristyl des Schatzamtes besorgt auf das immer schlimmer wogende und brüllende Menschenmeer herab.

Es hieß, der Finanzstaatssekretär sei mit Hundertmeilengeschwindigkeit auf einer Lokomotive von Washington nach Neuyork abgefahren, um nötigenfalls mit den Großbanken über Rettungsmaßregeln zu beraten. Vor der Börse wurde diese Nachricht,

in Riesenlettern auf Leinwand gemalt, der Menge mitgeteilt. Aber offenbar hatte niemand Vertrauen zu der offiziellen Einmischung. Leute, die ihr Leben lang sich nur um Geld mühten, wußten nur zu genau, daß jede Regierung großen wirtschaftlichen Katastrophen ohnmächtig gegenübersteht. Ja, wenn man bekannt gemacht hätte, daß um Mittag die Sachem-Trust-Company ihre Zahlungen wieder aufnähme, oder daß Andrew Strong über zehn Milliarden Bargeld verfügte und diese zu niedrigem Zinsfuße dem Markte zur Verfügung stellen wollte: dann hätte sich der Paroxismus des panischen Entsetzens vielleicht in einer Sekunde in die tollste Explosion homerischer Heiterkeit verwandelt. Aber von Strong wußte man nur eines: daß er an diesem Morgen, da ganz Neuyork, dann ganz Amerika, und schließlich die ganze Welt auf ihn als den rettenden Heiland wartete, überhaupt nicht in seinem marmornen Bankpalast erschienen war . . .

Die Menschenmasse dehnte sich wie ein elastischer Riesenkörper bald hier-, bald dorthin aus, um sich dann wieder nach dem Curb zusammenzuziehen. Die offiziellen Persönlichkeiten im Schatzamt hatten deutlich den Eindruck, daß die Menge zum größten Teile überhaupt nicht wußte, was sie wollte und völlig sinnlos hin und her wogte. Nur vor allen Bankhäusern, und besonders vor den großen Trust-Companies im östlichen, von Broadway abgelegenen Teile der Wallstreet, drängten sich Knäuel von Menschen zusammen. Und man hätte schon je nach dem Äußeren dieser, sämtlich nach Herausgabe ihrer hinterlegten Gelder schreien-

den Leute die Spezialkundschaft jeder Bank erkennen können. Hier sah man nur Kleinbürger und Arbeiter, da vorzugsweise Frauen, dort stürmte eleganter Mob die kleine Freitreppe eines der fashionabelsten Depositeninstitute. In der Nassaustreet drängte sich unter echt orientalischem Jammern und Klagen eine tausendköpfige Menge schmieriger Juden, zum Teil noch in Kaftan und mit ungezieferwimmelnden Locken; dort war die große jüdische Weltbank, die dank ihrer Freigebigkeit, ihrer großartigen Unterstützungsaktion und ihrer weitsichtigen Leitung geradezu eine Vorsehung für die Millionen unglücklicher Flüchtlinge geworden war, die Europas Hochkultur, anstatt sie zu assimilieren, verjagte; sie zahlte, zahlte, zahlte . . .

Plötzlich erscholl am Ostende von Wallstreet ein ungeheurer Lärm; die Menschenflut wogte dorthin, und staute sich beängstigend an. Ein vieltausendstimmiges schrilles Pfeifen ertönte. Und dann ging wie ein Lauffeuer die neue Schreckensnachricht durch die Menge: Die Wapiti-Trust-Company hat ihre Kassen geschlossen! Eine Bank, die nichts mit den Franksschen Unternehmungen zu tun hatte! Ein Institut, dessen Ehrlichkeit niemand bezweifeln konnte! Eine Kasse, die, wie man bald hörte, in weniger als zwei Stunden über fünf Millionen Dollar hatte bar auszahlen können! Der Krach griff also auch auf die Mächtigsten über! Niemand war mehr sicher! Niemand verdiente mehr Vertrauen!...

Und nun folgten von Minute zu Minute die furchtbarsten Donnerschläge des Unwetters. An der





Börse boten Makler Zinsen bis zu hundertfünfzig Prozent auf achttägige Bargelddarlehen! Und trotzdem war kein Geld aufzutreiben! Aus Philadelphia und aus Chicago wurde telephoniert, daß ein allgemeiner ‚Run‘ des Publikums auf die Bankkassen stattfände. Und jeder wußte, daß diese Plätze sich nur in Neuyork Geld verschaffen konnten. Also raste der Krach über das ganze Land hinweg! An der Börse herrschte Totenstille, wie in einem Trauerhause. Nicht ein einziges Geschäft wurde mehr angeboten, da ja doch keines mehr aufgenommen worden wäre. Der ganze, auf Tausende von Milliarden zu beziffernde Mobiliarreichtum Amerikas wurde momentan als wertlos eingeschätzt . . .

Nur die kolossalen Kreditinstitute, die vom Strongschen Trust abhingen, zahlten weiter. Man sah aus diesen Bankpalästen Leute mit strahlenden Gesichtern sich in die Menschenflut zurückstürzen, die krampfhaft ihre verschränkten Arme an sich preßten, um die in den Kleidertaschen steckenden Banknotenpakete zu beschützen, und, wenn sie an etwas freiere Plätze kamen, vor sinnloser Freude wahre Indianertänze aufführten ... Trotz aller Angst und Verzweiflung brüllte man vor Bewunderung und echtem Yankeestolze, als man erfuhr, daß die größte der Strongschen Banken innerhalb zweier Stunden nicht weniger als dreißig Millionen Dollar Bargeld ausgezahlt, und somit alle Bankrekorde der Welt bei weitem geschlagen hatte . . . Es wurde angekündigt, daß Strong für seine eigenen Finanzinstitute nichts fürchtete. Aber es nutzte nichts mehr. Der Andrang nahm nicht ab . . .

Allmählich wurde es geradezu erstickend heiß. Hunderte von Menschen stürzten, vom Hitzschlag getroffen, nieder und wurden in die Häuser geschleppt. Aber niemand wich vom Platze. Nur das Geschrei nahm allmählich ab. Man konnte nicht mehr. Die Menge war vor Hunger und Aufregung erschöpft; immer stumpfsinniger stand sie auf demselben Fleck und wartete stundenlang. Nach und nach hörte man vom Zusammenbruch Dutzender großer Geschäftshäuser. Es schien schon ganz natürlich. Sogar die Nachricht, daß der Generalstreik, an den niemand mehr dachte, in der Umgegend von Pittsburg bereits zu einer regelrechten Schlacht zwischen der Fabrikmiliz und kroatischen Arbeitern geführt habe, machte kaum mehr einen Eindruck. Viele wußten längst, daß sie ganz vergebens warteten, und daß sie ja doch schon ruiniert waren; aber dennoch blieben sie, aus reiner Verzweiflung. Die meisten hatten nur noch den einen Gedanken: „Bekomme ich mein Geld, oder nicht?", und sie wurden von dem fortwährenden Denken an diese ganz nutzlose Frage geradezu blödsinnig. In allen aber lebte eine dumpfe Wut. War dieses Unheil denn wirklich notwendig, unvermeidlich gewesen? — so fragte man sich allgemein. Warum von gestern auf heute ein solcher Umschwung? Wer war schuld daran?...

Strong war den ganzen Tag im Empfangssalon seines Museums geblieben, das, in der Form eines griechischen Marmortempels errichtet, jenseits des weiten Gartens, auf der anderen Seite des Straßengeviertes seinem Privatpalaste gegenüber lag, und

durch Tunnels mit Ausgängen auf vier verschiedene Straßen mit ihm verbunden war. Dort, inmitten seiner Kunstschätze und fern von dem Lärm der Geschäftsstadt, weilte er seit dem Tode seiner Frau mit Vorliebe. Seine privaten Telephone und Telegraphen machten seine persönliche Anwesenheit in Wallstreet überflüssig.

Von Minute zu Minute verfolgte er die Ereignisse. Stundenlang ging er in dem mit verschwenderischer, aber gediegenster Pracht ausgestatteten Saale auf und ab, hörte die Berichte seiner Sekretäre an, las die Depeschen und gab mit kurzen, klaren Worten Befehle, durch die er Milliarden ins Treffen führte und über den Ausgang des Finanzkampfes entschied.

Die Börsenstunden waren längst vorbei, die Banken geschlossen. Es wurde Abend, und aus den tiefer werdenden Schatten blickten die Velasquezporträts immer ernster von den Wänden herab . . .

Mit größerem Rechte als diese spanischen Könige durfte Strong sagen, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. Und wie jene Kastilier einst auf Schlachtberichte und Beute aus der neuen Welt gewartet, so wartete er jetzt auf Siegesnachrichten aus Europa.

Nachdenklich stand er vor seinen Lieblingsschätzen, diesen Meisterwerken, die Geldmacht, mit List gepaart, den alten Kulturländern schlau entwendet hatte. Er fühlte eine religiöse Stille von ihnen herniedersteigen, und fand allmählich die nötige Ruhe, das Trümmerfeld der gewonnenen Riesenschlacht zu überblicken . . .

„Es geht zu weit! Es geht wirklich zu weit!" murmelte er vor sich hin und schritt wieder in dem

weiten dämmerigen Raume auf und ab. Die Ausdehnung der Katastrophe überraschte ihn. Wer hätte ahnen können, daß das ganze Geld- und Kreditwesen Amerikas auf so schwachen Füßen stand!

Am Nachmittage hatten ihm seine Sekretäre berichtet, daß in allen Geschäftshäusern Plakate angeschlagen seien, denen zufolge die Angestellten ihre Wochengehälter — wie alle Mieten monatlich, so wurden ja alle Gehälter wöchentlich gezahlt — bis auf weiteres nicht mehr in barem Gelde, sondern in Zweimonatswechseln erhalten sollten.

Die Gehälter in Wechseln bezahlt, die natürlich kein Mensch diskontieren konnte! Unzählige arme Teufel mit wertlosen Geldanweisungen in der Tasche, vielleicht außerstande, sich auch nur ein Beefsteak zu kaufen! Denn die Detailhändler konnten selbst keinen Kredit mehr gewähren, da ja auch sie nicht mehr ohne Bargeld ihre Waren kaufen konnten!

Und nun erst die Arbeiter! Ja, mit dem Streik war es aus. Niemand hätte mehr die Arbeit niederlegen können, denn es gab keine Arbeit mehr. Schon drei Viertel aller Bestellungen für die nächsten drei Monate waren beim Stahltrust widerrufen worden. Und in allen anderen Großindustrien stand es ebenso. Anstatt der erhofften Lohnerhöhung trat Lohnunterdrückung ein. Das war die gerechte Strafe . . .

Mit einem Schlage demütigte er, Strong, die Leute von der Sorte eines Franks, und auch die Arbeiter; er war Selbstherrscher in Wallstreet, und über kurz oder lang mußten die nunmehr arbeitslosen Arbeiter alle Bedingungen annehmen, die er

ihnen stellen würde. Auch die Regierung hatte sich seinem Willen zu unterwerfen, sonst brauchte er nur der Entwicklung der Dinge untätig zuzusehen, und die herrschende Partei von der Volkswut fortfegen zu lassen.

Noch furchtbarere Folgen aber sah er in Europa voraus. Der Export nach Amerika mußte monatelang auf dem Nullpunkt bleiben. In den Ländern mit Überproduktion, deren Industrie, wie in Deutschland, auf Export angewiesen war, hatte man mit einer noch schlimmeren Arbeits- und Handelskrise zu rechnen, als in Amerika. Er dachte an die dreiundvierzig Millionen Mark der deutschen Gewerkschaften: sie mußten vor der Arbeitslosigkeit hinschmelzen wie eine Hand voll Schnee auf einem Ofen. Und die Erbitterung gegen das herrschende System würde vielleicht stark genug werden, um endlich den Widerstand aller reaktionären Regierungen gegen wahre Demokratie zu brechen . . .

Ohne Zweifel mußten Klarenberg, Deneschnikoff und Genossen furchtbar Haare lassen. Er gönnte es ihnen. Seine schon vor Mittag nach Paris, London und Berlin gesandten Depeschen verhängten den Finanzboykott über alle trustfeindlichen Märkte. Die Unterbindung allen Kreditverkehrs brauchte nur acht Tage zu dauern, und der Zusammenbruch mußte solche Ausdehnung annehmen, daß auf Jahre hinaus nur noch an langsamen Wiederaufbau gedacht werden konnte. Ganze Länder mußten verelenden, ja sogar die größten Staaten in fatale Verwicklungen geraten. Denn bei diesem vulkanischen Ausbruch, der die stolzesten Gebäude des Welt-

kredites bis in ihre Grundfesten erschütterte, konnte ja nicht mehr an die Emission irgendwelcher Anleihen gedacht werden, und spätestens Anfang Oktober mußte die russische Regierung anderthalb Milliarden Franken Gold aufnehmen, wenn Rußland nicht seine Zinszahlungen einstellen und damit nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Gläubiger, Frankreich, den schlimmsten Katastrophen aussetzen wollte . . .

Und Strong erinnerte sich an die Worte Cahors', der ihm gesagt hatte, in Frankreich würde es nur dann noch einmal zu großen Umwälzungen kommen, wenn die Kleinbürgerwelt mit der revolutionären Arbeiterschaft gegen die schamlose Plutokratie Front machte, die das moralische und politische Leben des Landes vergiftete; und derartiges wäre nur zu erwarten, wenn eines Tages Rußland seine Zahlungen einstellte, Hunderttausende kleiner Leute ruinierte, und die Volksmassen gegen die Bande der korrupten Politiker aufhetzte, die aus Geschäftsgründen das Volk zu diesem hundertfach vergrößerten Panamaskandal führten . . .

Aber während er sich den Rückschlag der Neuyorker Panik auf Paris ausmalte, überkam ihn urplötzlich eine furchtbare Unruhe. Er dachte an Nixola und die Aufregung, in die sie sicherlich bei Empfang der Nachrichten aus Amerika geraten würde. Fast bereute er, sie allein dort gelassen zu haben. Er hatte Angst vor ihrer tollköpfigen Energie und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie hinter seinem Rücken, und trotz aller üblen Erfahrungen, die sie in Amsterdam gemacht, doch noch

einmal auf eigene Faust versuchen könnte, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen.

Ein eigentümliches Unbehagen, eine sonderbare Ungeduld ergriff ihn. Er trat hastig ins Sekretariat und diktierte eine dringende Depesche, in der er sie strengstens anwies, den Ereignissen nur von weitem zuzuschauen und ihm sofort telegraphisch zu versprechen, daß sie seinem Rate folgen wollte . . .

Dann nahm er wieder seinen ruhelosen leisen Gang über die Prachtteppiche des Saales auf und wartete stundenlang, immer ungeduldiger, immer besorgter.

Und während in Hunderttausenden von Häusern erbitterte und verzweifelte Menschen die schlaflose Nacht mit Verwünschungen und Tränen über ihren Ruin hinbrachten, vergaß er den weltbewegenden Schlag, den er geführt, über die Depesche, die nicht eintraf . . .

## XI

NIXOLAS Existenz in Paris war eine wahre Komödie; ihr selbst aber kam sie natürlich höchst tragisch vor. Sie saß in ihrem prachtvollen Palaste gefangen wie der Papst im Vatikan. Trotz der schönsten Sommertage, trotz zahlloser Einladungen war sie nicht aus dem Zimmer zu bringen. Nur zweimal gelang es einer amerikanischen Freundin, sie im geschlossenen Automobil auf die Golflinks zu entführen, die ihr Vater in einer weltverlassenen Gegend der Normandie besaß; und dann hieb

sie mit so lächerlicher Wucht mit den krummen Spielknüppeln auf die unschuldigen Bälle ein, daß sie regelmäßig die Partie verlor . . .

Als eine befreundete Familie sie in das elegante Weltbad Trouville zur Rennsaison mitnehmen wollte, weigerte sie sich so energisch und tat so sonderbar beleidigt, daß man sie geradezu für hysterisch hielt, und nun über ihre merkwürdige Geistesverfassung allerlei Gerüchte in Umlauf setzte, deren Echo sie natürlich erreichte und nur noch mehr verbitterte.

Sie lag mit der ganzen Welt und sich selbst im Hader. Immer wieder las sie, als wollte sie sich absichtlich ärgern und wehtun, die zahllosen ironischen Artikel, die alle Zeitungen der Welt über ihr Amsterdamer Abenteuer veröffentlicht hatten. Und obwohl in Wirklichkeit sich schon längst kein Mensch mehr um den Kongreß und seine Zwischenfälle kümmerte, keine Zeitung ihren Namen mehr nannte, die Sache für die Welt ein für allemal abgetan war, bildete sie sich ein, die ganze Menschheit lachte über sie und zeigte höhnisch auf sie mit den Fingern. In jedem Briefe, den sie erhielt, suchte — und fand — sie ominöse Anspielungen. Jede Einladung zu Picknicks, Gartenfesten, Diners, Opernvorstellungen schien ihr nur ein Vorwand zu sein, sie als Wundertier dem Gelächter und der böswilligen Neugierde der Bekannten und des Publikums preiszugeben. Und wenn sie aus Langeweile einmal eine zudringliche Bekannte vorließ, bereute sie es hinterher regelmäßig aufs bitterste, denn jedesmal entdeckte sie dann, daß man ihr dies oder jenes mit so eigentümlichem Tonfall gesagt hatte, bei

dieser oder jener Frage so listig um den Brei gegangen war, daß die Absicht, sie zu ärgern und sich über sie zu mokieren, jedem vorurteilslosen Menschen auffallen mußte!

Ihr Leben war nachgerade unerträglich. Und wer war schuld daran? Er natürlich! Cahors mit seiner unerhörten Rücksichtslosigkeit! Ihr Vater hatte gut von Charakterfestigkeit und „gentlemanlikem“ Benehmen reden! Was verstand er davon! „Hut ab vor dem Kerl!“ hatte er gesagt. Nein, ein paar Ohrfeigen wären besser am Platze gewesen, dachte sie. Was? — erst machte dieser Mensch sie vor der ganzen Welt lächerlich; dann schrieb er ihr einen geradezu haarsträubend unverschämten Brief, und noch dazu mitten in der Nacht; und schließlich kümmerte er sich überhaupt nicht einmal mehr um sie?! Nicht ein einziges Mal war er auf den Champs-Elysées unter den Fenstern des Palastes vorbeigegangen! Das wußte sie ganz genau, denn was hatte sie besseres zu tun, als stundenlang das Treiben draußen zu beobachten? . . . Er schien sich überhaupt zu verstecken; sogar die Zeitungen sprachen nicht von ihm; wenigstens war selbst in den sozialistischen und gewerkschaftlichen Blättern, trotz allen Suchens, nicht die geringste Notiz über ihn zu finden!

Ja, du lieber Himmel! bildete sich der Mensch etwa ein, man hätte ihn so nötig, daß man ihm nachlaufen würde? Diese Versteckerei, diese Gleichgültigkeit, diese Unhöflichkeit, dieses überhaupt ganz unweltmännische Benehmen war ja geradezu beleidigend! . . .

Wenn sie ihm nur ihre ganze Verachtung hätte zeigen können! . . . Aber jedesmal, wenn es hieß, auszufahren oder gar auszugehen, und also die Möglichkeit vorlag, ihn zufällig zu treffen und auf seinen Gruß mit einem hochmütigen Abwenden des Kopfes antworten zu können, war es mit der stolzen Erbitterung aus; und anstatt die schönen Nachmittage im Bois de Boulogne zu genießen, flüchtete sie sich dann meistens in ihr Boudoir, wo sie mit Grimm im Herzen über ihr Unglück und die Ungerechtigkeit der Welt nachdachte . . .

Verschiedentlich hatte sie sich dabei betroffen, — aus Langeweile — die Fetzen des Amsterdamer Briefes, die in einer Schublade mit Geheimverschluß versteckt lagen, wieder zusammenzukleben. Aber jedesmal war ihr plötzlich das „Entehrende" dieser Arbeit so lebhaft zu Bewußtsein gekommen, daß sie die Schnitzel wieder in die Schublade — aber ja nicht etwa in den Papierkorb — warf, und dann über ihren eigenen Mangel an Würde bittere Tränen vergoß. Hätte sie nicht vor ihrem Vater, seinem Unwillen und besonders seinem Spotte so schreckliche Angst gehabt, zehnmal hätte sie ihre Koffer gepackt, und wäre mit dem nächsten Schiffe nach Amerika ausgerissen . . .

So konnte es nicht weitergehen! Dieser Mensch machte ihr ja jede menschenwürdige Existenz unmöglich! Brauchte sie sich das gefallen zu lassen? . . . Daß er an ihrem kläglichen Zustande ganz unschuldig war, kam ihr natürlich gar nicht in den Sinn. Allmählich verankerte sich vielmehr wie mit Widerhaken in ihr die fixe Idee, damit sie ihre Ruhe und

ihre Freiheit wiedergewänne, müßte ihm aufs energischste die Niederträchtigkeit seiner Handlungsweise zu Gemüte geführt werden. Aber wen hätte sie zu ihm hinschicken können, um ihm gehörig den Kopf zu waschen? Wo war er überhaupt? Zwar wußte sie ganz genau, daß seine Adresse im „Tout-Paris“, dem Adreßbuch der eleganten Welt, stand, aber lieber hätte sie sich die Zunge abgebissen, als irgend jemandem — ja nicht einmal der Post — das schlimme Geheimnis anzuvertrauen, daß sie schon mindestens zehnmal in dem Buche nachgeschlagen und sogar auf dem Stadtplan die Straße gesucht hatte, wo er wohnte . . .

Sie fühlte sich so unglücklich, daß sie ihn aufrichtig haßte. Und tagelang heckte sie konfuse Rachepläne aus . . .

Aber als man ihr am Abend des Neuyorker Paniktages um sieben Uhr die ‚Presse‘ hereinbrachte, in der schon alles, was in Neuyork bis zwei Uhr passiert war, ausführlich beschrieben stand, fiel es ihr plötzlich, sie wußte nicht warum, wie ein Stein vom Herzen. Da war also die große Krise, die sie Cahors in Amsterdam prophezeit, und die er dann so sehnlich herbeigewünscht hatte, um den großen Kladderadatsch anzuzetteln! Nun würde er also wahrscheinlich seine Anhänger ebenso erbarmungslos zur Revolution aufhetzen und in den Tod jagen, wie er *sie* moralisch an den Marterpfahl gebunden hatte! Nein, *das* durfte nicht geschehen! Dem allgemeinen Plündern und Morden *mußte* sie entgegentreten, kostete es, was es wollte! Das war ihre Pflicht!

An ihren Vater dachte sie im ersten Augenblicke kaum, und noch weniger an die Briefschnitzel in der Schublade, auf denen stand, daß er ungerufen nie wieder vor ihr erscheinen würde ... Sie hatte auch nicht mehr nötig, im Adreßbuch nachzuschlagen, sondern schrieb hastig auf einen Briefbogen seine Adresse und die Worte:

„Kommen Sie sofort. Nixola."

Und mit diesem Zettel schickte sie einen Diener zum nächsten Telegraphenamt. Aber kaum hatte dieser das Zimmer verlassen, als sie entsetzt zusammenschreckte, ihm nachlief, ihn zurückrief, ihm das Papier aus der Hand riß, einen dicken Klex auf das Wort ‚Nixola' machte und das Wort ‚Strong' hinsetzte.

Sie fand noch gerade Mut genug, um die Depesche wieder aus der Hand zu geben. Dann aber kam ihr ganz plötzlich die furchtbare Lage zum Bewußtsein, in die sie sich so tollkühn stürzte. Was sollte sie ihm sagen? Wie sollte sie ihn empfangen? ... Und wenn er nicht einmal käme? Sie überlegte hin und her, legte sich rächende Worte zurecht, beschloß dann wieder, keine Silbe über die Vergangenheit zu verlieren, fühlte sich abwechselnd halb ohnmächtig vor Angst und dann wieder riesig stolz auf ihre Heldentat. Und als nach kaum Dreiviertelstunden seine Visitenkarte hereingebracht wurde, war ihr zumute, als sollte sie aufs Schafott steigen. Aber sie raffte alle Energie zusammen, und empfing ihn, um nicht unmutig oder gar bewegt zu erscheinen, mit einer Kälte, vor der sie selbst fast erschrak.

Cahors sah recht aufgeregt aus. Er war vor Freude fast außer sich; denn er glaubte ja die Sachlage ganz genau zu durchschauen. Sie hatte seine Adresse gesucht! Sie hatte die Zeitungsdepeschen aus Amerika als Vorwand benutzt! Die Trennung war ihr zu lang geworden! Sie hatte eingesehen, daß er Wort halten und ungerufen nicht wieder zu ihr kommen würde — wie er es ihr in Amsterdam nach der dramatischen Kongreßsitzung geschrieben! Folglich — konnte sie doch nicht ohne ihn fertig werden! In seiner Freude hatte er sich ein vierundzwanzigpferdestarkes Automobil zu zwei Franken den Kilometer geleistet, um aus seiner kümmerlichen Behausung im äußersten südöstlichen Arbeiterviertel schneller zu ihr zu gelangen. Was die ‚Kameraden' sagen würden, war ihm ganz einerlei.

Aber welche Enttäuschung! Nixola trat ihm mit einem Stolze, einer Unnahbarkeit, einer infamen Leutseligkeit gegenüber, wie er sie niemals früher an ihr beobachtet hatte.

„Sie werden hoffentlich aus dem Umstand, daß ich Sie hierher gebeten habe," begann sie in hoheitsvoller Haltung, „keine falschen und für mich beleidigenden Schlüsse ziehen . . ."

„Ganz im Gegenteil!" erwiderte er lächelnd, aber herausfordernd. „Ich drücke Ihnen außer den Gefühlen, die auszusprechen Sie mir bisher stets verboten haben, meine aufrichtigste Bewunderung darüber aus, daß Sie zum richtigen Verständnis meiner allerdings etwas unhöflichen, aber jedenfalls ehrenhaften Haltung in Amsterdam gelangt sind,

was ich wohl daraus schließen darf, daß Sie mich nun doch gerufen haben . . ."

Aber Nixola geriet daraufhin nicht etwa, wie er erwartet hatte, in Verlegenheit, sondern riß ihn mit grausamer Kaltblütigkeit aus allen Himmeln.

„Ich verbitte mir zunächst jegliche Anzüglichkeiten," sagte sie nicht einmal entrüstet, sondern scheinbar ganz ruhig und mit hochmütigem Augenblinzeln. „Was Amsterdam anlangt, so bedauere ich nur eines: daß ich mir in der Aufregung der Jungfernrede . . ."

„Jungfernrede ist reizend," unterbrach er sie lächelnd.

„Herr Graf, ich führe kein Salongespräch!" entgegnete sie äußerst erbost darüber, daß er offenbar glaubte, sie wolle nun zu Kreuze kriechen. „Ich bedauere nur, daß ich mir die Blöße gegeben habe, Sie, der Sie nichts sind als eine kalte, tote Idee, mit einem Menschen, und vor allem mit einem Manne zu verwechseln. Ich habe nicht Sie hierher kommen lassen, sondern nur einen Arbeiterführer, den ich für anständig genug halte . . ."

Sie mußte doch lügen, um ihren Anstand und ihre Ehre zu wahren . . .

„Wenn Sie mich für anständig halten, so halten Sie mich also doch für einen Ehrenmann?" fiel er ihr mit Bitterkeit ins Wort. „Aber Sie irren sich, gnädiges Fräulein, wenn Sie glauben, Sie hätten hier mit einem beliebigen Gewerkschaftler zu tun, den Sie ködern möchten, wie uns alle damals in Amsterdam. Ich bin nicht die Arbeiterbewegung. Ich habe kein Mandat, mich von Herrn Strong über die neue Krise

belehren zu lassen — denn diese Absicht scheint ja wohl Ihrer Einladung zugrunde zu liegen?"

Sie wagte weder zu antworten, noch ihm offen ins Gesicht zu sehen. Sie fühlte ungewiß, daß sie ihm nicht ungeschickter hätte gegenübertreten können, und so wartete sie nun ängstlich auf die Hiebe, die er ihr, wie es schien, versetzen wollte. Man sah es ihm an, daß er enttäuscht und innerlich wütend war . . .

„Sie möchten wohl," fuhr er immer herber fort, „wie in Amsterdam, die Haltung unserer Organisationen beeinflussen? Ich lehne dieses Ansinnen von vornherein ab. Wenden Sie sich an das Direktionskomitee der Föderation, das Ihnen sicherlich einen Delegierten senden wird. Ich bin Ihrer Einladung gefolgt, weil sie persönlich an mich gerichtet war, und ich glaubte, ich würde persönlich mit Nixola und nicht mit Andrew Strong, der Inkarnation des Kapitalismus, zu sprechen haben. Ich bedauere das Mißverständnis aufs tiefste, gnädiges Fräulein. Aber es scheint mir, Sie haben mir nichts zu sagen, und erlauben mir nicht einmal, Ihnen etwas zu sagen. Ihnen habe ich, trotz der Verdächtigungen, denen ich mich aussetze, das Opfer gebracht, hierher zu kommen, und nicht den Ideen Ihres Herrn Vaters, ebenso wie ich schon damals auf der ‚Lusitania' — Sie erinnern sich vielleicht — Ihnen gesagt habe, daß ich nicht die Ideen Ihres Herrn Vaters liebe, sondern . . ."

„Schweigen Sie, Graf," rief sie erbost und hielt sich die Ohren zu.

Er hatte die größte Lust, einfach mit Gewalt

ihre Arme niederzuziehen, sie festzuhalten und die Sache rücksichtslos zum Klappen zu bringen. Aber obwohl sie heftig errötet war, und er in ihren großen ängstlichen Augen einen Schimmer leidenschaftlicher Erwartung zu sehen glaubte, schien sie ihm doch nicht für diese Gewaltmethode reif. Nirgends war größere Vorsicht am Platze als bei einer Amerikanerin. Vielleicht flirtete sie ja nur! Und wie weit konnte nicht solch ein amerikanischer Flirt gehen! Er erinnerte sich plötzlich, daß er einmal eine andere Amerikanerin aus der feinen Gesellschaft darüber um Auskunft gefragt, und diese mit der Hand auf ihren Gürtel deutend, übermütig erwidert hatte: „Bis hierher! . . .“ Er beobachtete sie ein paar Sekunden und dann schoß es ihm höchst respektlos durch den Kopf: „Ich muß sie jedenfalls noch etwas schmoren lassen!“ Und so wartete er denn ruhig, bis sie wieder geneigt schien, zuzuhören, und wandte sich dann kurzerhand zum Gehen mit den fast ironischen Worten:

„Unter solchen Umständen ist leider das Opfer, das dieser nutzlose Besuch für mich bedeutet, viel zu groß, gnädiges Fräulein. Ich werde augenblicklich von meinen Gegnern eifriger ausspioniert als je. Und wenn es wirklich noch immer der Ausdruck Ihrer aufrichtigen Empfindungen ist, was Sie mir damals in Amsterdam zum Abschied mit so lobenswerter Offenheit zu sagen für gut befunden haben . . .“

Zu seinem Vergnügen wurde sie nun blaß wie die Wand, richtete sich dann aber mit geradezu komischer Würde hoch auf und sagte stolz:





„Ich habe nicht die Gewohnheit, meine Ansichten wie Handschuhe zu wechseln, und bitte Sie, diese Frage nicht weiter zu berühren . . .“

„Ihre Wünsche sind für mich Befehle,“ entgegnete er mit einer spöttischen Verneigung. „Wenn es so liegt, kann ich mir allerdings Ihre . . . liebenswürdige Einladung erklären. Sie wollen — oh, natürlich aus bloßer Menschenliebe und ohne jede persönliche Voreingenommenheit, den gefährlichen Anarchisten Cahors in einem Augenblicke in Mißkredit bringen, wo seine Mitwirkung in der Arbeiterbewegung nötiger ist als je, nicht wahr? — Übrigens, wenn Sie an Ihren Herrn Vater schreiben, grüßen Sie ihn bitte von mir, und drücken Sie ihm meine Dankbarkeit aus: Niemals hat jemand mit so großem Erfolge für die Erhebung des Proletariates gewirkt wie er . . . Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein . . . oder, Verzeihung, Sie könnten diesen Ausdruck vielleicht als aufrichtig gemeint auslegen und demgemäß aufdringlich finden, also: Adieu!“ . . .

Und ehe sie sich von ihrem Schrecken über diese Wendung des Gesprächs erholt und eine Erwiderung gefunden hatte, verließ er, nach einer beleidigend höflichen Verbeugung, kalt lächelnd und ohne sich umzusehen den Salon und den Palast, um mit seinem teuren Wagen — aus dem Fenster geworfenes Geld! dachte er — geradenwegs zum Verbandshause des Arbeiterbundes zu fahren, wo er noch am selben Abend in einer namenlos heftigen Rede gegen Strong, die Großbanken und das von ihnen abhängige Regierungssystem die Konse-

quenzen aus dem amerikanischen Krach zog, und seinen revolutionären Feldzug begann . . .

Indessen blieb Nixola wie ein Häufchen Unglück im weiten Empfangssalon sitzen und brütete verständnislos vor sich hin. Sie begriff nur eines: daß sie eine furchtbare Dummheit begangen hatte, und nun alles noch viel schlimmer war als zuvor. Schließlich schlich sie in ihr Boudoir zurück, schloß sich ein, setzte sich an den Schreibtisch und starrte stundenlang gedankenlos und unglücklich auf die lichtglitzernde Avenue hinaus . . .

Und als man ihr die Depesche ihres Vaters brachte, die ihr das Versprechen abnahm, sich mit niemandem in Verbindung zu setzen, und sie nun dies Versprechen nicht mehr geben konnte, brach ihre ganze Verzweiflung hervor. Alles hatte sie sich verscherzt, das Vertrauen ihres Vaters und die Freundschaft Cahors'! Sie dachte nicht einmal daran, nach Neuyork zu telegraphieren, sondern brachte die Nacht krampfhaft schluchzend im Lehnstuhl zu, während Strong in Neuyork Stunde auf Stunde ruhelos in seinem Arbeitszimmer auf und ab schritt . . .

## XII



NSTATT der sehnlichst erwarteten Depesche aus Paris erhielt Strong lange nach Mitternacht zu seiner Überraschung den Besuch des Oberstaatsanwalts von Neuyork, der ihn im Namen der Regierung bat, doch im Interesse des Nationalwohlstandes, der öffentlichen Ordnung, und

auch seiner persönlichen Sicherheit, der Katastrophe Einhalt zu tun und dem Geldmarkte sofort etwa zweihundert Millionen Dollar Bargeld zu annehmbarem Zinsfuße zur Verfügung zu stellen. Aber obwohl Strong, von der Ausdehnung des Unheils beunruhigt, seinem persönlichen Gefühle nach nichts lieber getan hätte, als jetzt die Rolle des Retters in der Not zu spielen, lehnte er das Ansinnen kurzerhand ab und versprach nur, einzugreifen, sobald er den Rückschlag der Panik auf die Verhältnisse in Europa mit Sicherheit abschätzen könnte.

Allerdings war die allgemeine Lage im Laufe des Abends immer schlimmer geworden. Hegler hatte den Generalstreik sämtlicher Arbeiterbünde, mit Ausnahme der Transport- und Nahrungsmittelverbände, dekretiert. Und auf den in später Nacht in Neuyork abgehaltenen Meetings hatten die gefährlichsten Genossenschaften, insbesondere die der Hafenarbeiter, beschlossen, die Fortsetzung der Arbeit mit Gewalt zu verhindern. Der verkrachte Schwindler Franks hatte in diesen Versammlungen persönlich gegen Strong gehetzt, ihn als verbrecherischen Urheber alles Unheils hingestellt, und unter dem Beifall der Masse die Volkswut gegen ihn entfacht . . .

Aber konnte Strong jetzt helfen, ehe er sicher war, ob der wesentliche Punkt seines Planes, die Auslösung der politischen Krise in den trustfeindlichen Staaten Europas, erfolgreich durchgeführt war? Das wäre unverzeihlich gewesen!

Um inzwischen wenigstens das Schlimmste, das

Blutvergießen, zu verhüten, verlangte er, daß gegen die Arbeiter keine Truppen geschickt würden, da der Streik ohnehin schnell im Sande verlaufen müßte. Und weil der Beamte dies nicht versprechen konnte, telephonierte Strong, obwohl es drei Uhr nachts war, einfach an den Präsidenten in Washington, der ihm jedoch antwortete, die Regierung müßte aus diplomatischen Gründen wenigstens im Hafen die „Arbeitsfreiheit" sichern, wenn die ausländischen Schiffahrtsgesellschaften die Löschung der Ladungen fortsetzen wollten. Mit Entsetzen hörte der Oberstaatsanwalt die Erwiderung, die Strong respektlos, beinahe drohend, in den Apparat rief:

„Wenn Sie die Streikbrecher beschützen, fließt Blut! . . . Was? . . . Es geht nicht anders? Na, dann tragen Sie die Verantwortung! . . . Wenn Sie wollen, daß ich die Situation rette, dann hören Sie gefälligst auch auf meinen Rat! . . . Was? Oh, bitte sehr! Ich brauche nicht wiedergewählt zu werden. Ich fürchte nichts. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Und zunächst bereite ich mich zur Flucht vor. Ich mag kein Gemetzel sehen . . ."

Dann hängte Strong ungeduldig das Hörrohr wieder an den Apparat und rief zornig lachend:

„Haben Sie das gehört? — Haarsträubend! — Gut, also schießen Sie nur drauf los. Die Sache ist erledigt. Der Präsident auch. So ein Esel!"...

Der Beamte verabschiedete sich eilig und Strong stellte wieder ängstlich Hypothesen über das Ausbleiben von Nixolas Antwort auf. Sollte sie etwa gar die Nacht nicht zu Hause zubringen? Aber wo konnte sie sein? Bei wem? — Plötzlich

kam ihm ein furchtbarer Gedanke, wie damals, als sie so verstört aus Amsterdam in Brüssel angekommen war . . .

Er stürzte hinaus, weckte seinen Sekretär, der aus Überanstrengung an seinem Schreibtisch eingeschlafen war, und diktierte folgende Depesche:

„Antworte sofort. Wo steckst du? Hast du Cahors wiedergesehen?" . . .

In Hoboken, auf dem andern Ufer des Hudson, wo die deutschen Gesellschaften ihre Piers haben, bei den englischen und französischen Docks unterhalb der Zwölften Weststraße, und besonders am East-River oberhalb der Brooklyner Brücke im großen Frachthafen, suchten am frühen Morgen die auf höheren Befehl mobilisierten Truppen die „Arbeitsfreiheit" zu sichern.

Die streikenden Mitglieder des Dockarbeiterbundes, die von Pier zu Pier zogen, um etwa abtrünnige Genossen zur Pflichterfüllung, zur Arbeitsniederlegung aufzufordern, sahen mit Wut in den von Soldaten bewachten Docks die Entladung der Dampfer ihren Fortgang nehmen. Was waren das für Leute, die hier arbeiteten? Es waren Hunderte der armen hungerleidenden Juden und Italiener von der East-Side, die mit Freuden das Angebot der Agenturen angenommen hatten und schon mit Wonne an den Dollar dachten, den sie heute verdienen würden. Die Nachricht von diesem ‚unverschämten ausländischen Attentat auf die freien, würdigen amerikanischen Arbeiter' verbreitete sich mit Windeseile in den Arbeitervierteln.

Bald rannten heulende und pfeifende Arbeiterhaufen auf den Kais entlang und stießen furchtbare Drohungen gegen die Streikbrecher aus. Hier und da wurden die ruhig wachhaltenden Soldaten mit Schimpfreden überschüttet. Bei der großen Fähre von Desbrossesstreet bemerkte ein Rudel Streikender, wie mehrere hundert armselige Juden einen der kolossalen Dampfer bestiegen: natürlich um nach Hoboken hinüberzufahren und dort zu arbeiten! In wilder Hast stürmte die Horde vorwärts, rannte die Geländer vor den Billettschaltern um, zerschlug die Tore der Pierhalle und stürzte sich auf das Schiff. Zu spät setzte sich dieses in Bewegung: wenigstens hundert Streikende konnten noch hineinspringen; sie rannten die Treppen zu der oberen Halle und zum Deck hinauf und besetzten die Ausgangsplattform des dreistöckigen Riesendampfers. Die Passagiere standen eingeschüchtert da. Fünf Arbeiter stürzten zur Kommandobrücke hinauf, verlangten sofortige Umkehr und drohten, widrigenfalls die mitfahrenden Streikbrecher in den Hudson zu schmeißen. Der Kapitän ließ vor Schrecken die zweistimmige Sirene Notsignale über den Strom heulen: aber es half ihm nichts. Schon hatte man einige verzweifelt schreiende, an ihrem Äußeren nur zu leicht als Juden erkennbare Leute ergriffen, und schwenkte sie hin und her, als wolle man sie in elegantem Bogen über Bord werfen, da ertönte ein schriller Pfiff von der Kommandobrücke — und die Maschinen stoppten. Ein Freudengeheul der Arbeiter belohnte den Kapitän. Das Boot begann langsam rückwärts zu fahren, und als es zwischen denselben

Molen wieder anlegte, die es gerade eben erst verlassen hatte, trieben die Streikenden die vor Angst brüllenden Passagiere wie ein Rudel Hasen durch die Halle zurück auf die Uferstraße.

Aber vor dem Ausgang trafen sie unvermutet auf ein Trupp Soldaten, die im Laufschritt herannahten. Ein Zusammenstoß war unvermeidlich. Die den Juden zugedachten Fausthiebe hagelten ganz von selbst auf die Soldaten nieder, die sich mit Kolbenschlägen zur Wehr setzten. Im Nu strömten von allen Seiten Haufen streikender Arbeiter zusammen, die nicht wußten, worum es sich handelte. Man sah Kameraden, die vom Militär malträtiert wurden! Das genügte, um ihre Wut gegen die Soldaten zu entfachen. Hunderte stürmten auf die paar Uniformierten ein, die, plötzlich von Angst ergriffen, die Verhaltungsmaßregeln, die sie zu Kaltblütigkeit und Mäßigung anhielten, vergaßen und glaubten, ihr Leben so teuer wie möglich verkaufen zu müssen . . . Auf einen leichenblaßen jungen Leutnant stürzte ein Dutzend tollwütiger Arbeiter mit erhobenen Fäusten ein. Der junge Offizier blickte verwirrt, nach Hilfe suchend, geradezu verzweifelt, eine Sekunde lang um sich. Aber plötzlich riß er, mit Aufwand aller seiner Kräfte, den Ordonnanzrevolver aus dem Gürtel und feuerte ihn blindlings ab. Ein furchtbarer Schrei ertönte, dem ein tausendstimmiges kurzes Aufheulen folgte. Ein Arbeiter war zusammengebrochen. Dann trat eine kurze Stille ein . . .

Und ehe die Menge sich von ihrem lähmenden Schrecken erholt hatte, durchfuhr den jungen Leut-

nant blitzschnell das Bewußtsein von der Folgenschwere seiner übereilten Tat, und es war vielleicht mehr Angst um sein eigenes Leben als um das seiner Leute, was ihn veranlaßte, mit einem kurzen Kommandoworte seine Truppe zu sammeln und sie im Laufschritt in die Pierhalle zu führen, wo sie wenigstens für den Augenblick vor der Wut des Volkes in Sicherheit waren.

Draußen drängte sich die wüste Menge um den Leichnam, den zwei Kameraden halb aufrecht hielten. Man schrie nach Rache, und bald wuchs die Erbitterung zum fanatischen Paroxismus. Einzelne Gruppen von wutheulenden Streikern lösten sich aus dem Riesenknäuel und stürmten durch die engen Straßen quer durch die Unterstadt in die Arbeiterviertel, wo die Nachricht von dem Morde bald auch die Friedfertigsten zum Kampfe aufreizte. In der Gegend von Wallstreet, wo sich wie am vorigen Tage noch Tausende um die Tore der Banken drängten, wußte man noch nichts. Aber die Streiker wollten die ganze Stadt zu Zeugen gegen die Verbrecherwirtschaft der ‚reichen Missetäter' anrufen und schleppten die Leiche des gefallenen Kameraden auf einer breiten Planke, die vier riesige Genossen auf den Schultern trugen, durch die von Menschen wimmelnden Geschäftsstraßen. Der imposante, stumme Trauerzug erregte überall tiefste Bestürzung. Eine namenlose Angst vor noch größerem Unheil griff in den Geschäftshäusern um sich. Und bald hörte man denn auch, daß in den östlichen Stadtteilen erbitterte Aufregung herrschte.

Auf einem Platze am Ende von East-Broadway hielt neben der Leiche des ‚vom Kapitalismus schamlos gemordeten Kameraden' der Vorsteher des Dockarbeiterbundes eine kurze Ansprache an die Menge. Ihre Wirkung war ungeheuer, gab es doch keine schlimmere revolutionäre Waffe als den Leichnam eines gefallenen Kameraden! Wer war schuld? Das Militär! Wer hatte das Militär gerufen? Die Streikbrecher, die Juden, die Italiener, alle die elf- oder zwölfhunderttausend Hungerleider, die nach Amerika kamen und in Neuyork hängen blieben, um den Eingesessenen das Brot wegzunehmen! Und wer rief diesen Hungerpöbel ins Land, um die Löhne zu drücken? Wer rief dieses Arbeiterreserveheer gegen das Volk zu Hilfe? Die Kapitalisten! Die Reichen! Die ‚Haifische aus Wallstreet'! Dieselben, die den Streik und die Panik angezettelt hatten! Also: nieder mit den Truppen! Nieder mit den Italienern und Juden! Nieder mit Wallstreet! Nieder mit Strong!!

Durch die jüdischen Straßen, wo alle Aushängeschilder hebräische Aufschriften tragen, und man sich in englischer Sprache überhaupt kaum verständlich machen kann, tobten Horden aufgebrachter Arbeiter. Die Schaufenster der elenden Butiken flogen in Scherben. Man flüchtete Hals über Kopf in die Häuser. Die Türen schlossen sich. Und in den verbarrikadierten Zimmern glaubte man sich ins heimatliche Rußland zurückversetzt und jammerte: „Pogrom! Pogrom!" . . . Einige Italiener, deren die Amerikaner auf der Straße habhaft werden konnten, und die sie grob verprügelten,

wehrten sich mit Messerstichen und entkamen nur mit knapper Not dem Tode . . .

Die Hauptgeschäftsstraßen wurden schleunigst mit Truppen gesperrt, die Banken geschlossen, und vor den Haupttüren der großen Wolkenkratzer rasselten die Eisenjalousien herunter. Am unteren Ende des Broadway, am Battery-Park, am Chatham-Square, bei allen Hauptzugängen zum Wallstreetviertel kam es zu blutigen Scharmützeln zwischen den Truppen und den bewaffneten Streikern. Plötzlich sah man von Westen, von Hoboken her, eine riesige stinkende Rauchwolke heraufziehen: ein deutscher Petroleumdampfer, bei dessen Ladung Streikbrecher gearbeitet hatten, war auf irgendeine Weise in Brand geraten. Und bald vernahm man auch das tiefe Sirenengeheul der herbeieilenden Löschschiffe. Sollte etwa eine Feuerwoge über den Hafen fahren und unberechenbare Reichtümer zerstören? Tausende liefen zum Hudsonufer. Und die Geschäftsstraßen wurden ruhiger, so daß die Insassen der Wolkenkratzer es endlich wagen konnten, sich aus dem Staube zu machen und nach schrecklichem Kampf um den Zugang zu den Hoch- und Tiefbahnen nach Hause zu fahren. Wer dachte denn noch an Geschäft!

In der Oberstadt war es fast noch schlimmer. Ja, die Reichen waren an allem schuld, an dem Streik, der Krise, der Arbeitslosigkeit, den fürs Volksrecht gefallenen Kameraden! Ein wahres Heer hatte sich von der East-Side aus nach der Gegend der Milliardärpaläste in der Nähe des Central-

Parks in Bewegung gesetzt. Der riesige Madison-Square mit seinen abenteuerlichen himmelhohen Bauten glich, von oben gesehen, einem tiefen Kessel, auf dessen Boden ganze Ameisenvölker hin und her wimmelten. Und unwillkürlich wälzte sich diese unheimliche Menge plötzlich weiter der Oberstadt zu.

„Nieder mit Strong!“ hieß es. „Zu Strong! Zeigt ihm die Leichen!“ Und bald standen die beiden Straßen, an denen sein Museum und sein Palast lagen, voll von einer wutheulenden Menge, die nach ihm rief. Man verfiel auf den Gedanken, eine Delegation zu ihm hineinzuschicken und ihm zwei ‚seiner‘ Leichname ins Haus zu tragen.

Aber die Menge kam zu spät. Strong, der von Minute zu Minute über alles unterrichtet wurde, hatte weder Lust, sich umbringen zu lassen, noch auch durch seinen Tod oder ähnliche Vorfälle die nationale Katastrophe noch zu verschlimmern. Er glaubte ehrlich, sich der Welt erhalten zu müssen. Denn er wußte ja, daß er heute ungefähr der einzige unentbehrliche Mann der Welt war. Und die Nachrichten aus Europa, die er erwartete, um seine Rettungsaktion zu beginnen, waren noch nicht eingetroffen. Er überlegte nicht lange. Er kannte die Arbeiter zu gut, als daß er irgend etwas für sein Museum zu fürchten gehabt hätte. Er durfte also annehmen, daß seine Angestellten in Sicherheit waren . . .

Als die Menge auf dem Madison-Square angekommen war, und er mit Sicherheit voraussah, wohin sie wollte, gab er einfach den Befehl, anzukündigen, er befände sich draußen auf der Reede, an

Bord seiner Yacht ‚Amphitrite'. Dann ging er ruhig durch den Tunnel zu der allem Publikum unbekannten Privatpforte auf der anderen Seite des Straßengeviertes, trat hinaus, spazierte an den Volkshaufen vorbei, und fuhr mit der Trambahn, auf der ihn sicher niemand vermutete, die Vierunddreißigste Oststraße bis zur East-River-Fähre hinunter, woselbst ganz nahe, am nächsten Pier, sein Schiff bereit lag. Und während die Arbeitermasse ihn noch vor seinem Museum herausrief, fuhr er unter der Brooklyner Brücke hindurch auf die Reede, um dort, fast im Schatten der Freiheitsstatue, sein Hauptquartier aufzuschlagen . . .

Die weiteren Nachrichten, die er dort durch drahtloses Telephon empfing, zeigten ihm, wie richtig er gehandelt hatte. Als nämlich die Arbeitermasse erfuhr, daß er an ihr vorbei ruhig zum Hafen gegangen sei, und sich auf seine Yacht zurückgezogen habe, nicht ohne Befehl zu geben, den Arbeitern die Kunstsammlungen zu öffnen — tatsächlich stand das Tor des Museums weit offen — da verwandelte sich ihre sinnlose Wut, von den Nächststehenden anfangend bis zu den hinten auf der Madison Avenue heranschiebenden Haufen, allmählich in eine Art von Bewunderung. Wer Mut, Witz, Ruhe, Kaltblütigkeit und dabei eine gewisse nonchalante Großartigkeit im Auftreten an den Tag legte, konnte ja sicher sein, unter allen Umständen den wahren Amerikanern Respekt einzuflößen. Nein, dieser kühne Rückzug war wirklich famos! Und er hatte sich geweigert, seine Häuser von Truppen bewachen zu lassen? Und er ließ es der Menge frei, in den

griechischen Tempel zu dringen und Gemälde, Statuen, Bücher, im Werte von mindestens hundert Millionen Dollar, kurz und klein zu schlagen oder zu verbrennen? Er glaubte wohl, amerikanische Arbeiter wären Rothäute, Nigger oder Eskimos? Da irrte er sich aber gründlich! Amerikaner wollten nur ihr Recht und sonst nichts!

Und wo jeder europäische Menschenhaufen sich zunächst in wüstem Geschimpfe ergangen hätte, um dann wahrscheinlich, aus Wut über die Flucht des verhaßten Menschen, die unersetzlichen Meisterwerke und Dokumente roh zu zerstören, da wichen diese eben noch auf Mord und Brand erpichten Yankees aus reiner Selbstüberhebung im Stolz auf ihre Überkultur zurück, erinnerten sich, daß sie ja das ‚erste Volk der Welt' waren, daß sie, die amerikanischen Arbeiter, himmelhoch über allen andern standen, und ihren gerechten Kampf nicht durch Barbarenmanieren schänden durften. Und so zogen sie samt ihren Leichen, beinahe stumm, über Broadway und Unionstreet wieder in ihre Stadtviertel zurück . . .

Eine Stunde später drückte Strong in einem Extrablatt der ‚Mail' seine Genugtuung über diese Haltung der Arbeiter unumwunden aus, bedauerte gebührend die Ausschreitungen, die er geschickt als Provokation der Truppen hinstellte, veröffentlichte zum Entsetzen der Behörden sein Telephongespräch mit dem Präsidenten in Washington, und gewann fast die Sympathie der Streiker mit der Behauptung, daß der Kampf zwischen Arbeit und Kapital ehr-

lich sein müsse, daß Streikbrecher an ihren Arbeitsbrüdern Verrat übten, und daß die Maßnahmen zum Schutze der Arbeit auf den Piers gegen seinen Willen von den Behörden angeordnet worden seien. Und da natürlich kein offizielles Dementi kam — die amerikanische Regierung war ja im Gegensatz zu den europäischen so lächerlich demokratisch, daß sie dem Volke nichts vorzulügen wagte — so wurde Strong am selben Abend bei den Arbeitern, wenn er auch der Diktator, der Autokrat, der Despot, der Blutsauger blieb, fast zum ‚Ehrenmann' . . .

Die Truppenentfaltung war nun in Neuyork überflüssig geworden, denn der Streik wurde von niemandem mehr gebrochen. Und als aus Pennsylvanien Nachrichten von weiteren blutigen Zusammenstößen zwischen den ungarischen und kroatischen Bergarbeitern und der Miliz anlangten, sahen die echten Amerikaner fast mit Verachtung auf diese Menschen zweiter Güte herab, die glaubten, ganz unamerikanisch, ihren Überzeugungen durch Bombenwerfen und Messerstechen Ausdruck verleihen zu müssen . . .

Erst am Nachmittage, also, als es in Europa schon später Abend war, empfing Strong durch Funkenspruch draußen auf der Reede endlich die ersehnte Depesche aus Paris.

Er glaubte fast, der Schlag treffe ihn, als er sie las; denn sie lautete, kurz und bündig:

„Ja. Nixola."

Ja! Das hieß, sie hatte doch Cahors wiedergesehen! Sie hatte nicht eher antworten können,

weil sie Cahors wiedergetroffen hatte! Sollte damals bei ihrer tollen Reise nach Amsterdam und bei ihrer zerknirschten Rückkehr ihr unschuldsvolles Gebaren am Ende doch nur Schauspielerei gewesen sein? Sie, sein Nixchen, sollte ihn so übel genasführt haben und hinter seinem Rücken weiß Gott was für unmoralischen Abenteuern nachgehen! Es war unglaublich! Aber deutete diese lakonische Fassung ihrer Antwort nicht an, daß sie etwas zu verbergen hatte?

Es ergriff ihn ein Gefühl so tiefer Enttäuschung, so tiefen Kummers, daß er seine ganze Energie aufwenden mußte, um sich klar zu machen, er habe ja noch gar keinen Beweis für seine schlimmen Vermutungen. Und als er sich etwas gefaßt hatte, telegraphierte er zurück:

„Wann und wo hast du ihn getroffen? Es ist skandalös. Sage die ganze Wahrheit in chiffrierter Depesche.“ . . . . .

Aber dann häuften sich auf dem kleinen Arbeitstische auf der ‚Amphitrite‘ ganze Stapel von Geschäftstelegrammen aus Europa, und die Fragen der Sekretäre, die Instruktionen verlangten, zwangen ihn, seine Vatersorgen niederzudrücken und wieder als Meister der Weltwirtschaft zu denken.

Es war alles gekommen, wie er es vorausgesehen hatte. An allen Plätzen, sowohl auf den Effektenmärkten, wie an den Warenbörsen in Hamburg, Bremen, Liverpool, Antwerpen, Havre, Genua usw. herrschte blinde Panik. Sein Verbot, auf trustfeindliches Handelspapier weiter Bargeld vorzuschießen, hatte die unglaublichsten Wirkungen ge-

habt. Die deutschen Banken hatten gerade wegen Geldknappheit bei den großen Pariser Kreditanstalten, wie sie es so oft taten, ganze Haufen deutscher Wechsel unterbringen und sich damit mehrere hundert Millionen Franken verschaffen wollen. Und die französischen Häuser, der Crédit Lyonnais, die Société Générale, das Comptoir d'Escompte, waren seinem Boykottbefehle blind gefolgt. Ob aus wirklicher Unterwürfigkeit, oder einfach weil sie sofort die Notwendigkeit sahen, alle ihre Hilfsmittel zur Rettung der Situation in Frankreich zu reservieren: das war ja schließlich gleichgültig. Jedenfalls war von heute auf morgen die ganze Klarenbergsche Bande in der größten Verlegenheit, wie es ihr schon früher sicherlich mehrere Male ergangen wäre, wenn nicht stets unter Vernachlässigung der politischen Interessen Frankreichs die französische Finanz den deutschen Markt über Wasser gehalten hätte. Nur um sechshundert Millionen Mark handelte es sich, und das hatte genügt — genau wie in Neuyork der Milliardenkrach Franks' —, dem Fasse den Boden auszustoßen. Natürlich hatten schon am Abend der Neuyorker Panik die amerikanischen Importhändler über neun Zehntel aller ihrer Verpflichtungen rückgängig gemacht. Und später war von Land zu Land in Europa dasselbe geschehen. Die Industrien mit bloß im Export zu verwertender Produktion, also besonders in Deutschland und England, waren auf Monate hinaus rettungslos lahmgelegt. Allerdings war der Bankkrach bei dem in Europa wenig entwickelten Kreditverkehr nicht so schlimm wie in

Amerika, aber die Wirkungen der plötzlich herein-
brechenden Industriekrise mußten nur um so tiefer
gehen . . .

Strong genoß Augenblicke höchster Befriedi-
gung, als er erfuhr, daß die Werte der aus dem
Trust geschiedenen Industrien in Deutschland, Öster-
reich und Rußland furchtbare Einbuße erlitten hatten,
und seine eigenen, massenhaft in diesen Ländern
placierten Trustpapiere geradezu Bankrottkurse ver-
zeichneten. Seine eigenen Häuser hatten alle diese
Werte natürlich zu Spottpreisen in riesigen Quan-
titäten an sich gebracht, und den Leuten, die zuerst
den Welttrust bejubelt hatten, um ihn dann aus
reaktionären, politischen Gründen an den Pranger
zu stellen, waren in wenigen Stunden Hunderte
von Millionen abgeknöpft worden. Es war eine
süße Rache!

War es nötig, noch weiter zu gehen? Vier
der größten deutschen Banken mußten sämtliches
Handelspapier zurückweisen, da sie es nicht mehr
nach Paris abschieben konnten, so daß der Krach
von Hunderten großer Unternehmungen und somit
eine Arbeitskrise schlimmster Art sicher war. In
Rußland herrschte an der Reichsbank und an den
Börsen, wie auch bei Hofe panischer Schrecken,
denn alle russischen Werte waren in Paris und
Berlin um über fünfzehn Prozent gefallen, an eine
Anleihe war nicht mehr zu denken, und der Staats-
bankrott, und mit ihm vielleicht die Revolution,
rückte in bedenkliche Nähe. In Frankreich hatte der
‚Run' auf die Banken zwar keinen großen Zu-
sammenbruch hervorrufen können, da infolge der

Hochkonjunktur dort fast sieben Milliarden Franken baren Geldes in Erwartung profitlicher Emissionen in den Banken brach lagen; aber der Handel und die Industrie waren auch dort hart getroffen; alle Kurse fielen, und man konnte voraussehen, daß die zahllosen kleinen Rentner, wie gewöhnlich, die Regierung für ihre Verluste verantwortlich machen und schwere politische Krisen hervorrufen würden. In England waren die Hochfinanz, die Reederei und die Großindustrien offenbar außer Rand und Band. Und schon hatte die Direktion der Trade-Unions angekündigt, sie würde bei Eröffnung des Parlaments sofort über die Arbeitslosigkeit interpellieren lassen, welche die notwendige Folge dieser Panik sein müßte; inzwischen kündigte sie Massenmeetings im Hydepark an.

War der Hieb tief genug gefahren? Würden die bedrückten Klassen in Europa in so schwere Lage kommen, daß sie sich aus Verzweiflung zum offenen, oder doch wenigstens zum moralischen Aufstand gegen ihre Bedrücker treiben ließen? Würden die Regierungen unter dem Drucke des entfesselten Elends, der drohenden Wut der Proletariate endlich einsehen, daß ihr System der Geld- und Menschenverschleuderung im Militärwesen falsch war? Würden sie nachgeben müssen, um nicht zugleich ihre politische Autorität und den Besitzstand ihrer Anhänger aufs Spiel zu setzen? Alles schien darauf hinzudeuten. Aber bei der Langsamkeit europäischen Denkens und Handelns wäre es angebracht gewesen, der Entwicklung der Dinge noch eine Zeitlang untätig zuzusehen. Strong

schwankte. Er durfte Europa noch nicht beruhigen. Aber er durfte auch Amerika nicht rettungslos im allgemeinen Zusammenbruch zugrunde gehen lassen ... Konnte er wenigstens den Fortschritt des Krachs in Amerika aufhalten, ohne sofort auch in den trustfeindlichen europäischen Ländern die heilsame revolutionäre Wirkung der Krise zunichte zu machen?

Er versuchte es und ließ ankündigen, daß er am nächsten Tage die Vertreter der Behörden, des Handels und der Industrie auf seiner Yacht empfangen würde, um Maßnahmen zur Besserung der Verhältnisse mit ihnen zu besprechen. Er bat sogar telegraphisch Hegler zu sich, der im Arbeiterbundespalast zu Washington mit cäsarischer Kaltblütigkeit den Kampf seiner sechs Millionen freiwilliger Soldaten gegen das Trustsystem leitete. Auch dies erfuhr ganz Amerika noch am selben Abend ...

Mitten in der Nacht — es war die dritte, die er schlaflos zubrachte, wie Napoleon vor der Schlacht bei Wagram — wurde ihm Nixolas Antwort auf seine vorwurfsvolle Depesche zugestellt. Er las sie mit gemischten Gefühlen und hatte Lust, bald zu lächeln, bald zornig dreinzuschlagen. Aber jedenfalls nahm sie ihm eine furchtbare Last vom Herzen. Denn sie lautete:

„Ich habe seine Wohnung im Adreßbuch gefunden und ihn gestern abend per Rohrpost zu mir beordert. Natürlich ist er auch gekommen. Aber er hat wohl an etwas anderes gedacht als ich. In den Zeitungen war von Generalstreik, Krach, Blutvergießen und Aufstand die Rede. Er könnte

das alles sehr wohl hindern. Aber er wollte mich nicht einmal anhören, tat sehr beleidigt, behandelte mich mit haarsträubender Ironie, sagte, er wäre nicht hergekommen, um bei mir und bei Dir in die Schule zu gehen, bedauerte sogar, meiner Einladung gefolgt zu sein, und ging plötzlich in sehr schlechter Laune und mit der Andeutung, er würde unter keinen Umständen wiederkommen, fort. Ich habe nicht eher geantwortet, weil ich vor Ärger über den unverschämten Menschen ganz krank war. Ich bin überhaupt furchtbar unglücklich und will auf immer aus Paris fort. Ich nehme das nächste Schiff nach Neuyork."

Strong überlegte eine Weile. Ohne weiteres durchschaute er die ganze Sachlage und ließ gleich zurücktelegraphieren:

„Warte. In acht Tagen bin ich in Paris."

Und dann arbeitete er in höchster Ungeduld die Rettungsmaßregeln aus, die er am Morgen dem Staatsschatzsekretär vorzuschlagen gedachte. Der ganze Millionenkrach erschien ihm ja nun viel weniger wichtig, als das Tun und Lassen seines — er wußte es wohl, konnte aber nicht dagegen an — lächerlich angebeteten Nixchens. Nur ein Gedanke beherrschte ihn noch: diese Krisengeschichte regeln und nach Paris eilen . . .

Bei den Verhandlungen mit dem Minister und den großen Neuyorker Finanzleuten zeigte er sich denn auch äußerst nachgiebig. Er lieferte dem Geldmarkte zweihundertfünfzig Millionen Dollar, um alle noch nicht geschlossenen Banken vorm völligen Zusammenbruch zu bewahren; und er versprach, eine

Reihe der verkrachten Sparkassen und Trust Companies später selbst zu kaufen und wieder auf den Damm zu bringen. Mehr vermochte er ja ohnehin nicht zu tun. Keine Menschenmacht konnte bewirken, daß das Volk, nach seinen ungeheuren Verlusten, bei der Sistierung aller Gehaltszahlungen, bei der Notwendigkeit, alles Überflüssige zu sparen bis bessere Zeiten kämen, gerade das täte, was nun unmöglich war: nämlich mehr Geld ausgeben, mehr konsumieren, dem Handel und der Industrie Arbeit geben. Gegen diese, die wirtschaftliche, die soziale Krise waren ja alle finanziellen Hilfsmittel wirkungslos. Nur natürliche Entwicklung konnte sie heilen. Und wenn er das Bankwesen, das notwendige Instrument zum Aufschwung, rettete, so tat er es doch nur, um dieser natürlichen Heilung nicht alle Aussicht zu nehmen. Auf Monate, vielleicht auf lange Jahre hinaus mußten die Rückschläge der Katastrophe das Leben des Volkes beeinflussen.

Diese Frage besprach er noch vor seiner Abreise, als die Kapitalisten die Yacht verlassen hatten, eingehend mit Hegler. Sie machten sich gegenseitig Komplimente über ihre Geschicklichkeit und ihre Macht. Denn trotz aller Feindschaft achteten sie sich als starke Männer, wie es sich in einem Lande geziemt, in dem Kraft und Macht die einzigen Adelstitel sind. Aber hier half alle Offenheit und alle Achtung nichts. Ihr Gespräch mußte unfruchtbar bleiben. Sie gestanden einander ein, daß die Verhältnisse ihnen über den Kopf gewachsen waren, und daß im Kampfe gegen die Flut

sozialen Geschehens der Einzelne, wäre er auch noch so mächtig, rettungslos verloren sei.

„Wir können die Flut nicht beherrschen. Wir werden von ihr nur getragen und steuern auf ihr," bemerkte Hegler resigniert.

„. . . Bis unser eigenes Schiff leck wird," setzte Strong lächelnd hinzu.

Und mit kräftigem Händedruck schieden sie voneinander, wie ehrliche Ringer nach dem Zweikampf. —

Um Mittag stach die ‚Amphitrite' in See.

## XIII

UNWEIT des Pariser Ostbahnhofes, wo alltäglich Hunderttausende von Proletariern des Morgens in eiligem Strome durch zahllose Straßen von den hochgelegenen Arbeitervierteln zum Herzen der Weltstadt vordringen, um abends nach getaner Arbeit die nordöstlichen Hügel wieder zu erklimmen, liegt eine unscheinbare Gasse, die den sonderbaren Namen ‚Rue-de-la-Grange-aux-Belles' — ‚Scheune der Schönen' — führt.

Dort stand das von außen wie von innen gleich ärmlich aussehende Haus, von dem seit langen Jahren die stärksten revolutionären Mahnworte über die Welt ausgingen. Es war der Sitz, der ‚Confédération Générale du Travail', des allgemeinen französischen Arbeitsbundes. Von jeher war dieses Lokal wegen seiner jämmerlichen Ausstattung das Gespött nicht nur des Bürgertums, sondern auch der ausländischen Arbeiterschaft gewesen. Denn nie-

mand wollte glauben, daß eine Organisation, die nicht einmal ein so elendes Haus zu ihren Verwaltungszwecken etwas anständig herrichten konnte, wirklich über Machtmittel verfügte. Einige ganz gewöhnliche große Tische und eine Menge Stühle waren ungefähr die einzigen Möbel in diesem ‚Palaste der französischen Arbeit'. Nirgends ein Teppich, an den Wänden einige in schreienden Farben gedruckte revolutionäre Plakate, in den Ecken der meisten Zimmer große Stapel von Zeitungen und Broschüren. Genügte das wohl, um der Welt zu imponieren?

In Amerika hatte Hegler eine Beschreibung dieses weltberühmten Revolutionszentrums in den Bundesblättern aus taktischen Gründen niemals gestattet; denn der Vergleich mit seinem Palaste in Washington, der einer Bank oder einem Ministerium ähnelte, wäre allzu schlecht ausgefallen, und die Mitglieder des amerikanischen Bundes hätten entweder auf die lumpigen Franzosen verächtlich herabgeblickt, oder aber vielleicht gar fatalerweise festgestellt, daß man in andern Ländern, auch ohne dem Gewerkschaftsvorsitzenden fünfzehntausend Dollar Gehalt zu zahlen, das Proletariat zu organisieren vermochte. Auf den internationalen Kongressen hatten die spießbürgerlichen, nicht einmal sozialistischen Arbeiterbünde Englands und Deutschlands den Franzosen nur zu oft ihre pekuniäre Unfähigkeit vorgeworfen. Und von der Höhe ihrer dreiundvierzig Millionen Mark herab hatten die Deutschen ihnen fortwährend geraten, anstatt sich als Leiter der künftigen Revolution auszugeben, lieber einmal erst ordentlich Geld zu sammeln, die Mit-

glieder zu regelmäßiger Beitragszahlung und gehorsamer Beobachtung aller Anordnungen des Direktionskomitees anzuhalten und ihnen handgreifliche Vorteile im Lohnkampfe zu verschaffen.

„Eure Tätigkeit ist unfruchtbar!“ hatte ihnen Schmalkopf nach dem Durchfall des Amsterdamer Kongresses zugerufen. „Ihr habt keine Disziplin — ja ihr habt nicht einmal zahlende Mitglieder. Nicht ein Zwanzigstel der französischen Arbeiter steht auf euren Mitgliederlisten. Ihr habt keinen Pfennig auf Kontokorrenten. Folglich maßt ihr euch eine Macht und einen Einfluß an, der auf nichts beruht. Und wo sind die Vorteile, die ihr angeblich der arbeitenden Bevölkerung habt zuteil werden lassen?“

Und Cahors, den der Deutsche ironisch zum Mißerfolge seines Generalstreikantrages beglückwünscht hatte, war keines großen Beifalls gewürdigt worden, als er dem Vertreter des ‚Reformismus‘ darauf antwortete:

„Nein, wir haben keine Disziplin. Unsere Leute vernachlässigen ihre Beitragszahlungen, und es liegt ihnen nichts daran, auf unseren Listen zu stehen: ganz recht. Aber auf der ganzen Welt gibt es keine Organisation, vor der die herrschenden Klassen größere Angst hätten, als vor uns. Auf der ganzen Welt gibt es kein Land, in dem die Haltung des Arbeiterbundes größeren Einfluß auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ausübte, als bei uns. Auf der ganzen Welt ist kein Land, in dem man mit größerer Zuversicht auf eine gründliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung hoffen dürfte, als bei uns — obwohl wir kein

Geld, nur wenige regelmäßige Mitglieder und gar keine Disziplin haben. Aber wir wissen, daß die Disziplin von selbst kommt, und daß wir das Geld einfach nehmen, wenn es nötig sein wird. Der Franzose bezahlt seine Befreiung nicht mit Geld, sondern mit Blut!"

Phrasen, blinde Heftigkeit, Unordnung, Mangel an Ernst, Unaufrichtigkeit bei den Führern: das waren die bei fast allen ausländischen Organisationen landläufigen Vorwürfe, unter denen die französische Föderation längst hätte im Sumpfe der Lächerlichkeit ersticken müssen. Und doch wandten sich aller Augen jedesmal nach Paris, wenn eine internationale Erschütterung durch die Welt der Arbeit ging. Denn der französische Arbeitersyndikalismus reagierte unendlich heftiger auf alle sozialen Ereignisse, als irgendeine andere Gruppe des Proletariates. Und wenn er auch in seiner staatsfeindlichen Haltung und seinen natürlich stets erfolglosen revolutionären Gärungen nach der Ansicht der ruhigeren und politisch auch schwerer bedrückten Deutschen und Engländer jedesmal viel zu weit ging, so zeigte er doch wenigstens regelmäßig, was im Interesse des Proletariats im Grunde geschehen müßte, wenn es nur stark und tatkräftig genug wäre. Die Franzosen waren zugleich die Lehrer und die Versuchskaninchen des sozialen Umsturzes.

Als der große Ausstand und die Geldkrise in Neuyork ausgebrochen waren, schlossen die wenigen europäischen Arbeiterführer, die volkswirtschaftliche Bildung besaßen, sofort daraus, daß nun

in Europa Handel und Industrie lahm liegen, Tausende von Fabriken schließen, Hunderte von Banken zusammenbrechen, daß ganze Heere von Arbeitern und Angestellten brotlos, ganze Völker von arbeitsamen Bürgern dem schlimmsten Elend anheimfallen, ganze Länder den schrecklichsten wirtschaftlichen Katastrophen mit all ihren politischen Folgen rettungslos ausgesetzt sein würden. Und zur Besprechung dieser furchtbaren Lage und zur Vorbereitung einer internationalen Kampfbewegung gegen die Gewalthaber, die solches Unheil über die Welt brachten, lud die französische Arbeitsföderation die Sekretäre aller europäischen Gewerkschaften nach Paris ein.

Aber es vergingen Wochen, ehe die Bünde Englands und Deutschlands, von der drohenden Unzufriedenheit ihrer eigenen Mitglieder getrieben, sich zur Beschickung dieses offenbar umstürzlerischen Kongresses entschlossen. Und so kamen die Ereignisse den durch Fragen des Prinzips und der Taktik veruneinigten Arbeiterführern zuvor.

Alles, was Strong schon vor seiner plötzlichen Rückkehr nach Europa gemutmaßt; alles, was Cahors schon früher, in Amsterdam, der Tochter des Trustpräsidenten über die revolutionäre Tendenz einer solchen Weltkrise gesagt; alles, was die französischen Verbandshäupter sofort bei Ausbruch der Katastrophe vorausgesehen, ward inzwischen zur bitteren Wirklichkeit.

Von Land zu Land griff mit furchtbarer Geschwindigkeit das Elend um sich, wie eine Epidemie, der die Völker, ohne Unterschied des Ranges

und Standes, ebenso hilflos und ängstlich gegenüberstanden, wie etwa im Mittelalter dem geheimnisvollen ‚schwarzen Tode'. Nicht nur die Kapitalisten, der Handel, die Industrie, das Kleingewerbe, die Landwirtschaft schrien ratlos und wütend nach Staatshilfe. Auch das Proletariat, das unter der allgemeinen Arbeitslosigkeit am schlimmsten litt, machte die Regierungen, die nichts taten, den Staat, der dem Unheil ohnmächtig zusah, die ganze bestehende Gesellschaftsordnung, die einigen Millionären ungestraft die Macht ließ, dank geheimnisvollen Machenschaften ganze Völker durch Hunger zugrunde zu richten, für sein namenloses Unglück verantwortlich; und es geriet zuerst in Verzweiflung, dann aber, da es sich mit Recht an seiner Verelendung ganz unschuldig fühlte, in helle Wut.

Die großartigen gewerkschaftlichen Hilfsorganisationen, auf die der deutsche Arbeiterbund und die englischen Trade-Unions so stolz gewesen waren, brachen jämmerlich zusammen. Die mühsam aufgespeicherten, zu Dutzenden von Millionen angewachsenen Spargroschen der Arbeiter, die bei den Großbanken deponiert waren und nun gegen die Sorgen der Arbeitslosigkeit ins Treffen geführt werden sollten, konnten von den Banken nicht mehr ausgezahlt werden und gingen im Bankrott verloren. Und zugleich schmolz wie Butter in der Sonne das grenzenlose Vertrauen, das die Millionenheere der deutschen und englischen Gewerkschaftler bisher in ihre so vorsichtig, so ehrlich, so vernünftig geleiteten Organisationen und in ihre Führer gesetzt hatten . . .

Nun wuchs die Erbitterung auch bei den Besonnensten. Man wollte keinen Rat mehr hören, keine Warnungen beachten, sich nicht mehr in Geduld fassen. Und über die Köpfe der Führer hinweg, unabhängig von den Organisationen, aus bloßer verzweifelter Wut, begann das hungernde und enttäuschte Proletariat, sich gegen die bestehende Ordnung aufzulehnen.

Im Ruhrgebiet, wo die unverständigen reaktionären Fabrikherren bei den unvermeidlichen Arbeiterentlassungen die zwar nur eingewanderten, aber wohlmeinenden klerikalen Polen den eingesessenen, aber großenteils sozialdemokratischen Arbeitern vorgezogen hatten, kam es plötzlich zu wahren Pogromen gegen diese Fremden. Das Militär mußte einschreiten. Es gab Tote und Verwundete. Und der Eindruck dieser Gewaltszenen war im ganzen Reiche so tief, die Stimmung der Arbeitermassen gegen eine Regierung, die Hungernde erschoß, anstatt ihnen Brot zu verschaffen, wurde so bedrohlich, daß man in Berlin schon mit Schrecken an die Möglichkeit schwerer innerer Verwicklungen dachte . . .

In England verloren die Textil- und Metallarbeiter des Nordwestens ihre sprichwörtliche Kaltblütigkeit. Und eines Tages setzte sich ein furchtbares Jammerheer von achtzigtausend zerlumpten Gestalten von Manchester aus in Bewegung, um zu Fuß nach London zu marschieren und dort vorm Parlamentsgebäude nach Brot zu schreien . . .

In Schweden und in Spanien, wo die Strongschen Maßnahmen in der wichtigsten Industrie, dem





Eisen- und Kupferbergbau, die vollständige Arbeitssperre zur Folge gehabt hatten, wartete die erbitterte Arbeiterschaft nicht einmal auf die in Aussicht stehenden Beschlüsse der internationalen Organisation, sondern erklärte ohne weiteres auf eigene Faust den Generalstreik, der bei den ruhigen Nordländern als gänzlicher Stillstand alles Lebens und Verkehrs in die Erscheinung trat, bei den heißblütigen Südländern dagegen sofort in blutige Aufstände, ja, bald sogar zu einem wahren Bürgerkriege gegen die Mönchsorden ausartete, die das Land noch immer regierten . . .

Als schließlich die Gewerkschaftsdelegierten aller Länder nach Paris kamen, um sich bei der revolutionärsten, der französischen Gruppe Rat zu holen, war es also fast schon zu spät. Außerdem traten gleich bei Beginn der Verhandlungen die Verschiedenheiten der nationalen Temperamente und Auffassungen schlimmer denn je zutage, und die Disziplinlosigkeit, die Intrigensucht, die Unaufrichtigkeit vieler Vertreter der französischen Föderation verminderten noch die Aussicht auf Durchführung einer zielbewußten, energischen, internationalen Aktion.

Die eigennützige Ausschlachtung eines heuchlerischen ‚demokratischen Prinzips' hatte nämlich in der französischen Republik schon seit langen Jahren alle politische Tätigkeit zu einem schmutzigen Geschäfte gemacht. Und die Regierung glaubte nicht ohne Grund, daß auch die meisten Arbeiterführer viel weniger an das Volkswohl und die Revo-

lution dachten, als an ihre künftige politische Karriere mit ihren fetten Pfründen und den enormen Nebeneinnahmen aus Verschacherung politischen Einflusses.

Der französische Ministerpräsident, Herr Durseau, der selbst früher einer der heftigsten Vorkämpfer des revolutionären Syndikalismus gewesen, aber dann mit dem allmählichen Anwachsen seiner Einkünfte immer reaktionärer geworden war, beunruhigte sich denn auch kaum über die revolutionäre Verschwörung, die nun in Paris angezettelt werden sollte. Seine Spione unterrichteten ihn stündlich von den Vorgängen im Hause der Rue-de-la-Grange-aux-Belles, und mit Befriedigung stellte er fest, daß gerade unter den allerrevolutionärsten Schreihälsen peinlichste Verlegenheit herrschte.

Diese Herrschaften hatten seit Jahren, ohne zu arbeiten, sehr üppig von den Beiträgen der Syndikatsmitglieder gelebt, unter dem Vorwande, sie bereiteten die soziale Revolution vor. Man wußte, in welchen eleganten Restaurants sie ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten, und man hatte sogar einige von ihnen in der kostspieligen Gesellschaft leichtlebiger und hochtarifierter Damen photographiert. Verschiedentlich waren mehrere von ihnen gelegentlich zweckloser Massenkundgebungen verhaftet worden, und in ihren Taschen hatte man jedesmal ganze Bündel von Banknoten und sogar hohe Quittungen über recht undemokratische Luxusausgaben gefunden. Aber es war niemals gelungen, diese Leutchen lächerlich genug zu machen, um das felsenfeste Vertrauen, dessen sie sich, dank ihrer groß-

artigen Rede- und Schauspielkunst, bei den Arbeitern erfreuten, wirklich zu erschüttern. Denn jedesmal, wenn diese Gesellschaft von Nutznießern der proletarischen Bewegung ihr Prestige sinken fühlte, gab es einen Skandal, einen wütenden Streik, eine revolutionäre Straßenkundgebung, oder gar blutige Zusammenstöße mit der Polizei —, und solche Spektakelstücke genügten regelmäßig den Arbeitermassen als Beweis, daß ihre Führer ehrlich waren. . . .

Selbstverständlich gehörten nicht alle zu dieser Gruppe von Ausbeutern. Aber die wirklich Überzeugten, die ehrlichen Vorkämpfer der Revolution hatten einen um so schwereren Stand, als die anderen ihnen mit Vorliebe unehrliche Machenschaften vorwarfen, um von sich selbst allen Verdacht abzuwälzen. Cahors war natürlich ihre beste Zielscheibe. Er war Aristokrat und allzu elegant. Und überdies grenzte sein persönlicher Einfluß auf die revolutionären Pariser Arbeitermassen geradezu ans Wunderbare. Er war sowohl für die pseudorevolutionären Macher, wie auch für die herrschende Staatsordnung und ihre Vertreter der gefährlichste Gegner. Deshalb ließ der Ministerpräsident Durseau, der unter den obwaltenden Umständen im Grunde nur ihn fürchtete, ihn listig im Ausschusse selbst von seinen Spitzeln angreifen.

Wiederholt kam es in Gegenwart der Ausländer in den fast leeren Zimmern des Bundeshauses zu widerlichen Streitszenen innerhalb der französischen Gruppe. Cahors hatte einen internationalen Aktionsplan ausgearbeitet, und darin die allgemeinen Grund-

sätze festgelegt, nach denen bei dem bevorstehenden internationalen Ausstande zu verfahren sei. Die Profitmacher, die natürlich nichts riskieren wollten, und denen im Grunde das Elend des Proletariats sehr wenig am Herzen lag, bekämpften ihn, nicht etwa sachlich, sondern mit persönlichen Anzapfungen. Und ihre Verdächtigungen fanden bei den Ausländern um so leichter Gehör, als der dumme, leidenschaftliche Russe Polowenko ihnen beistimmte.

Dieser haßte seit dem Amsterdamer Kongreß seinen Freund ebenso gründlich, wie er ihn vorher verehrt hatte. Zwar glaubte er, dieser Umschwung seiner Gefühle erkläre sich aus Cahors' sonderbarer Haltung auf dem Kongreß, aus dem plötzlichen Aufgeben seines revolutionären Antrages unter dem Einflusse der Amerikanerin. Aber in Wirklichkeit lief auch ein gut Teil Neid mit unter. Polowenko hatte es nie verdauen können, daß am Kongreßmorgen vor seinen Augen die schöne Amerikanerin fluchtartig aus Cahors' Hotelzimmer entwichen war. Ein solches ‚Verhältnis' war durchaus undemokratisch, skandalös, ein wahrer Hohn auf das Proletariat, ein wahrer Verrat! Denn offenbar profitierte Cahors bei dieser Gelegenheit doch bloß von der albernen Vorliebe amerikanischer Parvenüs für europäische Aristokraten; er, Polowenko, ehemaliger Hafenarbeiter in Nishnij Nowgorod, politischer Zuchthäusler, hätte wahrscheinlich trotz allen revolutionären Ruhmes bei dem Frauenzimmer nichts ausrichten können! Folglich war Cahors, der auf ihn und die anderen Russen mit einer gewissen leutseligen, fast mitleidigen

Freundlichkeit herabblickte, ein im höchsten Grade verdächtiges Subjekt!

Eines Abends, als Cahors gerade alle Genossen eindringlich zur Einigkeit ermahnt, und sie beschworen hatte, zugunsten der großen Sache auf ihre taktischen Meinungsverschiedenheiten zu verzichten, brachte Polowenko mit der ihm eigenen Grobheit den neuesten ‚Verrat' Cahors' zur Sprache. Mit Hilfe einiger besonders spioniererisch veranlagten Landesgenossen hatte er nämlich herausgebracht, daß Cahors am Tage der Börsenpanik ganz ungeniert am hellen lichten Nachmittage aus dem Strongschen Palast auf den Champs-Elysées gekommen und im Automobil davongefahren war. Und dabei wußte alle Welt, daß gegenwärtig nur die Tochter des Trustpräsidenten das Palais bewohnte! — Die Nachricht wurde mit schallendem Gelächter begrüßt.

„Ich brauche wohl nur noch hinzuzufügen," sagte Polowenko, stolz auf seine Entdeckung, „daß Cahors am selben Abend, also offenbar auf Anordnung der Blutsaugerbande, mit seinem Plane einer internationalen Erhebung herausgerückt ist . . ."

Cahors wies diese alberne Verdächtigung kaltblütig zurück, und man sah auch ohne weiteres das Haltlose der lächerlichen Anklage ein. Aber alle, die nicht mit ihm einverstanden waren, alle, die vor wirklich großzügigen Unternehmungen Angst hatten, alle, die ihre einträglichen und bequemen Stellungen in der französischen Föderation nicht durch gefährliche, staatsfeindliche Maßnahmen aufs Spiel setzen wollten, nahmen trotzdem gerne

die Gelegenheit wahr, dem Haupte der extremrevolutionären Gruppe etwas am Zeuge zu flicken.

Denn Cahors wollte weder von ruhigen Protesten, noch auch von zwecklosem Blutvergießen in aussichtslosen Aufstandsversuchen etwas wissen.

Zur großen Enttäuschung Oxenströms und der anderen skandinavischen Delegierten tadelte er den Ausbruch und die ‚besonnene' Methode des schwedischen Generalstreiks auf das schärfste, und behauptete, dieser vielgerühmte ‚Krieg der verschränkten Arme' würde elend im Sande verlaufen, wenn nicht andere Länder inzwischen energischere Taktik befolgten. Das Verbot des Schnaps-, Wein- und Biertrinkens, das den wesentlichen Charakterzug dieser ‚revolutionären' Bewegung auszumachen schien, zog er mit ironischen Bemerkungen ins Lächerliche und wies darauf hin, daß ebenso, wie nur besoffene Kosaken die russische Revolution hätten niederzwingen können, wahrscheinlich auch nur angeheiterte Revolutionäre, besonders bei leerem Magen, die nötige Begeisterung zum sozialen Kriege sich würden anzüchten können. Und dem Vorwurf des Zynismus, den Oxenström ihm daraufhin machte, trat er mit der Erklärung gegenüber, daß nach seiner Ansicht Moral in Machtkämpfen nichts zu suchen hätte . . .

Aber auch seine spanischen Freunde überschüttete er schonungslos mit sarkastischen Bemerkungen und warf ihnen vor, sie hätten mit ihrem schlecht organisierten Aufstande, der sich nur gegen die Mönche, Klöster und Kirchen richtete, die soziale Revolution überhaupt ganz ver-

gessen, und ständen mit diesem Religionskriege noch im dunkelsten Mittelalter . . .

„Ja, allerdings! Nur Gewalt siegt!“ rief er den enttäuschten Schweden und Spaniern zu. „Aber nicht so, wie ihr sie anwendet. Nicht durch seine materiellen Folgen, nicht durch bloße Arbeitsniederlegung, und auch nicht durch blutige Schlägereien mit der Polizei kann der Generalstreik siegen, sondern nur durch seinen entmutigenden Eindruck auf den Feind. Denn wenn nichts mehr produziert wird, werden die Reichen immer noch länger ihren Lebensunterhalt finden als Proletarier. Aber wenn wir aus Hunger plündern, wenn die Gewalthaber sehen, daß wir vor nichts zurückschrecken, wenn sie merken, daß alles drunter und drüber geht, wenn jeder unserer Gegner persönlich für sich zu fürchten beginnt: dann ist die Demoralisierung weit genug vorgeschritten, daß wir, auch ohne alles gewaltsam umzustürzen, Bedingungen stellen können, die ihr in Schweden mit euren verschränkten Armen, und ihr in Spanien mit euren brennenden Kirchen und Klöstern nie werdet durchsetzen können. Ihr hättet warten sollen. Denn wenn wir jetzt nicht in anderen Ländern diesen Demoralisierungsfeldzug durchführen, und der panische Schrecken nicht auf eure Länder hinübergreift, dann seid ihr auf lange Jahre verloren!“

Aber solche Wahrheiten waren nicht angenehm zu hören. Die Schweden verlangten Geld, und die Spanier wußten nicht aus noch ein. Niemand hätte sagen können, was eigentlich geschehen sollte. Die Deutschen und Engländer meinten, man müßte viel-

leicht die Schweden nachahmen; die Italiener waren für die spanische Methode. Die meisten Franzosen schienen überzeugt, daß weder die eine, noch die andere Taktik zu irgendwelchen handgreiflichen Ergebnissen führen könnte. Nur in einem Punkte waren alle einig: es mußte etwas geschehen, sei es auch nur, um nicht die Millionen Proletarier bitter zu enttäuschen und die ganze revolutionäre Bewegung auf lange Zeit hinaus in Mißkredit zu bringen . . .

So verlor man fast vierzehn Tage mit Redereien; und man beschloß nichts. Ja sogar die bloße Veröffentlichung eines Manifestes an das internationale Proletariat erwies sich als unmöglich, da man sich über den Sinn eines solchen Aufrufes nicht einig werden konnte. Cahors drohte mit seinem Austritt. Aber als er merkte, daß viele ihn nur zu gerne hätten gehen sehen, wandte er wieder alle seine Beredsamkeit auf, um wenigstens zu verhindern, daß die ganze Konferenz im Sande verliefe, und die gefürchteten Organisatoren der Revolution vollends zum Gespött der Welt würden.

Seine Stimmung ward von Tag zu Tag düsterer. Seine Hoffnungsfreudigkeit schwand.

Schließlich kam aus Stockholm die Nachricht, der ‚besonnene Generalstreik‘ könnte nicht lange mehr fortgeführt werden, und zugleich hörte man aus Spanien, daß inquisitorische Strenge, Massenerschießungen und Tortur die planlos aufgeflackerten Strohfeuer der proletarischen Erhebung allmählich auszulöschen drohten, ehe auch nur der Pariser Ausschuß irgendein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Als sogar diese drohende Aussicht einer vollständigen Niederlage der Arbeiterschaft den Delegierten keine Energie mehr einzuflößen vermochte, begann Cahors ehrlich an sich selbst zu zweifeln. Das schäbige Haus in der Rue-de-la-Grange-aux-Belles erschien ihm schon fast als ein Symbol nicht nur des materiellen, sondern auch des moralischen Elends des europäischen Proletariats. Und er fühlte immer verzweifelter, daß es fast unmöglich wäre, ein so kümmerliches, innerlich entzweites Heer zum Siege zu führen.

Immer deutlicher sah er, daß dem Proletariat das wesentliche Mittel zur Macht fehlte: der Wille; daß es nicht wollte, sondern nur von den Ereignissen willenlos geschoben wurde. . . .

Trotz aller Pflichttreue und aller Hingabe an seine soziale Aufgabe hatte Cahors schon seit Ausbruch der amerikanischen Katastrophe gefühlt, wie sich auf seine frohe Energie allmählich eine bittere Schwermut lagerte, die nichts mit seiner tiefen Enttäuschung über den Wankelmut und die Zersplitterung der proletarischen Organisationen zu tun hatte. Der Mensch ist nun einmal nicht bloß soziales Wesen, sondern auch Individuum. Und Cahors' individuelle Leidenschaften gingen mit seinen sozialen schlechterdings nicht mehr zusammen.

Das unverhoffte Wiedersehen mit Nixola am Abend der Neuyorker Katastrophe, ihr überlegener Stolz, ihre Kälte, die seine freudige Siegesgewißheit so jämmerlich abgekühlt, und sein harter, beinahe beleidigender Abschied, zu dem er sich hatte zwin-

gen müssen, um seine tiefe Enttäuschung zu verbergen: von all diesen schlimmen Erinnerungen konnte er sich nicht losmachen. Das Bewußtsein, daß sich gerade seitdem seine unsinnige Leidenschaft für das unbezwingbare Mädchen sogar noch gesteigert, versetzte seine sonst so starken Nerven in einen Zustand höchst unangenehmer Überreizung. Und sein Unmut vergrößerte sich noch, als er die Nachricht von Strongs unvermuteter Ankunft in Paris erhielt, und nun der Kampf gegen die Pfeiler der bestehenden Gesellschaft, der Kampf, den er leitete, immer mehr zu einem persönlichen Kampfe gegen den amerikanischen Geldpotentaten werden mußte. Doch wollte er sich natürlich nicht eingestehen, daß dadurch zwischen seinen innersten persönlichen Wünschen und seiner bis jetzt so leidenschaftlich und so rechtschaffen verfolgten Aufgabe ein peinlicher Konflikt entstand. Und wenn er auf den nun fast täglich stattfindenden Arbeitermeetings besonders heftig, ungerecht, beleidigend, wissentlich grundlos — der Zweck heiligte ja die Mittel — über Strong persönlich herzog, und ihn dabei manchmal ein leises Gefühl wie von Ekel oder Scham oder grenzenloser Ungeschicklichkeit beschlich, dann sagte er sich starrköpfig: Nun erst recht! Und dann riß er mit einer gewissen Wollust den Vater und alles, was er tat, herunter, um der Tochter zu zeigen, daß sie ihm ganz einerlei sei...

Doch ertappte er sich nur allzuoft bei der Lektüre der Personalnachrichten in der Pariser Ausgabe des New York Herald, in der täglich das Tun und Lassen der in Paris anwesenden reichen Amerikaner und

nicht zuletzt die Toiletten ihrer Frauen und Töchter beschrieben wurden. Und eines Abends, als zum Zweck der Errichtung eines Richard-Wagner-Denkmals in der Großen Oper eine Galavorstellung stattfand, entdeckte er plötzlich eine derartige Begeisterung für die Götterdämmerung bei sich, daß er nicht zögerte, einen Parkettsitz mit fünfzig Franken zu bezahlen. Herr und Fräulein Strong hatten nämlich für eine Proszeniumsloge fünftausend gespendet. Und Nixola gab sich an diesem Abend in ihrer tief dekolletierten, nilgrünen Musselintoilette und mit ihren berühmten Perlenketten so unverfroren zur Zielscheibe von zweitausend frechen Operngläsern her, daß er es geradezu als persönliche Beleidigung empfand; sie schien ihn übrigens nicht einmal zu bemerken . . . Und am nächsten Tage spie er auf der Erdarbeiterversammlung im Tivoli-Vauxhall nur noch grimmiger Gift und Galle gegen die Prasser, die mit dem Blut und dem Schweiße der Proletarier Perlenketten für Millionen kauften und diese auf den üppigen nackten Schultern ihrer Frauen oder Töchter in hellerleuchteten Festsälen zum Hohn auf die immer schlimmer darbende Arbeiterbevölkerung unverschämt zur Schau stellten... Ob sie wohl die Berichte über seine Reden in den Zeitungen las? . . . Hoffentlich! . . .

Der Gedanke, daß er sich vielleicht damit wirklich alles verscherzen und besonders Strong selbst gegen sich aufbringen könnte, verbitterte ihn nur noch mehr. Den naiven Massen predigte er jetzt fast täglich unter donnerndem Beifalle das Evangelium des nahen Zusammenbruchs der korrupten Ver-

brecherbande, die das Volk mit Absicht ums Brot brachte, es aushungerte, um ihm dann natürlich Sklavenbedingungen zu stellen. — Er fuhr zu den Bergarbeitern nahe der belgischen Grenze, denen das Kohlensyndikat eine zwanzigprozentige Lohnverminderung oder aber die allgemeine Aussperrung ankündigte; zu den Wollwebern, die wegen ihrer schlechten Organisation ganz wehrlos waren und sich einfach zu Tausenden auf die Straße setzen lassen mußten; er hetzte im Metallarbeiterbunde, den durch Produktionsbeschränkung sprengen zu wollen, der Eisenring offen erklärt hatte; er bearbeitete mit Erbitterung die mächtigsten, aber auch vorsichtigsten proletarischen Bünde, denen überhaupt nicht mit wirtschaftlichen, sondern nur mit politischen, ideellen Argumenten beizukommen war, den Bund der Eisenbahnarbeiter, den Postbeamtenverband und das Syndikat der Volksschullehrer... Und vor allem betrieb er eifriger denn je, durch Vermittlung seiner gerade unter der Fahne stehenden Anhänger, seine ureigenste und wichtigste Arbeit, die weitverzweigte antimilitaristische Propaganda, die den Soldatenstreik bei Anlaß innerer Verwicklungen zum Zweck hatte . . .

Durch seine Schuld befand sich die Regierung bald in der unerquicklichsten Lage. Immer lauter wurde in der kapitalistischen Presse seine Verhaftung gefordert. Aber der Ministerpräsident Durseau ließ sich zu einer so gefährlichen Maßnahme nicht bestimmen, denn er fürchtete, falls die Regierung sich an Cahors vergriffe, in Paris einen politischen Streik der gefährlichsten Arbeitergruppen

auszulösen, nämlich der Erd- und Bauarbeiter, und des Bundes der Beleuchtungsindustrien. Und was entstehen würde, wenn diese sich in ihrer Wut an Privat- oder Staatseigentum vergriffen, und wenn dann zur Aufrechterhaltung der Ordnung ans Militär appelliert werden müßte, das wagte er gar nicht auszudenken. Er sah keinen anderen Ausweg als beschwichtigen, scheinbar nachgeben und wieder beschwichtigen.

Zur Entrüstung der nach Gewaltmitteln schreienden Großbürgerwelt hatte er sich dazu hergegeben, persönlich ins Kohlenrevier zu fahren und dort an die versammelten Bergarbeiter, die unter Cahors' Einfluß, um gegen die Produktionsbeschränkung zu protestieren, sämtlich die Arbeit niedergelegt hatten, Beruhigungsreden zu richten und ihnen zu versprechen, daß im ganzen Gebiet nicht ein einziger Soldat erscheinen würde, solange die Streiker nicht das Material der Bergwerke zerstörten. Dann war es aber aus nicht aufgeklärten Gründen gerade vor dem Direktionshause einer Zeche zu einer Schlägerei gekommen; eine in die Flucht geschlagene Gruppe von Arbeitern, die wahrscheinlich für Streikbrecher gehalten wurden, war gegen das Haus gedrängt worden, und die dort eingeschlossenen Angestellten und höheren Beamten hatten an einen Angriff geglaubt und in ihrer unüberlegten Angst ein paar Schüsse aus den Fenstern abgegeben, worauf aus Rache auf dem Zechenhof alles kurz und klein geschlagen, die Pumpen und Maschinen zerbrochen, kurz das ganze Werk vielleicht auf immer ertragsunfähig gemacht wurde. So war es denn doch unum-

gänglich geworden, Truppen in den Bezirk zu entsenden.

Um Zusammenstöße zu vermeiden, hatte Durseau sofort anderthalb Armeekorps auf die Beine gebracht, da er glaubte, wenn überall massenhaft Soldaten erschienen, würde sich niemand an ihnen vergreifen. Und wirklich verschlimmerte sich die Sachlage einige Tage lang durchaus nicht.

Dann aber ging es einen Abends durch das ganze Land und über ganz Europa wie ein schreckhaftes Zucken. Man hatte reglementsmäßig an die Soldaten scharfe Patronen verteilen wollen, und man erfuhr, daß zwei ganze Regimenter sich einfach geweigert hatten, sie anzunehmen. Im ersten Aufwallen seines Zornes, und ehe man in Paris diesem furchtbaren Ereignis gegenüber zu einem Entschluß gekommen war, hatte der kommandierende General die Meuterer in einem strengen Tagesbefehl mit den schwersten Strafen bedroht und die Rücksendung dieser Truppen in ihre Garnisonen angeordnet.

Zum Gaudium der Arbeiter wurden nun drei andere Regimenter mit der heiklen Aufgabe betraut, die Meuterer in Kompagniegruppen abzuführen. Aber zum Schrecken der Offiziere, der Regierung und des ganzen Landes erwiesen sich diese übereilten Anordnungen als schlechterdings unausführbar. Vergebens schimpften und drohten die Offiziere: sie bekamen überall zur Antwort, der Militärdienst sollte das Volk zur Verteidigung des Vaterlandes vorbereiten, aber nicht zum Bürgerkriege; sie seien französische Soldaten, aber nicht Henkersknechte der reichen Gesellschaften; sie seien hergeschickt, um

durch ihre bloße Anwesenheit Ruhestörungen zu verhindern, aber nicht, um auf ihre eigenen Brüder oder Väter zu schießen; die Verteilung scharfer Patronen sei unpatriotisch, undemokratisch und unmoralisch; deshalb nähmen sie weder die Patronen, noch verließen sie den Bezirk, da ihr Abzug das Signal zu Zusammenstößen geben würde; wenn man sie los sein wollte, nun — so möge man es mit Gewalt versuchen . . .

Aber durfte man die Disziplin, das ganze Prinzip des Heerwesens, ungestraft so ungeheuerlich umstoßen lassen? So konnte es entschieden nicht weitergehen! Es mußte etwas geschehen.

Die auf Ferienreisen begriffenen Minister wurden deshalb telegraphisch zurückbeordert, und ein zwölfstündiger Ministerrat beschloß nach stürmischen Diskussionen, die ‚Autorität der Staatsgewalt voll und ganz aufrecht zu erhalten'. Jetzt erschienen die Herren Minister vor dem Volke mit der Aureole einer Riesenenergie umleuchtet. Doch ihre Rettungsaktion beschränkte sich auf Befehle an den kommandierenden General des ersten Armeekorps in den Nordprovinzen, denen zufolge die Meuterer im Kohlenrevier mit allen Mitteln ‚auf den Weg der Disziplin' zurückzuführen seien . . .

Aber die hohen Herren, die mit Zahlen und Gesetzen rechneten und darüber die menschlichen Seelen vergaßen, kamen schon zu spät.

Den Truppen war zunächst auf höhere Anordnung aus Paris bei den schwersten Strafen verboten worden, unter welchen Umständen auch immer, von den Waffen Gebrauch zu machen. Aber diese durch-

aus vernünftige, ja sogar notwendige Verordnung wurde bald bei der primitiven Seelenverfassung der Arbeitermassen geradezu eine Provokation zu Gewalttätigkeiten. Die Soldaten wehrten sich nicht: folglich brauchte man sich ihnen gegenüber nicht zu genieren!

Als vor einer Zechenkantine eine patrouillierende Dragonerschwadron ein Rudel von etwa zwanzig vollständig besoffenen Arbeitern zu deren eigenem Besten brüderlich zum Posten abführen wollte, damit sie dort ihren Rausch, ohne allzu schlimme Dummheiten zu begehen, ausschlafen könnten, flogen enorme Pflastersteine gegen die Soldaten, wobei ein Offizier so unglücklich an der Schläfe getroffen wurde, daß er zusammenbrach und schon nach wenigen Minuten verschied.

Nun kannte die Wut der Soldaten, denen man befohlen hatte, ohne sich zu wehren, sich von Trunkenbolden und Schnapphähnen morden zu lassen, keine Grenzen mehr. Auch bei ihnen ging, wie bei den Meuterern, die Disziplin zum Teufel. In berechtigter Selbstverteidigung drang die Dragonerpatrouille gegen die steinwerfenden Arbeiter vor und hieb mit den Säbeln auf sie ein. Ein paar Raufbolde blieben mit gespaltenem Schädel oder zerbrochenen Gliedmaßen am Boden liegen. Die anderen flohen, fast instinktiv, eine halbe Stunde weit querfeldein zu der Zeche, wo eines der meuternden Regimenter lag. Auf dem Wege dorthin schwoll ihre Gruppe allmählich gewaltig an. Die Nachricht von dem ‚Prätorianerattentat‘ verbreitete sich mit Windeseile. Das Regiment, das sich ge-

weigert hatte, die scharfen Patronen anzunehmen, geriet in furchtbare Aufregung und griff ohne weiteres zu den Waffen, als die verfolgenden Dragoner heransprengten.

„Hinter uns! Hinter uns!“ schrien die Meuterer den massenhaft heranströmenden Arbeitern zu. Und mit ihren nicht geladenen Gewehren, ohne auch nur das Bajonett aufzupflanzen, bildeten sie eine undurchdringliche Mauer, vor der die Kavallerie, geradezu starr vor Schrecken, haltmachte.

Ein paar Sekunden herrschte tiefe Stille. Jeder fühlte, daß hier etwas Unglaubliches, Furchtbares, noch nie Dagewesenes vor sich ging.

„Holt euch Instruktionen!“ schrie man dann aus den Reihen der Meuterer den Dragonern zu.

Und vor der entsetzlichen Aussicht, ihre Waffenbrüder angreifen zu müssen, flohen die Reiter plötzlich in wildem Galopp davon.

Doch mit unheimlicher Geschwindigkeit lief die Schreckensnachricht von dem Tode des Offiziers und dem Zusammenstoß mit den Meuterern durch das ganze Gebiet. Und die wilde Flucht der Dragoner gab nicht nur den Arbeitern überall größere Sicherheit in ihren provokatorischen Kundgebungen, sondern bestärkte auch alle meuternden Truppen in ihrem Entschlusse, auf keinen Fall die Pflicht gegen ihre Volksgenossen hinter die Pflicht gegen ihre Vorgesetzten zurücktreten zu lassen.

Zur selben Zeit hatte der General aus Paris den ominösen Befehl erhalten, den Widerstand zu brechen! Wie hätte er dies, ohne furchtbare Zwischenfälle hervorzurufen, besser bewerkstelligen

können, als mit dem Versuch, die Mörder des getöteten Offiziers zu verhaften? Die Meuterer ergriffen doch sicherlich nicht gegen ihre Waffenbrüder für diese Halunken Partei? Und so schickte er denn das ganze Dragonerregiment und ein Infanteriebataillon zu der Zeche, und begab sich persönlich an Ort und Stelle.

Aber sobald seine Kavallerie auf Sehweite herangenaht war, verschwanden plötzlich sämtliche Arbeiter, die eben noch die kurze, zum Zechenhof führende Straße gefüllt hatten, hinter einem Karree von meuternden Truppen. Der General ritt heran und setzte ihnen die Notwendigkeit auseinander, die Mörder des Offiziers zu verhaften. Man hörte ihn ruhig an, und rührte sich nicht. Eine Weile hielt der Chef stumm vor der düsteren Mauer von Soldaten, die ihn vor wenigen Tagen noch als populärsten Heerführer Frankreichs bejubelt hatten. Sein verzweifelter Blick glitt über die von Trotz und Angst durchwühlten Gesichter. Er fühlte es: es wurde ihnen ebenso schwer wie ihm. Aber wo war der Ausweg?

Wieder versuchte er zu sprechen. Er kannte seine persönliche Autorität. Hundertmal hatte er empfunden, daß seine Leute absolutes Vertrauen in ihn setzten. Und er redete freundlich, fast väterlich, mit vor Aufregung heiserer Stimme. Man verstand ihn kaum; doch jeder fühlte, daß durch die Energie seiner Worte die tiefste innere Not zitterte.

Unbeweglich und stumm hörte man gebeugten Hauptes zu. Drüben klirrten die Säbel der Dragoner, und ihre Pferde scharrten ungeduldig. Der

Herbstabend war kühl, windig und grau. Dunkle Wolkenhaufen zogen tief und eilig über die düsteren Halden. Und von Zeit zu Zeit fiel ein schwefelgelber, schräger Sonnenstrahl durch die Wolkenrisse und ließ die schmutzigen Mauern der Bergwerksgebäude unheimlich aufleuchten.

In der Menge hatte der General einen Unteroffizier erkannt und wandte sich nun persönlich an ihn. Totenblaß stand der junge Mann da, ballte vor stummer Erregung die Fäuste und machte Kaubewegungen, indem er die Zähne wütend zusammenbiß . . .

Inzwischen hatten sich hinter der meuternden Truppe Hunderte von Arbeitern erwartungsvoll herangedrängt. Ihre von ewig gleicher, stumpfsinniger Arbeit zerrütteten Seelen verstanden nicht den entsetzlichen stillen Kampf, der hier ausgefochten wurde.

Plötzlich zuckte der General zusammen, tiefe Bewegung ging durch die gedrängten Reihen der Meuterer, und drüben griff man fester um die Waffen. Denn durch die weite Ebene tönte, wie das Heulen ferner Wolfsherden in südrussischer Steppe, die wohlbekannte Weise, die in furchtbarem Zusammenschluß zugleich die Hoffnungslosigkeit, den Glauben und die finstere Wut der Enterbten zum Ausdruck bringt:

„Auf! — Ihr Verfluchten der Erde! —
Auf! — Ihr Sklaven der Not! — . . .“

Und nach der ersten Strophe sofort jene andere, sonst fast nie gesungene, die den Bürgerkrieg verdammt, und die hier, wo der Führer befehlen mußte, nicht nur auf sein eigenes Volk, sondern auf seine eigenen Truppen zu schießen, eine furchtbare Bedeutung gewann.

„Und unsre ersten Kugeln
Sind für unsren General . . .“
heulte es über die Truppen hin. Heftig wandte der General sein Pferd und ritt im Schritt zu seinen Dragonern zurück. Und jetzt, da die Würfel gefallen, stimmten die meuternden Truppen mit Wucht in den fast sinnlosen, aber, hier von tausend Kehlen mächtig gesungen, unsagbar ergreifenden Refrain ein:

„C'est la lutte finale!
Groupons-nous! Et demain
L'Internationale
Sera le Genre Humain! . . .“

Noch zitterten die letzten Töne verklingend in der Luft, da erschallten ein paar kurze Befehle, und die Dragoner ritten in dichten Reihen heran. Ihre Säbel steckten in der Scheide und ihre Karabiner hingen an der Satteltasche. Durch die bloße Kraft ihrer Pferde sollten sie die Mauer der Meuternden sprengen. Noch immer standen die Gegner bewegungslos da und wichen nicht. Aber als jetzt die Schwadron in gestrecktem Galopp auf sie losgestürmt kam, erhoben sich plötzlich Hunderte von Gewehren, und schwere Kolbenhiebe hagelten auf Pferde und Reiter nieder. Einige zwanzig Dragoner flogen zu Boden. Die wildgewordenen Tiere bäumten sich auf, drängten zurück und brachten die Reihen in Unordnung. Dragoner, Meuterer, Arbeiter brüllten sinnlos durcheinander. Und durch das Getümmel erscholl nach wenigen Sekunden das Trompetensignal: „Rückwärts sammeln!“

Der General besprach sich hastig mit seinen Stabsoffizieren. Die Dragoner zogen sich zurück und die Meuterer sahen sich Infanterie mit aufgepflanz-

tem Seitengewehr gegenüber. Eine Ordonnanz raste heran. Der General las den Bericht und faßte sich an die Stirn, als ob er fürchtete, wahnsinnig zu werden. Ein weiteres Regiment hatte durch eine Delegation seinem Obersten kurzerhand erklärt, es würde sich nie gegen die ungehorsamen Waffenbrüder schicken lassen. Und dieses Regiment war mit scharfen Patronen ausgerüstet!

Furchtbare Wut ergriff den General. Nicht nur seine Laufbahn stand auf dem Spiele, sondern auch seine Ehre, und mit ihr die ganz Frankreichs! Er war beauftragt, zu beweisen, daß der französische Staat noch bestand! Er trug die Verantwortung für den Zerfall des Heeres! Sollte sein Name, wie der Bazaines, gleichbedeutend werden mit Niederlage, Verrat, Kapitulation? Totenblaß gab er seinem Adjutanten neue Befehle.

Der Offizier ritt allein vor und forderte, wie das Reglement es vorschrieb, dreimal mit lauter Stimme die Meuterer auf, auseinanderzugehen, widrigenfalls sie mit den Waffen auseinandergetrieben würden. Aber niemand rührte sich. Vor der Arbeitermenge standen ihre Verteidiger ruhig da.

„Schießt, wenn ihr es wagt!“ ertönte es plötzlich aus ihren Reihen.

Die Arbeitermenge stob auseinander. Aber die Meuterer blieben. Infanterie rückte vor. Die Gewehrschlünde starrten auf die Wehrlosen. Und keiner wich. Da ertönte es kurz:

„Feuer!“

Die Salve brach los. Dann Totenstille. Und plötzlich dröhnte ein lang anhaltendes, wüstes Freuden-

geheul bei den Meuterern, die in unwiderstehlichem Ansturm auf ihre Waffenbrüder losrannten. Keiner war gefallen. — Man hatte in die Luft geschossen!...

Schon drang man in die Reihen der Kameraden. Man umarmte sich, man lachte und weinte durcheinander. Nein! nur das nicht! Kein offenbares Überlaufen! In Verzweiflung verzerrten sich die Züge des Generals und mit kurzen, heftigen Gebärden gab er weitere Befehle. Schrille Signalpfiffe ertönten. Aber was konnte denn jetzt noch helfen! Unwiderstehlich, wie in alter Zeit das Gift des schwarzen Todes, griff mit rasender Eile die Ansteckung der Meuterei um sich. Wie eine von unbegreiflicher Macht getriebene Flut rollten die Wogen des Aufstandes über die Massen. Das Volksheer war mehr Volk als Heer . . .

Offiziere mußten ihre Leute geradezu von den Meuterern losreißen, um sie zur Befolgung des Rückzugsbefehles zu bewegen. Und schließlich gab es wenigstens keine Überläufer. Man wußte ja, daß man für das schlechte Schießen nicht mehr bestraft werden konnte . . .

Und während der General davonritt, tief auf den Hals des Pferdes gebeugt, als ob er vor Scham sein Gesicht verbergen wollte, stimmten die Meuterer und die Arbeiter und die abziehenden Truppen — nicht etwa wieder die ‚Internationale' — sondern die ‚Marseillaise' an, zum Zeichen, daß wieder einmal Frankreich der ganzen Welt eine Lektion erteilt, und jeder stolz sein durfte, Franzose zu sein . . .

Am folgenden Morgen wurden auf Anordnung aus Paris allen Truppen im Kohlenrevier die schar-





fen Patronen wieder abgenommen. Es half nichts, daß die Bourgeoispresse wütend protestierte und über den Zusammenbruch Frankreichs jammerte. Das Volk hatte die Macht, das Volk war das Heer, gegen das Volk war nichts zu machen: denn die Zeit der Staatsstreiche war vorüber, und hätte man Soldaten für eine Diktatur gefunden, so wäre es zum Bürgerkrieg gekommen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte.

Die Regierung fühlte sich außerstande, die Verantwortung für diesen furchtbaren Umschwung weiter zu tragen. Ihre Gegner waren verstummt, da niemand unter solchen Umständen die Geschäftsführung hätte übernehmen wollen. Durseau berief sofort das Parlament ein, und ließ bekannt machen, er würde bei der ersten Kammersitzung seine Demission geben, wofern das Parlament ihm nicht nach namentlicher Abstimmung genaue Instruktionen erteilte. Und der Arbeiterbund tat so, als ob er das alles gewollt hätte! . . .

## XIV

DIE KAPITULATION der französischen Staatsregierung vor den revolutionären Regimentern machte in allen Ländern den tiefsten Eindruck. Überall fürchtete man, daß dieses unerhörte Ereignis dem Proletariat und den Soldaten als Beispiel vor Augen schweben würde. Denn überall war ja die wirtschaftliche Lage zum mindesten ebenso gefährlich wie in den französischen Industriebezirken.

Bloß die deutsche Agrarier- und Kapitalistenpresse schlug Töne echten Pharisäerstolzes an, rühmte deutsche Treue und deutsches Pflichtgefühl über den grünen Klee und versicherte der ganzen Welt, daß so etwas in Deutschland denn doch nicht möglich wäre. Die Schlappheit der französischen Offiziere und die Schwäche der Regierung wurden das Lieblingsthema der nationalgesinnten Kannegießer, und man konstatierte mit Befriedigung, daß die deutsche Kultur denn doch himmelhoch über der lateinischen stehe: Frankreich war reif, aufgefressen zu werden, und ‚da es ja nun keine Armee mehr hatte', war natürlich nichts leichter als das. In Deutschland hätte man doch einfach die unbotmäßigen Truppen zusammenschießen lassen, und wirkliche Kulturmenschen, Ehrenmänner, hätten im Namen der historischen Mission ihres Volkes keine Sekunde gezögert, den schwankenden Thron und Altar mit ein paar tausend Arbeiter- und Rekrutenleichen neu zu fundamentieren! In gewissen Berliner Kreisen herrschte bei den Nachrichten aus Paris eine Art Sedantagstimmung.

Aber von Patriotismus allein konnte man denn doch nicht satt werden. Fürst Klarenberg und die ganze Gruppe der Eisen-, Kohlen- und Bankkartelle sahen die Dinge in Frankreich mit ganz anderen Augen an. Denn sie standen jetzt tatsächlich vor dem vollständigen Zusammenbruch. Der Finanzboykott von seiten Frankreichs, Englands und Amerikas war mit geradezu unglaublicher Präzision durchgeführt, und nichts deutete darauf hin, daß er demnächst beendet würde. Die Privatindustrie lag in allen

auf Massenproduktion angewiesenen Branchen vollständig danieder. Trotz aller großsprecherischen Phrasen von der Ruhe und dem Pflichtbewußtsein des Volkes wuchs die Angst vor gefährlichen Bewegungen immer mehr an, obwohl die Leitung der Gewerkschaften und der Sozialdemokraten sich noch mäuschenstill verhielt.

Daß Hunger und Elend schlimmere revolutionäre Mittel sind, als die stärkste Organisation und die heftigsten Reden, das wußte sogar Fürst Klarenberg. Auf seine dringenden Vorstellungen hin erteilte die Regierung der Metall- und Textilindustrie enorme Aufträge zu Militärzwecken, um wenigstens der furchtbarsten Arbeitslosigkeit abzuhelfen. Aber auch dieses fast schon verzweifelte Mittel politischer Beruhigung versagte binnen kürzester Zeit. Denn Deutschland, das an Kohlen überreich war, konnte ohne schwedisches, spanisches und afrikanisches Eisenerz, ohne amerikanische und ägyptische Baumwolle, ohne argentinische Wolle nicht auskommen. In weniger als einem Monate mußten alle auf dem deutschen Markt befindlichen fremden Rohstoffe verbraucht sein, denn der Strongsche Trust und seine Gefolgsleute wiesen ohne jede Erklärung oder Entschuldigung alle Bestellungen kurzerhand zurück.

Strong in Paris übte Rache an den widerspenstigen Militaristen! Der Privatkonsum hatte infolge des Finanzboykottes aufgehört; der Staatskonsum wurde durch den Warenboykott lahmgelegt. Die Drohung, die man gerade in Deutschland so grausam verlacht hatte, wurde furchtbare Wirklichkeit. In Berlin war man außer sich. Aber die Banken

konnten keinen Kredit aus dem Boden stampfen, die Hüttenmänner sich kein Erz aus den Rippen schneiden, die Wollimporteure sich keine Schafhaare von der Haut scheren. Und das widerwärtige, zum ersten Male Form gewinnende Bewußtsein, daß es im modernen Leben größere Mächte gäbe, als kaiserliche Erlasse und behördliche Anordnungen, versetzte die regierenden Kreise in helle Verzweiflung. Wäre Strong ein Zar oder auch nur der Präsident der Republik gewesen, man hätte keine Minute mit der Mobilmachung gezögert. Aber der Feind war ja mit staatlichen Mitteln gar nicht anzugreifen!

Und während die Nachrichten aus Frankreich zeigten, daß dort in dieser Krise von militärischen Gewaltmaßregeln keine Rede mehr sein konnte; während aus Rußland von Pogromen und wahren Hungeraufständen berichtet wurde; während in Nordspanien zwischen den Truppen und den revolutionären Arbeitern die Guerilla weiter wütete; während in England aus Staatsmitteln zur Beruhigung der Trade-Unions hundert Millionen Pfund Sterling — ein wahres Kriegsbudget — nicht etwa dazu verwandt wurden, um den Arbeitslosen Arbeit zu geben (denn es gab nichts zu arbeiten), sondern Brot zu verschaffen, war man in Deutschland, um wenigstens den regierungstreuesten Teil der Bevölkerung, die ostelbischen Junker und Bauern, enger an die bestehende Ordnung zu fesseln, genötigt, den Agrariern zuliebe nicht nur zu einer gerade jetzt unerträglichen Lebensmittelverteuerung die Hand zu leihen, sondern überdies auch noch die internationalen Beziehungen der Großmächte gefährlich zu stören.

Die ostelbischen Landwirte waren nämlich schon infolge des Niederbruches der meisten Hypothekenbanken in eine sehr schlimme Lage geraten, als plötzlich eine neue noch furchtbarere Katastrophe über sie hereinbrach. Die Getreidepreise fielen in erschreckender Weise, da Rußland unvermutet das Reich mit seinen Produkten überschwemmte.

Die russische Regierung, die mit der Unmöglichkeit zu rechnen hatte, auf dem desorganisierten Geldmarkte die schon im laufenden Etat in Rechnung gestellte Anleihe unterzubringen, suchte nämlich zu retten, was zu retten war, d. h. im Inlande so viel Geld und im Auslande so viel Gold wie nur möglich aufzutreiben. Und dazu gab es nur ein Mittel. Es mußte mehr Getreide als je zuvor ins Ausland exportiert werden, wo es in Gold zahlbar war, damit man mit diesem Golde die Zinskupons der ausländischen Anleihen einlösen könnte. Und diesen verzweifelten Nahrungsmittelabschub konnte man nur damit durchsetzen, daß die Behörden in sämtlichen — selbst in den seit langen Jahren hungerleidenden — Provinzen mit grausamer Strenge alle Steuern eintrieben, wodurch die von allem Bargelde entblößten, elenden Muschiks gezwungen wurden, auch ihr letztes zu ihrer Nahrung unumgänglich nötiges Getreide an die Exporteure zu verkaufen. Nie hatte man in Rußland ähnliches Elend gesehen.

Aber die kolossalen auf den Markt geworfenen Quantitäten drückten die Preise derart, daß trotz der hohen Zollsätze unheimliche Mengen von russischen Zerealien nach Deutschland eingeführt wurden, und nun hier zum Entsetzen der herrschenden

Agrarier ihre eigenen Produkte fast unverkäuflich wurden. Die Not wurde so beängstigend, daß die treuesten Stützen von Thron und Altar in Berlin geradezu revolutionäre Drohungen ausstießen, ja daß man beinahe schon auf wahre Hungeraufstände bei den konservativsten Wählern gefaßt sein mußte! Konnte man das Landproletariat mit dem Industrieproletariat gemeinsame Sache machen lassen? Alles, nur nicht das: denn dies wäre der Beginn der Revolution gewesen!

Und da man für die Industrie ohnehin nichts mehr tun konnte, entschloß man sich höheren Ortes, sofort wenigstens die landwirtschaftlichen Kreise zu beruhigen; und so brachte man das in diplomatischer Hinsicht äußerst gefährliche Opfer, die russische Grenze unter sanitären Vorwänden zu sperren und damit die russische Finanzverwaltung in eine fürchterliche Sackgasse zu treiben. Das deutsche Hemd war schließlich näher als der russische Rock.

Der russische Botschafter machte vergebens in Berlin darauf aufmerksam, daß diese Grenzsperre für die russische Regierung fast ein Todesurteil bedeute, und daß nun jede Hoffnung schwinde, ohne auswärtige Anleihe auch nur die in weniger als einem Monate, am 15. Oktober, fälligen Halbjahrkupons der dreiprozentigen Anleihen in Paris in Gold einzulösen. Daß dieses Datum der Hinrichtungstermin des russischen Staatskredites werden würde, wußte man in Berlin sehr wohl, aber man konnte darüber höchstens das aufrichtigste Bedauern ausdrücken.

Aber auch dieser Gewaltakt gegen Rußland trug nichts zur Besserung der Lage in Deutschland bei. Nur zu deutlich fühlte jeder am eigenen Leibe, daß man einen Teil des Volkes einfach auf Kosten des anderen ernähren wollte; die Verteuerung der Lebensmittel, die man in Ostelbien mit Jubel begrüßte, zeitigte überall sonst immer größere Erbitterung, die nun vom sozialdemokratischen Proletariat auch auf die Bürger- und Beamtenstände übergriff . . . Und allmählich stellte sich zum Schrecken der Behörden heraus, daß sogar große Gruppen von Staatsangestellten mit den ausgesperrten, arbeitslosen oder ausständigen Arbeitern gemeinsame Sache zu machen begannen. So gaben z. B. die Eisenbahner den hungernden Metall- und Textilarbeitern enorme Summen. — Würde dieser materiellen Unterstützung wirklich die moralische folgen? Sollte das Furchtbare möglich werden, daß wie ehedem in Rußland, die Transportbeamten, oder wie in Frankreich, die Postleute die Arbeit niederlegten? Ratlos erörterte man die Frage, ob vielleicht sämtliche Eisenbahner sofort zum Militär einzuziehen seien, um Unbotmäßigkeitsversuche nach Kriegsrecht niederschlagen zu können. Aber wenn die bloße Drohung nichts nutzte? Wenn in dem nur zu sicheren Gedanken, daß man nicht hundertfünfzigtausend Menschen füsilieren könne, die Angestellten sich vollends erbitterten und alles auf eine Karte setzten? . . .

Lange Besprechungen fanden im Reichskanzleramt mit den Häuptern der großen wirtschaftlichen Institute statt. Wenn überhaupt zu helfen war, so

konnte dies ja nur einer: und das war Strong! Es fiel das Wort: Kanossa! — Aber alles Aufbäumen nationalen und persönlichen Stolzes konnte zu nichts führen. Und schließlich erklärte sich Fürst zu Klarenberg, blutenden Herzens, wie er sagte, zum schwersten Schritte in seinem langen, ehrenvollen Leben bereit: er fuhr heimlich nach Paris, um mit Strong die Möglichkeit einer Aufhebung des Finanzboykottes zu besprechen . . .

Aber der Amerikaner wollte ohne offizielle Zusicherungen überhaupt nicht diskutieren, und es gelang dem Fürsten nur mit Mühe, ihn wenigstens zu einer kurzen Reise nach Berlin zu bewegen. Von dem Verlaufe dieser Konferenz im Reichskanzlerpalais erfuhr die Öffentlichkeit nichts. Nur merkte man bald, daß alles beim alten blieb. Strong war zuerst zwar energisch, aber höflich aufgetreten. Seine Bedingungen, die nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer, gesetzgeberischer Natur waren, waren jedoch dem Leiter der deutschen Reichsregierung so lächerlich, so größenwahnsinnig, so unverschämt erschienen, daß er dem Milliardär zu verstehen gegeben, er bilde sich wohl ein, Napoleon in Tilsit zu sein. Der Amerikaner war darauf grob geworden, und hatte unumwunden seine ganze Abneigung gegen die deutschen Herrschaftsmethoden und seinen Wunsch, sie über den Haufen zu werfen, in so heftigen Bemerkungen ausgedrückt, daß ihm die Antwort wurde, er müßte von Rechts wegen als Anstifter revolutionärer Umtriebe verhaftet werden. Darauf hatte Strong kaltlächelnd entgegnet:

„Gut! Verhaften Sie mich! Dann brechen auch

meine Unternehmungen nieder, die einzigen, die hier noch irgend etwas über Wasser zu halten vermögen. Sie können Ihren Gegnern keinen größeren Dienst leisten . . ."

Vergebens war ihm dann auseinandergesetzt worden, daß er doch in Amerika der Krise bis zu einem gewissen Grade gesteuert habe, daß dort schon Anzeichen zu einer Gesundung der Verhältnisse aufträten, daß sogar in Frankreich, wo alles immer gleich politisch ausgebeutet würde, die wirtschaftliche Lage an und für sich bedeutend besser geblieben wäre: der starrköpfige Yankee wollte kein Argument auf sich wirken lassen . . . Schließlich hatte der Kanzler, der seiner Würde schon viel zu viel vergeben zu haben glaubte, das Gespräch schroff abgebrochen. Und Strong fuhr am selben Abend nach Paris zurück, während ein paar Eingeweihte an der Berliner Börse enorme Baissepositionen einnahmen . . .

## XV

ALS STRONG, in Paris angekommen, den Palast, in dem Nixola zurückgeblieben war, betrat, fand er sie in fürchterlicher Verfassung. Sie saß totenblaß am Schreibtisch und starrte mit verstörten Zügen auf ein mit dicken Blaustiftstrichen umrahmtes Zeitungsblatt. Ohne ein Wort der Begrüßung sah sie ihren Vater so hilflos, so verzweifelt, so in sich zerbrochen an, daß dieser auf das Schlimmste gefaßt war. Mit zitternder Hand reichte sie ihm das

Blatt. Strong las und hieb plötzlich in furchtbarem Zorn mit der Faust auf den Tisch.

„Es ist also doch wahr?" brüllte er.

Still schüttelte sie den Kopf und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus.

Das Blatt war die soeben erschienene Nummer des ‚Boulevard', eines jener nur in Paris möglichen mondänen Wochenblätter, die in leichtfertigen Anekdoten und in geistsprühender Form hinter die Kulissen des öffentlichen und privaten Lebens bekannter Persönlichkeiten leuchten, unsanft, aber elegant die Schwächen der Helden des Tages aufzudecken vorgeben, meistens jedoch damit nur Opfer für ihre Erpressungsgelüste suchen. Der Sinn des Artikels war der: man solle sich nur ja nicht über die viel zu eifrige Tätigkeit des Grafen Cahors aufregen, denn diese sei durchaus nicht aufrichtig; Cahors sei bloß ein ‚agent provocateur', der zum Nutzen Strongs, der im Trüben fischen wollte, ganz Frankreich in Unordnung brächte; und das erkläre sich sehr einfach daraus, daß Graf Cahors schon seit einem Jahre mit Fräulein Strong ein intimes Verhältnis unterhalte; unter anderm habe man das Pärchen gelegentlich des Amsterdamer Kongresses in einem Hotelzimmer in der verfänglichsten Situation ertappt, und noch nach Ausbruch der gegenwärtigen Spektakelgeschichte habe man Cahors des öfteren den Strongschen Palast während der Abwesenheit des Geldfürsten verlassen sehen; folglich sei die ganze Arbeiterbewegung bloßer Humbug, und die dummen Arbeiter würden nun wohl hoffentlich einsehen, wie sehr sie genasführt würden, usw. usw.

„Es ist also wirklich nicht wahr, Nixola?“ fragte Strong leise. „Bitte, sage die Wahrheit. Ich werde dir nicht den geringsten Vorwurf machen . . .“

Sie blickte offen zu ihm auf und schüttelte wieder den Kopf. Ihr Auge log nicht. Er hätte es ja ohnehin nie geglaubt! Einen Augenblick lang sah er mit bitterem Lächeln auf sie. Eine derartige Gemeinheit wäre in Amerika nicht möglich gewesen! Aber wie konnte sein Nixchen ahnen, daß in der Alten Welt Politik mit solchen Waffen getrieben würde! Denn es war ja offenbar: dieser infame Wisch sollte doch nur Cahors' Autorität bei den Arbeitern untergraben. Leute, die mit solchen Mitteln regierten, verdienten wahrhaftig vom erbosten Volke gelyncht zu werden. Cahors' Ideen vom Aufstand, von der Zerstörung der bürgerlichen Welt, auch wenn es ohne Raub und Mord nicht abgehen sollte, kamen ihm plötzlich fast sympathisch vor . . .

Er gelangte schnell zu einem Entschluß und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Dem herbeieilenden Sekretär, der, beim Anblick der verzweifelt schluchzenden jungen Dame peinlich berührt, nahe der Tür stehen blieb, sagte er hastig:

„Lieber Mitchell, nehmen Sie ein Automobil und suchen Sie, mit allen Mitteln den Grafen Cahors aufzufinden. Bitten Sie ihn dann, sofort mit Ihnen hierher zu fahren . . . Ja, und sagen Sie ihm, es handele sich um eine äußerst wichtige und schwierige Angelegenheit, die aber nichts mit Politik oder Arbeiterbewegung zu tun habe. Sagen Sie ihm, es beträfe seine und meine persönliche Ehre . . . Nur schnell . . .“

Dann ging er wieder zu Nixola, strich ihr sanft übers Haar und suchte sie damit zu trösten, daß diese gemeine Verleumdung doch nur ein politischer Schachzug sei und übrigens sofort gerichtlich verfolgt werden würde. Aber es half nichts, und er wußte ja auch nur zu gut, daß sogar Milliarden und ganze Armeen gegenüber dieser ekelhaftesten aller Waffen wehrlos waren. Er ließ sie darum sich ruhig ausschluchzen und starrte mißmutig auf die Avenue hinaus, wo Tausende von Automobilen und andern Fahrzeugen in gedrängten Reihen zum Arc de Triomphe hinauf hasteten oder zur Place de la Concorde hinunter sausten. Seine Ungeduld wuchs mit jeder nutzlos verstreichenden Minute.

Plötzlich aber fiel ihm ein, daß man immerhin noch die Verbreitung des infamen Klatsches aufhalten könnte. Er, der im Vollgefühl seiner Macht stets die Leute verachtet hatte, die auf Erpressungsversuche widerlicher Schnapphähne hereinfielen, hielt es hier aus bloßer Verzweiflung vor dem Schmerz seines ‚Töchterchens' für tunlich, das einzige, vorläufig wirksame Mittel anzuwenden, das dem Unheil steuern konnte. Er trat eilig ins Sekretariat, setzte den Sekretären den Fall kurz auseinander und jagte sie durch die ganze Stadt, in allen Zeitungskiosken und bei allen Buchhändlern sämtliche Exemplare der betreffenden Nummer des ‚Boulevard' aufzukaufen. Seinem alten Vertrauensmanne Smith, der bei Beginn seiner Laufbahn sein einziger Sekretär gewesen war, händigte er jedoch einen Scheck über hunderttausend Franken ein, wies ihn an, diesen sofort in Tausendfrankscheine umzusetzen — denn Erpresser

tun gut daran, keine Unterschrift zu geben — und dann mit dem Bargelde auf die Redaktion des Revolverblattes zu eilen, um die Unterdrückung aller noch nicht ausgegebenen Exemplare zu erkaufen.

Und lange bevor Mitchell, der auf der Suche nach Cahors kreuz und quer durch ganz Paris raste, eine Antwort telephoniert hatte, kam der alte Smith freudestrahlend schon wieder zurück und brachte sogar eine Quittung mit! Hunderttausend Franken! Dafür konnte man es sich schon leisten, seine eigne Infamie schriftlich anzuerkennen! Da hatten die Herrschaften ja überhaupt gar nicht mehr nötig, sich mit der edlen Mission des Journalismus zu befassen, und konnten sich ganz aufs Spekulieren an der Börse und auf Rennplätzen verlegen! Und der beglückte Herausgeber hatte Smith sogar durch Vorlegung der Druckorder bewiesen, daß überhaupt erst zweitausend Exemplare zur Ausgabe gelangt seien, nicht ohne verständnisinnig hinzuzufügen, daß er in gewisser Weise schon auf Herrn Strongs Freigebigkeit gerechnet hätte ...

Aber auch das tröstete Nixola nicht. Denn zu ihrer Scham und Wut hatte sich auch noch das entsetzliche Gefühl gesellt, daß nun ihr Leben ein für allemal gebrochen sei ... Jetzt durfte sie doch nie wieder Cahors vor die Augen treten ...

Bald darauf telephonierte Mitchell, er warte mit dem Automobil in der Rue-de-la-Grange-aux-Belles, wohin sich Cahors begeben habe, um die Bundesdirektion um die Erlaubnis anzugehen, Strong aufsuchen zu dürfen. Natürlich wußte er nichts von dem heftigen Auftritt im Direktionskomitee, wo

Polowenko, der aus Sibirien entwichene ‚Märtyrer', mit grimmigen Wutausbrüchen, leichenblaß vor Aufregung, verzweifelt gegen die verlangte Autorisation geredet hatte, aber selbstverständlich das ‚Prinzip der persönlichen Selbstbestimmung', das Cahors ironisch ins Treffen führte, nicht durchbrechen konnte . . .

Als der Diener den Grafen Cahors meldete, brauchte Strong Nixola nicht erst aufzufordern, ihn mit dem Franzosen eine Weile allein zu lassen. Denn bei Nennung seines Namens war sie erschreckt aufgesprungen und schleunigst davongelaufen.

Strong empfing den verwunderten Arbeiterführer ernst, aber freundlich, schüttelte ihm die Hand, führte ihn stumm zum Schreibtisch, wies auf das dort liegende Zeitungsblatt und fragte ruhig:

„Haben Sie das schon gelesen? Nein? Dann bitte ich Sie also, davon Kenntnis nehmen zu wollen."

Und er setzte sich und beobachtete den jungen Mann, der aufrecht stehend die Zeilen überflog. Plötzlich malte sich furchtbares Entsetzen auf Cahors' Zügen, er erbleichte und errötete abwechselnd, nahm sich aber sichtlich zusammen und bemühte sich bis zu Ende zu lesen. Dann legte er mit erzwungener Ruhe das Blatt still wieder auf den Tisch, aber seine Hand zitterte heftig. Und nach kurzem Zögern wandte er sich zu Strong und sah ihm offen in die Augen.

„Herr Strong," begann er mit heiserer, beinahe pfeifender Stimme, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei, „ich bin Ihnen ohne jeden Vorbehalt eine offene, freimütige Aufklärung schuldig. Sie

sind ein zu großer Menschenkenner, als daß Sie nicht längst erraten haben sollten, mit welchen Gefühlen ich Ihrer Fräulein Tochter gegenüberstehe. Und — jetzt, da für mich alles verloren ist — da es für mich nur noch eine Pflicht gibt, nämlich die, ihr nie wieder zu begegnen — jetzt zögere ich nicht mehr, zu sagen, daß ich mir kein größeres Glück hätte denken können als ... Verzeihung! ... nicht so! ... Herr Strong, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ..."

Strong nickte ernst und fiel ihm beruhigend ins Wort:

„Gut, gut! — Lieber Graf, das verlange ich gar nicht. Ich habe nie daran gezweifelt, daß dies eine infame Verleumdung ist, und zwar, wenn nicht lediglich ein Erpressungsversuch, dann doch sicher ein politisches Manöver ... Aber Sie werden mir zugeben, daß Nixolas Verhalten — sie hat mir ja alles erzählt — nur zu leicht zu solchen Insinuationen Anlaß geben konnte — hier in Europa wenigstens... Nun, zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen, daß ich mit hunderttausend Franken bereits das Einstampfen der Auflage durchgesetzt habe, und daß augenblicklich meine zehn Sekretäre alle ausgestellten Exemplare aufkaufen ... Trotzdem ist Nixola vollständig verzweifelt, das können Sie sich wohl denken ..."

Cahors war in Verlegenheit, was er erwidern sollte, und starrte düster vor sich hin.

„Was ich Sie vor allem fragen wollte," fuhr Strong ruhig fort, „ist, ob Sie eine Ahnung davon haben, woher dieser Artikel stammt und welchen

Zweck er verfolgt. Geht er gegen mich und Nixola oder gegen Sie? . . .“

Cahors brauchte nicht lange nachzudenken, um den Schlüssel des Rätsels zu finden. Nun erklärte sich ja plötzlich ganz von selbst die Aufregung und die Blässe Polowenkos im Föderationshause, als er sich so verzweifelt bemüht hatte, diesen Besuch bei Strong zu verhindern! Und wer wußte andererseits nicht, daß der ‚Boulevard‘ allwöchentlich Indiskretionen über politische Schachereien ans Licht brachte, die nur aus dem Sekretariat des Ministerpräsidenten stammen konnten! Es war kein Zweifel möglich: Polowenko hatte die Sache aus persönlichem Haß und trotz besseren Wissens, also sicherlich für Geld, dem ‚Boulevard‘ zugesteckt, und dieser hatte die Geschichte mit Zustimmung der Regierung aus politischen Gründen veröffentlicht! Der unentwegte sibirische Märtyrer war also der offizielle Spitzel in der Föderation! Und die Regierung fühlte sich so schwach, daß sie keine anderen Mittel mehr gegen die Arbeiterbewegung fand! Mit Blitzesschnelle wurde ihm das alles klar. Sein Zorn gegen den Verräter kannte keine Grenzen, und er setzte diese Zusammenhänge dem Amerikaner mit so maßloser Heftigkeit auseinander, daß dieser, der ihm stirnrunzelnd zugehört hatte, es für nötig fand — um ein Unglück zu verhindern — ihn zunächst nicht fortgehen zu lassen, sondern ihn erst langsam zu beruhigen.

„Sie haben sicherlich recht,“ bemerkte er. „Aber versprechen Sie mir, sich nicht persönlich an dem Subjekte zu vergreifen. — Nein, nein! . . . Sie sind

so aufgeregt, daß ich Sie jetzt nicht gehen lassen kann. Die Sache wird gerichtlich geordnet werden. Ich habe ja die Quittung, die ganz unzweideutig die Erpressung beweist. Und mit dem Herrn Ministerpräsidenten habe ich ohnehin dieser Tage einiges zu besprechen! Ich will Ihnen aber vor allem einen guten Rat geben, und zwar genau denselben, den meine Tochter auch von mir erhalten wird: Tun Sie so, als ob diese ganze Geschichte überhaupt nicht passiert wäre. Ich kann mir nichts Alberneres vorstellen, als solchen Halunken auch noch das Vergnügen zu machen, ihre Gemeinheiten ernst zu nehmen . . .“

Cahors' Erregung drohte von neuem sich in heftigen Worten Luft zu machen, aber Strong beschwichtigte ihn und fuhr ruhig fort:

„Setzen Sie sich, Graf. Nun, da ich Sie endlich einmal hier habe, möchte ich Sie doch auch noch etwas anderes fragen. Sagen Sie mal: wie denken Sie sich das eigentlich?“

„Was?“ entfuhr es Cahors unwillkürlich, und es klang so erschreckt, daß Strong trotz seines Ernstes lächeln mußte.

„Sie denken wohl an etwas ganz anderes als ich, scheint mir. Aber beruhigen Sie sich. Es gibt Dinge, in die ich mich grundsätzlich nicht einmischen will. Das haben Sie miteinander ohne Zeugen abzumachen. — Augenblicklich haben wir aber unsre Aufmerksamkeit auf viel weniger erfreuliche Angelegenheiten zu lenken. Wissen Sie, mein Lieber, so angenehm ist es schließlich doch nicht, tagtäglich von Ihnen in Wort und Schrift mit

ganzen Wagenladungen von Schmutz überschüttet zu werden . . .“

Cahors fühlte sich unbehaglicher denn je und brachte kein Wort der Entgegnung heraus.

„. . . Aber ich habe trotzdem nicht die Absicht, Sie irgendwie davon zurückzuhalten. Mit dem Menschenmaterial, das Sie zu bearbeiten haben, können Sie wahrscheinlich ohne diese Liebenswürdigkeiten nicht fertig werden. Fahren Sie also nur ruhig fort damit. Ich weiß ja, daß Sie von alledem kein Wort glauben, und wie jeder Mensch, der Macht ausüben will, vorerst annehmen müssen, der Zweck heilige das Mittel. In dieser Beziehung haben gerade die tüchtigsten Leute allerlei auf dem Kerbholz. Aber was mich beunruhigt, ist, daß ich noch immer nicht begreife, wohin das alles führen soll. Wie denken Sie sich den Ausgang Ihrer Bewegung? Ich meine, was wollen Sie, falls Sie eine Revolution durchführen, an die Stelle des Bestehenden setzen?“

Und ehe Cahors, der durch den ganzen Zwischenfall stark aus dem Gleichgewicht geraten war, eine vernünftige Erwiderung finden konnte, fuhr Strong schon fort:

„Sie wollen eine kooperative Ordnung einführen, nicht wahr? Ja, wenn ich daran denke, fällt mir stets ein, was mein Freund Swan, der Chinesenfreund und Eisenbahnkönig, den Sie ja auch kennen, mir, und wahrscheinlich auch Ihnen darüber gesagt hat. Unsere Rasse ist gänzlich unreif zu einer solchen Organisation. Sie braucht und sie will Hierarchie. Und wenn Sie ihr eine genossenschaftliche Ordnung staatlich oder auch nur wirtschaft-

lich aufzwingen, dann bildet sie darin sofort doch wieder hierarchische Unterschiede aus, nur daß die dann Herrschenden andere sind ... Warum ich davon rede? Nein, sicherlich nicht, um Sie zu überzeugen: das können nur die Ereignisse und wahrscheinlich sogar die noch nicht einmal, denn Sie sind ein Fanatiker individualistischer Ideen ... Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß sich bei uns in Amerika Swans Wort schon bewahrheitet. Swan und ich haben den jämmerlichen Niederbruch unseres Arbeiterbundes während der Krise dazu benutzen wollen, ein solches Experiment, wie Sie es im Sinne haben, durchzuführen. Ich bin ja schon alt, und ich wüßte niemanden — nicht einmal Sie —, der mein System ordentlich weiterentwickeln könnte. Nun, wir haben uns mit Hegler, der übrigens aus allen Himmeln fiel, in Verbindung gesetzt, um die Grundlinien einer Umformung des Stahltrustes in eine Produktivgenossenschaft nach chinesischem Muster festzulegen. Und wissen Sie, welche Antwort wir bekommen haben? Die Arbeiter dächten nicht daran, selbst die Verantwortung und das Risiko zu tragen, die die Leitung solcher Riesenunternehmungen mit sich bringt; sie wollten den Kapitalisten nur soviel Geld wie möglich abjagen, aber um keinen Preis auch an eventuellen Geschäftsverlusten teilnehmen; und außerdem würden in einer Produktivgenossenschaft doch die Schlauesten wieder alles an sich reißen und auf Kosten der Masse herrlich und in Freuden leben. Kurz, der amerikanische Arbeiterbund, der sicherlich an moralischer Disziplin und organisatorischer Fähigkeit allen an-

deren himmelweit überlegen ist, hält sich selbst für unreif, die Prinzipien, die Ihnen am Herzen liegen, praktisch anzuwenden. Wie ist es nun danach möglich, daß Sie mit Ihren ganz undisziplinierten Arbeitern noch weiter bei Ihren Illusionen verharren? Nein, Swan hat ganz recht: bis jetzt haben sich nur die Chinesen zur kooperativen Ordnung reif gezeigt. — Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie auch bereits anfangen, dies einzusehen. Nur können Sie jetzt natürlich nicht mehr zurück, auch wenn Sie es wollten, nicht wahr? Also nur mutig drauf los! Ihr revolutionärer Versuch ist wirklich sehr interessant zu beobachten, und mir gefällt Ihre Entschlossenheit sehr. Wenn es nachher schief geht, können Sie stets auf mich rechnen... Sie antworten nichts?... Die Föderation hat es Ihnen wohl verboten? . . . In der Föderation scheint es also mit der ‚absoluten Selbstbestimmung' nicht weit her zu sein . . ."

Er schwieg einen Augenblick und beobachtete amüsiert den jungen Mann, der offenbar einigermaßen verlegen nur noch auf eine geeignete Gelegenheit wartete, sich aus dem Staube zu machen. Schließlich kam er ihm aber großmütig zu Hilfe, indem er lächelnd sagte:

„Ich will Sie nun nicht länger zurückhalten. Ihr Zorn hat sich inzwischen wohl etwas gelegt. Aber wollen Sie sich nicht wenigstens von meiner Tochter verabschieden?"

Cahors sah ihn erschreckt an. Konnte er Nein sagen? Durfte er Ja sagen?

„Ich habe Sie schon darauf aufmerksam gemacht," bemerkte Strong etwas ungeduldig, „daß

ich es von Ihnen wie auch von meiner Tochter lächerlich fände, wenn Sie sich von dieser Erpressungsgeschichte irgendwie beeinflussen ließen. Sie, ein ‚höheres Individuum'!' setzte er scherzhaft hinzu. „Sie machen sich zum gehorsamen Diener eines Revolverjournalisten? — Blödsinn!"

Und während Cahors noch nach Mitteln suchte, diese peinliche Begegnung zu vermeiden, ließ er schon Nixola rufen.

Diese ahnte natürlich nicht, daß ‚er' noch da war und blieb, als sie seiner ansichtig wurde, starr wie eine Salzsäule, an der Türe stehen. Zum ersten Male in ihrem Leben empfand sie etwas wie Zorn gegen ihren Vater, der ihr eine derartige ‚Erniedrigung' zumutete! — Strong fand es sehr komisch und sagte mit eigentümlicher Betonung:

„Unser Freund Cahors wünscht, sich von dir zu verabschieden."

„Ich möchte dies dahin berichtigen," entgegnete Cahors mit unsicherer Stimme, aber nicht ohne Nixolas Züge scharf zu beobachten, „daß Ihr Herr Vater diesen Wunsch ausgedrückt hat . . . Sollte Ihnen meine Gegenwart lästig fallen, so . . ."

„Lieber Graf," unterbrach ihn Strong mit echt amerikanischer Grobheit. „Reden Sie keinen Unsinn und führen Sie keinen sentimentalen Eiertanz auf."

Nixola rührte sich noch immer nicht. Cahors fand die Situation schrecklich peinlich. Er war beinahe wütend auf Strong — nicht seinetwegen, sondern weil er auf die Empfindsamkeit seiner Tochter so gar keine Rücksicht nahm.

„Nixola!“ sagte Strong fast vorwurfsvoll.

Aber Nixola ließ sich nicht beirren und sprach kein Wort. Sie sah unschlüssig zu Boden, warf dann einen so bösen Blick auf Cahors, als sei dieser an allem schuld, und einen Augenblick schien es, als ob sie Lust verspürte, ihm gründlich die Wahrheit zu sagen. Aber plötzlich besann sie sich eines Besseren, zuckte zusammen und — lief hinaus.

Strong zuckte die Achseln und lächelte. Dann wandte er sich zu Cahors und sagte vergnügt:

„Na, lieber Graf, überlegen Sie sich mal, was das zu bedeuten hat.“

Und er schüttelte dem aristokratischen Anarchisten, der augenblicklich recht wenig nach höherem Individuum aussah, kräftig die Hand und ließ ihn gehen.

## XVI

AM SELBEN Abend brach im Föderationshause der Rue-de-la-Grange-aux-Belles ein unerhörter Tumult aus. Cahors erschien in der Sitzung des Direktionskomitees mit einer Reitpeitsche in der Hand, ging geradenwegs auf Polowenko zu und schlug ihm, ohne ein Wort zu sagen, ein halbes Dutzend blutiger Striemen ins Gesicht. Der Russe heulte vor Schmerz und Wut und stürzte sich auf Cahors, als ob er ihn erdrosseln wollte. Aber Cahors, der ihm kaum bis an die Schulter reichte, machte sich seine sportliche Überlegenheit zunutze: er sprang einen Schritt zurück, drehte sich

um, und versetzte dem Riesen nach allen Regeln der schwierigen Kunst der ‚savate' einen prachtvollen Fußtritt in den Magen, so daß dieser halb ohnmächtig der Länge nach hinschlug.

Den Kameraden, die auf ihn eindrangen, um ihn festzuhalten, sagte er mit der freundlichen Ruhe, die nur ein entlastetes Gewissen gibt:

„Er ist ein Aseff . . ."

Und während Polowenkos Freunde dem Russen das Gesicht wuschen und ihn mit einem tüchtigen Schnaps wieder auf die Beine brachten, setzte Cahors ohne jede sichtbare Erregung den ganzen Fall klar und offen auseinander. Er beantragte, den Russen sofort hinauszuschmeißen, widrigenfalls er selbst seine Demission geben und die Beweggründe seines Austritts veröffentlichen würde.

Aber er hatte nicht genügend mit den Tendenzen aller der Geschäftsrevolutionäre gerechnet, die aus der Agitation und der Leitung der Arbeitersyndikate einen einträglichen Beruf gemacht hatten und nichts so sehr fürchteten, als beim wirklichen Ausbruch folgenschwerer Bewegungen ihre Einkünfte, ihre Freiheit, ja womöglich ihr Leben aufs Spiel zu setzen; zum Teil standen diese Leute sogar noch immer mit dem früheren Revolutionär Durseau, der sich zum Ministerpräsidenten hinaufgelogen hatte, in Verbindung und hätten nichts lieber gesehen als Cahors' Austritt. So trat denn plötzlich das Lächerliche ein, daß die begeistertsten Verehrer Polowenkos, die Ultrarevolutionäre, bei der Nachricht von seinem Verrat ihn im Stiche ließen, während die Gemäßigteren, seine bisherigen Gegner,

für ihn Partei ergriffen, sobald er seine alten Verdächtigungen gegen Cahors in rasender Wut wieder hervorbrüllte.

Alle dreißig Mitglieder des Komitees waren in furchtbare Aufregung geraten. Schon begann man sich hüben und drüben grobe Redensarten an den Kopf zu werfen. Da rief plötzlich der Sekretär des allergemäßigtsten Syndikates, des der Buchdrucker, mit Stentorstimme:

„Polowenko bringt wenigstens Tatsachen vor, aber Cahors kann nichts beweisen.“

„Wagst du, das zu wiederholen?“ schrie Cahors und stürzte außer sich vor Wut auf den Schreier los, während alle durcheinander brüllten.

Der Buchdrucker wich ängstlich zurück, aber von hinten her, aus der Gruppe der Polowenkofreunde, flog Cahors plötzlich ein Tintenfaß an den Kopf. Das war das Signal zum Handgemenge. Trunken vor Wut drangen die Ultrarevolutionäre auf Polowenko und seine Genossen ein. Es hagelte Fausthiebe, Bücher und bald sogar Stühle. Der Lärm und das Geschrei waren weit durch die ganze Straße zu hören, in der seit Wochen ständig mehrere Dutzend Schutzleute die Vorgänge im Föderationshause überwachten. Als dann einer der Kämpfer mit blutender Nase auf die Straße hinausfloh, wurde er von der Polizei angehalten und ausgefragt; da er aber nicht sprechen konnte, wies er als Antwort nur zu den Fenstern hinauf. Und so kam es zu der unglaublichen Komödie, daß die Schergen der bestehenden Ordnung in das Haus der Schöpfer des Zukunftsstaates drangen und die sich zerfleischen-

den Verbesserer der menschlichen Gesellschaft gar unsanft zur Ruhe bringen mußten.

Als am nächsten Morgen die Zeitungen über den Zwischenfall, ohne die Gründe des Streites angeben zu können, berichteten, herrschte in der ganzen Welt immense Heiterkeit. Der ‚Boulevard' hatte also recht gehabt: die ganze Arbeiterbewegung war bloßer Humbug!

Aber die lustige Stimmung in den offiziellen und bürgerlichen Kreisen dauerte nicht lange. Als nämlich Strong den Bericht gelesen, hatte er sofort den Privatsekretär Mitchell zu Cahors geschickt, um ihn für seine große Pariser Zeitung, den ‚Télégraphe', zu interviewen. Und Cahors, der in diesem Anerbieten weniger die Gelegenheit zu seiner persönlichen Rechtfertigung sah, als vielmehr die, den schlimmen Eindruck bei den Arbeitern zu verwischen, hatte Mitchell mit größter Präzision einen Bericht in die Feder diktiert, in dem nicht nur Polowenko, sondern auch der Ministerpräsident Durseau persönlich angeklagt waren, Urheber der infamen Verleumdung zu sein, dessen Opfer er selbst, Strong und sogar eine junge Dame seien.

Bevor Strong diese Erklärung zur Zeitung schickte, gab er sie seiner Tochter zu lesen und machte sie darauf aufmerksam, daß Cahors wirklich alles getan habe, was in seiner Macht stände, um sie zu rächen. Aber Nixola sah natürlich nur das Furchtbare, daß die Sache nun gar zu einer Staatsaktion gemacht wurde, und bat ihren Vater unter Aufgebot aller möglichen Listen und Schmeicheleien, die An-

gelegenheit doch ruhen zu lassen. Aber diesmal half es nichts. Strong ärgerte sich geradezu, nannte sie ein zimperliches Frauenzimmer und warf ihr zum ersten Male ernstlich vor, es sei doch eigentlich alles ihre Schuld, und wenn man die Courage hätte, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen, müßte man auch den Mut haben, die Suppe auszulöffeln, die man sich eingebrockt habe.

Er selbst fügte dann dem Interview Cahors' eine persönliche Erklärung hinzu, die besagte, er besitze eine Quittung über hunderttausend Franken Schweigegeld, die er sich verschafft habe, um die Erpresser gerichtlich verfolgen zu können; er glaube zwar nicht, daß auch der Herr Ministerpräsident aus dieser Quelle geschöpft hätte, aber er mache sich anheischig, zu beweisen, daß Herr Durseau durch Vermittlung eines seiner Sekretäre vorher von dem Verleumdungsartikel Kenntnis gehabt und ihn zur Veröffentlichung gebracht habe, um in die Arbeiterkreise Uneinigkeit zu säen; er klage also den Ministerpräsidenten, wenn nicht der Erpressung, so doch der Verleumdung an, und hoffe, Herr Durseau werde ihn wegen dieser Behauptung gerichtlich belangen lassen.

Als diese Erklärungen im Abendblatte des ‚Télégraphe' erschienen, herrschte in ganz Paris die größte Aufregung. Auf mehreren Arbeiterversammlungen wurden Komiteemitglieder, die nach Cahors' Erklärung zu Polowenko gehalten hatten, kurzerhand ausgepfiffen und an die Luft gesetzt. In den politischen Kreisen stellte man schon Hypothesen über die Zusammensetzung des künftigen Ministe-

riums an; denn erstens war Durseau bis auf weiteres so furchtbar kompromittiert, daß das Parlament ihn nicht weiter halten konnte, und zweitens bedeutete unter den obwaltenden Finanz- und Industrieverhältnissen ein Regierungschef, der mit Strong im Unfrieden lag, geradezu eine nationale Gefahr.

In der Hochfinanz brach vollends toller Schrekken aus. Der 15. Oktober war nahe; man wußte, daß Rußland seine Zinszahlungen einstellen mußte, wenn nicht bis dahin wenigstens eine kleine Anleihe aufgenommen wäre. Und wenn Strong die Regierung ärgern wollte, konnte er dies unmöglichmachen! Mit Entsetzen dachte man an den beispiellosen Zusammenbruch, der dann folgen würde. Die Wut gegen Durseau war um so größer in diesen Kreisen, als gerade an diesem Tage der russische Botschafter die Sachlage stundenlang mit dem Ministerpräsidenten erörtert hatte, und eine Entscheidung der Anleihefrage innerhalb vierundzwanzig Stunden notwendig war; und mit Strong, auf den dabei alles ankam, hatte er noch nichts abgemacht!

Dutzende einflußreicher Parlamentarier, Finanziers, Großindustrieller trafen sich am späten Nachmittage im Vorzimmer des Ministerpräsidenten, diskutierten heftig miteinander und ließen meist recht unliebenswürdige Bemerkungen über den Minister fallen. Das Telephon klingelte fortwährend, und der Sekretär, der es bediente, hatte unzählige Male zu wiederholen, der Präsident könne augenblicklich nicht antworten . . .

Durseau war zwar der schlaueste Parlamentarier

Frankreichs und der geriebenste Intrigant. Aber als er, gerade nach dem Besuche des russischen Botschafters, die Erklärungen Cahors' und Strongs erhalten hatte, verlor er doch fast den Kopf. Daß er an der Erpressung teilgenommen haben sollte, war ja Unsinn: er hatte, gottlob, nicht nötig, sich um so wenig Geld zu kompromittieren; aber daß er einerseits Strong und dessen Tochter hatte lächerlich machen, vielleicht gar zur Abreise aus Frankreich bewegen, und andererseits Cahors und die ganze Föderation in Mißkredit bringen wollen, das lag so auf der Hand, daß kein Dementi etwas helfen konnte. Jeder wußte doch, woher die Indiskretionen des ‚Boulevard' kamen . . .

Aber das alles war ja Nebensache! Hatte er nicht eben dem russischen Botschafter versprochen, er würde Strong zur Finanzierung der nötigen Anleihe zu veranlassen suchen? Und mußte er dies nicht schon ohnehin tun, um Frankreich vor dem entsetzlichsten nationalen Unglück zu bewahren, das es seit 1870 bedrohte? Die russischen Drohungen — ja, da konnte man wirklich von Erpressung reden! — waren nur zu klar: entweder übermorgen die Zeichnung einer Anleihe von vierhundert Millionen Rubel als Abschlag auf eine spätere Kreditoperation von zwei Milliarden, oder aber am folgenden Tage, Samstag, den 14. Oktober, die Ankündigung der Zahlungseinstellung. Der Botschafter hatte ihm ein vom Zaren an seinen Finanzminister gerichtetes Schreiben vorgelegt, durch welches dieser zu solchem Verfahren autorisiert wurde. Und der Botschafter, reaktionärer Aristokrat, der noch immer vom Staats-

streich und der Abschaffung der russischen Verfassung träumte, hatte überdies noch ironisch bemerkt, der Staatsbankrott würde für sein Land geradezu ein wahrer Segen sein; man würde dann doch die fortwährende Beeinflussung aus revolutionären Ländern los, sparte noch außerdem jährlich über eine Milliarde, wenn man keine Zinsen mehr zu zahlen brauchte; und könnte mit diesem Gelde endlich die ‚Ruhe wieder herstellen'! . . . Schon hatte Durseau Strong sofort zu sich kommen lassen wollen. Aber konnte er es nun noch wagen?

Dem Diener, der ihm ankündigte, daß im Vorzimmer wenigstens dreißig Senatoren, Abgeordnete und andere Notabilitäten warteten, rief er zu:

„Schmeißt sie raus!"

Und er lief aufgeregt in seinem weiten Arbeitszimmer auf und ab und ließ sich schließlich den Sekretär kommen, der am ‚Boulevard' mitarbeitete und sicher seinen Anteil an den hunderttausend Franken bekommen hatte. Mit kurzen Worten sagte er ihm unumwunden, daß er ihn sofort entlasse und dies durch die Presse bekannt geben werde. Aber der junge Mann erwiderte mit einem unverschämten Lächeln:

„Gut! — Und was bekomme ich als Entschädigung?"

„Zum Donnerwetter noch mal!" brüllte der Minister. „Machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

„Fällt mir gar nicht ein," entgegnete der glückliche Literat. „Bekomme ich nichts, so erkläre ich morgen früh im ‚Télégraphe', daß ich nur mit Ihrer Zustimmung gehandelt habe . . ."

„Sie sind ein gemeiner Halunke!“

„Wie man’s nehmen will! Ich will mindestens zum Unterpräfekten ernannt werden.“

„Sind Sie verrückt? Einstecken lassen werde ich Sie!“

Das freche Lächeln des erfolgreichen Journalisten brachte ihn fast aus der Fassung. Er starrte eine Weile vor sich hin.

„Gut!“ sagte er schließlich, heiser vor Aufregung. „Ich werde Sie ernennen. Jetzt machen Sie sich aber aus dem Staube.“

„So dumm bin ich nicht,“ entgegnete der junge Mann kaltblütig. „Ich habe in Voraussicht dieses Gespräches schon eine ministerielle Verordnung aufgesetzt. Hier. — Sie brauchen bloß zu datieren und zu unterzeichnen. Datieren Sie lieber von gestern ...“

Durseau riß ihm das Papier aus der Hand, las es, setzte mit kratzenden Zügen seinen Namen darunter, sprang auf, ergriff den freudestrahlenden neuen Staatsbeamten am Kragen und warf ihn buchstäblich hinaus . . .

Er brauchte mehrere Minuten, um sich wieder zu sammeln; dann schickte er zur offiziellen Nachrichtenagentur eine Notiz, in der es nur hieß, Herr Soundso sei nicht mehr Mitglied des politischen Sekretariates des Ministerpräsidenten. Und er entschloß sich schließlich, den Chef seines politischen Kabinetts zu Strong zu senden, und diesen aufzufordern, noch heute aufs Ministerium zu kommen. Wohlweislich ließ er ihm sagen, es handele sich nicht um eine Privatangelegenheit, sondern um die Frage der russischen Anleihe.

Aber zu seiner namenlosen Wut empfing Strong den einflußreichen Beamten, der die ganze ‚politische Küche' des Landes leitete, sehr unwirsch und gab ihm zu verstehen, daß er von Herrn Durseau nichts zu verlangen habe; fühle sich aber der Herr Ministerpräsident bemüßigt, sich mit ihm zu besprechen, so möchte er ihn aufsuchen, er sei den ganzen Abend in seinem Palais zu finden.

Das war doch wahrhaftig geradezu unerhört! Durseau ließ seine Kollegen vom Auswärtigen und den Finanzen kommen und konferierte mit ihnen über die Lage, die durch Strongs Verhalten und die Erklärungen Rußlands geschaffen war. Er mußte sich über seine eigene Unüberlegtheit süßsaure Vorwürfe machen lassen, und da es keinen anderen Ausweg gab, und nicht nur das Ministerium, sondern vielleicht das ganze politische System auf dem Spiel stand, schließlich versprechen, selbst zu Strong zu fahren.

Ehe er jedoch im Palast des Amerikaners ankam, erfuhr er bereits, daß Tausende von aufgeregten Arbeitern auf der Place de la République am Ostende der großen Boulevards gegen ihn und die ganze Regierung geradezu beängstigend heftige Demonstrationen veranstalteten. Vor der Arbeitsbörse, die dort lag, hing ein kolossales Plakat mit der Aufschrift:

„Nieder mit den Mördern und Erpressern!"

Und als unter dem fahlen Scheine der riesigen elektrischen Kandelaber die republikanische Garde zu Pferd auf Anordnung des Polizeipräfekten die

Menge auseinandertreiben wollte, wurden die Soldaten frech verhöhnt und herausgefordert:

„Schießen dürft ihr ja doch nicht! Macht, daß ihr nach Hause kommt! Schande, daß ihr euch zu Polizisten hergebt!“

Und dann brüllte man wieder die ominöse antimilitaristische Strophe der Internationale, die früher niemals gesungen und nun seit dem Niederbruch der Disziplin im Kohlenrevier plötzlich populär geworden war.

So langte denn Durseau bei Strong mit einem Gefühle an, das dem eines Luftschiffers ähnelte, dem der Ballon über dem Kopf zerplatzt. Der Amerikaner trat ihm nicht gerade sehr respektvoll gegenüber.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“ fragte er fast ironisch.

„Ich möchte mit Ihnen die Möglichkeit besprechen, durch sofortige Zeichnung einer kleinen Anleihe den russischen Staatsbankrott . . .“

„Herr Präsident,“ unterbrach ihn Strong recht unhöflich. „Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß dieses Thema mich ganz und gar nicht interessiert. Ich beschäftige mich augenblicklich mit persönlichen Angelegenheiten, die mir viel mehr am Herzen liegen als Ihr Wunsch, das Publikum noch einmal über die Folgen der Hochstapeleipolitik mit Rußland zu täuschen, für die man Ihre Partei verantwortlich machen wird. Ich denke nicht daran, Ihren oder den russischen Drohungen nachzugeben, und heute weniger denn je, was Sie wohl verstehen werden.“





Aber Durseau ließ sich nicht mit so dürren Worten abspeisen, sondern suchte in längerer Rede die Notwendigkeit der Anleihe zu beweisen. Strong hörte ihm ungeduldig zu. Der Minister redete immer erregter und rief schließlich:

„Ich will keine Feuersbrunst auf dem Boulevard!“

„Das heißt, Sie glauben, das Volk wird den Crédit Lyonnais stürmen und einäschern? — Ja, ich bin doch kein Feuerwehrmann. — Übrigens ist das Gebäude so häßlich . . .“

„Herr Strong, ich bitte Sie, nicht zu scherzen,“ unterbrach ihn Durseau ungeduldig. „Sie bedenken wohl kaum, welche Folgen diese Ihre Haltung auch für Sie selbst haben kann?“

„Für mich? Weniger schlimme als für Sie, Herr Präsident. — Das Banksyndikat will und kann Sie nicht retten. Wollen Sie die russischen Kupons bezahlen, so nehmen Sie doch das Geld aus dem Staatssäckel!“

Durseau zuckte die Achseln und erwiderte scharf: „Hierzu wäre ein Gesetz notwendig, dessen bloßer Vorschlag schon die Katastrophe auslösen würde.“

„Das tut mir leid,“ sagte Strong sarkastisch. „Und was die andere Angelegenheit betrifft, so hoffe ich das Vergnügen zu haben, Sie bald im Gerichtssaale wiederzutreffen. — Guten Abend, Herr Präsident!“

Wohl oder übel mußte sich der Ministerpräsident nun verabschieden. Er war aufs äußerste enttäuscht. Er hatte gehofft, die bloße Tatsache, daß er, der verantwortliche Staatsleiter, sich selbst her-

bemühte, würde Strong umstimmen. Statt dessen mußte er sich hänseln und schließlich hinauswerfen lassen! Aber das sollte der Yankee ihm teuer bezahlen! Und in heller Wut verließ er das Palais.

## XVII

DURSEAU führte beim Volke, seines cholerischen Temperamentes und der gefährlichen Ausbrüche seines Zornes wegen, den Beinamen ‚der Tiger'. Trotz seiner revolutionären Vergangenheit hatte er, zum ersten Male seit Jahrzehnten, anläßlich eines Streikes Arbeiterblut vergießen lassen; seine Rachsucht, seine Tücke, seine furchtbare Verachtung der gewöhnlichen Sterblichen und vor allem der korrupten Politiker, deren Parteiführer er war, hatten ihn längst überall verhaßt gemacht; und wenn er die öffentliche Meinung mit Hilfe seiner wundervollen Beredsamkeit bisher noch immer hatte nasführen können, so regierte er in Wirklichkeit doch nur dank der Angst, die er seinen offenen und heimlichen Feinden im Parlamente mit seiner rücksichtslosen Hinterlist einflößte. Er wußte, daß im Grunde ganz Frankreich auf seinen Sturz wartete. Aber gerade jetzt hoffte er seine Diktatur fester begründen zu können als je.

Im Ministerrat, der am folgenden Morgen beim Präsidenten der Republik im Elyséepalaste stattfand, wurde er von seinen Kollegen so kühl empfangen, daß sich seine Wut gegen Strong, gegen den Arbeiterbund, gegen die meuternden Truppen im

Kohlenrevier, kurz gegen alles, was die Lage unhaltbar machte, sofort ins Ungemessene steigerte. Der Präsident, ein gemütlicher alter Herr, der nichts wollte als Ruhe, hatte sich trotz seiner Abneigung gegen jede politische Initiative von einigen Ministern denn doch ‚zum Besten der Nation' bestimmen lassen, eine kurze Ansprache über die allgemeine Lage vorzubringen, aus der ziemlich deutlich hervorging, daß die allererste Sanierungsmaßregel eigentlich die Demission des Ministerpräsidenten sein müßte.

Durseau tat so, als ob er die Anspielungen nicht verstanden hätte, aber er keuchte geradezu vor verhaltenem Zorn. Er ergriff das Wort und gab mit schneidender Stimme folgende scharfe Erklärung ab:

„Frankreich ist verloren, wenn nicht endlich energische Maßregeln gegen die wachsende Anarchie angewandt werden, aber es scheint mir, als ginge wohl den meisten Politikern der Mut zu energischen Maßregeln ab. Mit eiserner Faust muß dreingeschlagen werden, bevor am nächsten Dienstage das Parlament zusammentritt; sonst wird das ganze Ministerium ohne weiteres gestürzt. Und da mich bis dahin niemand zur Demission zwingen kann, will ich sofort zwei entscheidende Maßnahmen treffen, nämlich erstens einen Landesausweisungsbefehl gegen Strong erlassen, und zweitens die Führer der Arbeiterbewegung verhaften, sie als Geiseln behalten und sie bei neuerlichen Aufständen einfach nach erfolgter Verhängung des Belagerungszustandes füsilieren . . ."

„Wenn Sie nicht vorher selbst am nächsten

Laternenpfahle aufgeknüpft werden!“ unterbrach ihn der Finanzminister mit vor Entrüstung zitternder Stimme. „Sie leiden wohl gerade einmal wieder an Gallensteinen? — Ich habe für den Wohlstand des Landes zu sorgen, mein Lieber. Und wenn Sie mit den Herren Strong und Cahors ein Hühnchen zu rupfen haben, so tun Sie das gefälligst privatim ...“

„Ich weiß schon lange, daß Sie auf meine Nachfolgerschaft rechnen!“ brüllte Durseau. „Aber ich verbitte mir energischst . . .“

Der gemütliche Präsident der Republik war äußerst betrübt, wagte aber nicht einzugreifen. Der Finanzminister entgegnete immer heftiger:

„Mit so albernen Maßregeln halten Sie den russischen Bankrott nicht auf! Ganz unnützerweise also erklären Sie Strong den Krieg und reizen die Arbeiter direkt zum Aufstande. Sie wissen wohl noch immer nicht, daß Strong unsere Banken hält, und ohne ihn unsere Barbestände auf Null sinken?“

„Die Bank von Frankreich hat die Goldreserven . . .“

„Ja, die unseren Kredit garantieren. Die möchten Sie wohl konfiszieren, um die Russen aus der Patsche zu ziehen? Sie haben nie etwas von Finanzen verstanden, Durseau — außer für sich selbst natürlich . . .“

Wütend fuhr Durseau auf und schrie:

„Das soll Ihnen teuer zu stehen kommen! Sie greifen mich an und . . .“

„Ich bin vielleicht etwas aufgeregt von all den Schwierigkeiten, die mir aus Ihrem unsinnigen Verhalten gegen Strong erwachsen,“ rief der Finanz-

minister außer sich. „Aber jedenfalls habe ich keine Lust, Ihre Rache über mich ergehen zu lassen, Herr Durseau. Und ich versichere Ihnen, daß ich Sie im Namen des Nationalwohlstandes auch Dienstag in der Kammer . . .“

„Ruhe, meine Herren! Ruhe!“ jammerte der Präsident.

Einige Minister lächelten diskret über die Hilflosigkeit des alten Herrn.

„Wird Strong jetzt ausgewiesen und Cahors oder andere Arbeiterführer verhaftet, so haben wir die Revolution, nicht nur im niederen Volke, sondern auch auf dem Lande, bei den Bauern und Kleinbürgern,“ sagte der Finanzminister ruhiger. „Denn wir erscheinen verantwortlich für den Zusammenbruch, der dann zehnmal schlimmer wird als durch den bloßen russischen Bankrott . . .“

Und bald sah Durseau in heller Wut, daß er mit seinen Vorschlägen gegen die Stimmen aller Kollegen und des Präsidenten völlig allein blieb. Man beschränkte sich auf Beschwichtigungsmaßregeln, an deren Wirkung allerdings keiner glaubte, und man trennte sich mit dem Bewußtsein, daß man furchtbaren Ereignissen wehrlos gegenüberstand. —

Durch Vermittlung des Privatsekretärs des Finanzministers, den er sich längst durch Bestechungsgelder dienstbar gemacht hatte, erfuhr Strong innerhalb zweier Stunden alle Einzelheiten dieser unerquicklichen Diskussion. Und schon um fünf Uhr nachmittags wurde ein in achthunderttausend Exemplaren gedrucktes Extrablatt des ‚Télégraphe‘ von

den im Laufschritt durch die Straßen jagenden Zeitungsverkäufern massenhaft an den Mann gebracht. Die in Riesenlettern quer über die ganze erste Seite gedruckte Überschrift löste auch bei denen, die nicht fünf Centimes zum Kauf des Blattes ausgeben wollten, in den Proletarierbezirken eine wahre Explosion von Wut aus. Denn sie lautete:

Enthüllungen über den Ministerrat.
Durseau will die Arbeiterführer füsilieren lassen!

Bald sah man das Blatt überall an den Mauern angeschlagen, und zwar mit einer Stempelmarke versehen, die der Polizei vorerst das Recht nahm, das Papier herunterzureißen. Und um die Anschläge bildeten sich erregte Gruppen, in denen, oft mit lauter Stimme, die verhängnisvollen Worte Durseaus und die heftigen Erwiderungen des Finanzministers gelesen wurden.

Gegen Abend, bei Schluß der Fabriken, zogen schon zahlreiche Arbeiterhaufen über die Boulevards in der Richtung zum Ministerium des Inneren und heulten tausendstimmig im Dreitakt: „Dé-mis-sion! Dé-mis-sion!“, während sich über das ganze Land die Schreckensnachricht verbreitete, daß aus den Enthüllungen über den Ministerrat die Unabwendbarkeit des russischen Staatsbankrotts mit absoluter Sicherheit geschlossen werden könnte . . .

Durseaus Dementi, das noch am selben Abend bekannt gegeben wurde, kam zu spät, und über Nacht ward von dem Arbeiterbunde überall ein Manifest angeschlagen, das auf blutrotem Papier folgende Aufforderung enthielt:





„Kameraden! Übermorgen, Samstag, wird nicht gearbeitet! Der Mörder Durseau darf nicht vor der Kammer erscheinen! Um zehn Uhr vormittags: Sammelpunkt Arbeitsbörse bei der Place de la République!“

Der Freitag verging zunächst ohne schlimme Ereignisse. Die regierungsfreundlichen Riesenzeitungen hatten wenigstens in die Provinz einige Beruhigung getragen, aber die gefürchtete Börsenpanik brach, obgleich die kleinen Rentner noch nicht verkauften, dank der kolossalen Baissespekulationen, mit elementarer Wucht herein. Alle russischen Werte fielen schon um mehr als dreißig Prozent. Und kaum war die Börse um drei Uhr geschlossen, als der furchtbare Schlag auf das Land niedersauste.

In seiner Wut gegen Frankreich, gegen die republikanische Ordnung, gegen Durseau, der ihm falsche Versprechungen gemacht hatte, und zum Teil auch, um seiner Regierung in diesem Augenblick, wo Strong um seine Macht, seine Freiheit, sein Leben kämpfte, die Sympathien des großen Amerikaners zu sichern, gab der russische Botschafter dem Strongschen ‚Télégraphe‘ für seine Abendausgabe die offizielle Erklärung der russischen Regierung, wonach sie die Einstellung ihrer Zinszahlungen ankündigte, mit dem vagen Versprechen, sie möglichst bald wieder aufzunehmen.

In den Arbeiterkreisen herrschte alsbald toller Jubel über diesen Niederbruch der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs. Endlich kam es an den Tag, daß seit Jahrzehnten die Minister, die Parlamente und die Hochfinanz das Volk betrogen! Endlich

mußte nun auch der verstockteste, regierungstreueste, ruhigste Sparer, von Wut ergriffen, zum Sturze dieser Bande beitragen!

Und tatsächlich ging eine Woge furchtbarer Erbitterung über das ganze Land. Schon waren die russischen Werte um ein Drittel ihres Nominalbetrages gefallen! Und dabei hatte die Regierung am Morgen mit ihren beruhigenden Artikeln in den offiziösen Blättern das Publikum vom Verkauf der Papiere abgehalten! Es war ein Betrug, ein Raub, ein Landesverrat! Denn wer würde am Samstag nun noch Russen kaufen wollen? Nicht Rußland, sondern die Regierung ruinierte ja das Publikum, dachte jeder Besitzer russischer Papiere. Die Regierung war für alles verantwortlich! Und auf dem Meeting im Tivoli, wo Cahors vor einer riesigen Menschenmasse vom russischen Staatsbankrott und der Infamie der französischen Bourgeoisrepublik redete, erschienen schon Tausende von Leuten, die niemals mit Arbeitern in Berührung gekommen waren und niemals etwas von Sozialismus oder Revolution hatten wissen wollen . . .

Früh am kühlen, klaren Morgen marschierten die republikanischen Garden und vier in den reaktionären Westprovinzen rekrutierte Infanterieregimenter, die man nach Paris hatte kommen lassen, in den Straßen, die zur Arbeitsbörse führten, auf. Um jeden Preis mußte die große proletarische Kundgebung verhindert werden, die der Arbeiterbund angekündigt hatte. Denn man hatte höheren Ortes erfahren, daß der Bund auf mehrere hunderttausend

Demonstranten rechnete, die in ihrer Erbitterung imstande gewesen wären, ganz Paris in ihre revolutionäre Bewegung zu ziehen. Alles kam darauf an, sie sich nicht zu kompakten Massen zusammenschließen zu lassen. Der Polizeipräfekt, der das Oberkommando führte, gab seine letzten Instruktionen. Er verfolgte ausschließlich das Ziel, die zum Sammelplatze herandrängenden Arbeiter in ihre Stadtviertel im hochgelegenen Osten und Norden zurückzudrängen . . . Um den Rest der Weltstadt kümmerte sich niemand . . .

Schon um zehn Uhr früh kam es zu wütenden Kavallerieattacken auf dem weiten Boulevard de Magenta, wobei über fünfzig Proletarier schwer verwundet liegen blieben. Aber dann rückten die revolutionären Gruppen aus dem Stadtviertel beim ‚Père Lachaise‘, dem großen Friedhof, von ihren Höhen herunter, und unter ihren Revolverschüssen fielen auf der Avenue de la République Dutzende von Kürassieren aufs Pflaster.

Der Präfekt gewahrte mit Besorgnis, daß die Kundgebung zum Straßenkampfe ausartete. Aber er wagte nicht für das Blutvergießen die persönliche Verantwortung zu übernehmen. Er verlangte darum Instruktionen bei Durseau und beschränkte sich inzwischen darauf, gegen die Arbeitermassen den Platz zu behaupten.

Aber plötzlich, ehe er noch Nachricht erhalten, bemerkte er, daß die Reihen der Revolutionäre sich schnell lichteten. Und schon glaubte er, einen großartigen Erfolg davongetragen zu haben, als seine Radfahrer ihm die Schreckenskunde brachten,

auf weitem Umwege rasten die Arbeiter durch die Straßen nach der Börse zu, woselbst eine tausendköpfige Menge lärmende Kundgebungen veranstaltete . . .

Der Börsenplatz und alle umliegenden Straßen waren schwarz von Menschen. Die Wut und die Verzweiflung über den unverdienten Ruin durch den russischen Bankrott hatten Zehntausende von sonst friedfertigen Leuten zu dem Platze getrieben, wo heute ihr Unglück besiegelt werden sollte. Und allmählich, erst hier und da, dann überall, war auf geheimnisvolle Weise der Gedanke lebendig geworden, man müsse das Börsengeschäft verhindern, um den Sturz aufzuhalten. Niemand bedachte, wie kindisch eine solche Methode war. Aber der Zorn gegen die Geldleute, gegen die Regierung, gegen Rußland, machte jede kühle Überlegung unmöglich.

Man stürzte die riesigen Freitreppen des Börsenpalastes hinauf, drang in den leeren Saal, johlte und pfiff, verprügelte die Schutzleute und Saaldiener, die von der Flut willenlos mitgerissen wurden, und sang sogar zum Zeitvertreib die Marseillaise! Es waren also sicherlich keine Revolutionäre, die hier ihrer Aufregung freien Lauf ließen.

Aber bald kamen in Rudeln Arbeiter gruppenweise herangelaufen, mischten sich unter die wütenden Kleinbürger und brüllten zum Proteste die revolutionäre ‚Internationale' . . .

Und dann trat das Unvermeidliche ein. Sobald der Präfekt von dieser ganz unvermuteten Bewegung unterrichtet war, ließ er die Kürassiere der





Garde im gestreckten Galopp über die Boulevards zur Börse jagen, um dort die Menge auseinanderzutreiben. Wahnwitziges Unterfangen! Denn selbst wenn die Menge sich hätte zerstreuen wollen, wäre es ihr unmöglich gewesen, da die unvernünftige Taktik des Präfekten alle Zugänge zum Platze versperrte. Der Zusammenstoß war also unvermeidlich.

Die Kürassiere, die mit Säbelhieben in die Menge dringen wollten, wurden, da ja schlechterdings niemand ausweichen konnte, einfach von den Pferden gerissen, und, wenn sie auch ein paar Hiebe austeilen konnten, geradezu erdrosselt oder zerstampft, während Dutzende von Leuten sich an die Pferde hängten, um nicht zertreten zu werden, bis es diesem oder jenem gelang, die Tiere mit Revolverschüssen zu Boden zu strecken. Das fürchterliche Geheul der zusammengepferchten Massen tönte weit über die Stadt hin ...

Der wutschnaubende Präfekt hatte den Kopf verloren. Er war an der Spitze eines der regierungstreuen Regimenter herangeeilt und ließ ohne weiteres durch Trompetensignale die drei Aufforderungen zum Auseinandergehen geben, nach denen reglementsmäßig die Truppen schießen durften.

Aber als man in der Menge die Signale hörte, und nun ein jeder für sein Leben zu fürchten hatte, verwandelte sich bei der Unmöglichkeit jedes Fluchtversuchs die allgemeine Angst in verzweifelte Erbitterung. Was — jetzt sollte auf Befehl dieses Schergenhäuptlings das Volk zusammengeschossen werden?

„Halunke! Hund! Mörder!“ brüllte man in den zunächst stehenden Arbeitergruppen. Der Präfekt

wich zurück und gab den Soldaten mit seinem Spazierstock das Zeichen, vorzurücken.

Aber ehe er sich in Sicherheit bringen konnte, raste die Menge wütend vorwärts. Ein paar Revolverschüsse knallten, und im Gemenge stürzte der verhaßte Beamte zu Tode getroffen nieder.

Zwar drangen die Soldaten nun auf die Menge ein, ergriffen einige Leute und schlugen sie mit Kolbenhieben nieder. Aber die Schlägerei konnte ja zu nichts führen, und bald riefen die Offiziere ihre Leute zurück, da sie nicht mehr wußten, wie weit sie nun eigentlich gehen durften. Sie hatten ja keine Befehle mehr! Und während sich wie ein Lauffeuer die Nachricht vom Tode des Präfekten unter rasendem Gebrüll in der Menge verbreitete, stieg zuerst eine ganz kleine, dann immer größere, immer dickere Rauchwolke über dem Dache der Börse empor. Ein eigentümlicher Geruch verbreitete sich. Und plötzlich erscholl aus zehntausend Kehlen der Schrei:

„Die Börse brennt!"

Wahnsinnige Angst ergriff in wenigen Sekunden die Massen. Heulend drangen aus dem Gebäude die bisher dort Eingeschlossenen und schoben die Masse von den Riesentreppen hinunter. Hunderte sprangen an den Seiten des Gebäudes vom Säulengange auf den Platz herab und fielen auf die Köpfe der dort gedrängt stehenden Menge, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt den Straßen zu in Bewegung setzte.

Aber die Reservebrigaden der Polizei, jene Schergenbanden, die, aus den widerlichsten Klassen





rekrutiert, nur bei ganz schlimmen Gelegenheiten als Hüter der Ordnung auftraten: die dummen Bretonen, die überhaupt nicht wußten, wozu sie in Paris waren; die Garden, die sich einbildeten, eine rettende Rolle zu spielen, beobachteten gedankenlos den einmal gegebenen Befehl, da kein Mensch auf den Gedanken kam, ihn zu ändern, und gaben die auf den Platz mündenden Straßen noch immer nicht frei.

So war die Masse zwischen den Truppen und der Feuersbrunst eingeschlossen und suchte wahnsinnig vor Angst nach Auswegen. Vergebens brüllte sie den Soldaten Erklärungen, Bitten, Verwünschungen zu. Sie blieben stehen wie die Klötze. Man drängte wild auf sie ein. Sie antworteten mit Säbeln oder Bajonetten.

Da nahte die Erlösung. Unter dem tollen Drängen Tausender von Menschen waren die großen Eisengitter, die die Börse vom Platze trennten, umgerissen. Die Arbeiter brachen sie auseinander und verwendeten die Stäbe als Lanzen. Wer Revolver oder Messer bei sich hatte, bereitete sich zur Schlacht vor. Die Unbewaffneten wichen brüllend zurück, und auf einmal erschien, von der ungeheuren Wucht der Menge unwiderstehlich vorwärtsgeschoben, wie das totbringende Horn eines fabelhaften Ungetüms, die bewaffnete Kohorte der Arbeiter am Eingang der zur Oper führenden breiten Straße, der rue du Quatre-Septembre, die unglücklicherweise stärker als alle anderen besetzt war, da sie den kürzesten Weg zu den Ministerien und den reichen Vierteln bildete.

Ehe die unglücklichen Kürassiere und die blöden Infanteristen vom Lande es sich versahen, drangen die Piken in die Leiber der Pferde und Reiter. Wild gewordene Tiere sprangen, ihre Eingeweide wie bei eklen Stiergefechten auf dem Boden schleifend, toll umher. Arbeiter und Soldaten wurden niedergetreten, niedergestochen, niedergeschossen. Es war zu spät, Befehle zu geben, oder sich zu wehren. Das Pflaster war schlüpfrig vom Blut der Pferde und Reiter. Mit den Händen vor ihrem blutigen Gesicht flohen Soldaten in die Seitenstraßen. Niemand fand Zeit oder Platz, das Gewehr zu benutzen . . .

In wenigen Sekunden war der Weg frei, und nun ergoß sich wie eine Sturmflut die heulende Menschenmasse in tollem Laufe durch die Straßen. In diesem reichsten Geschäftsviertel der Stadt hörte man überall durch den Tumult das Rasseln der Eisenjalousien, die vor den Schaufenstern und Türen heruntergelassen wurden. Das Publikum jagte in wilder Flucht in die Häuser. Und mit Entsetzen sahen die Leute an den Fenstern, daß das Heer der Demonstranten nun, ohne Hindernissen zu begegnen, zu den großen Banken, zu den Ministerien, zur Deputiertenkammer, zu den ausländischen Botschaften vordrang . . .

Eine halbe Stunde vom Schauplatz des Kampfes entfernt wußte man jedoch von nichts. Dort ging das Leben der Weltstadt noch seinen unberührten Gang. Und schon hatte sich die Menge von ihrer Angst, ihrer furchtbaren Anstrengung und ihrer Freude, dem Tode durch Feuer, Kugeln, Säbel

oder Gedränge entronnen zu sein, vollständig erschöpft in eiligem Laufe zerstreut, als endlich der Ministerpräsident die Schreckensnachrichten vom Verlaufe dieses ersten Aktes der Revolution empfing.

Am Nachmittage verbreitete sich das Gerücht, die in Eile zusammenberufenen Minister hätten beschlossen, den Belagerungszustand zu dekretieren; eine Reihe von Mitgliedern des Zentralkomitees der Arbeiterföderation sollten für die Ermordung des Polizeipräfekten, den blutigen Zusammenstoß bei der Börse und alle anderen revolutionären oder antimilitaristischen Vorfälle persönlich verantwortlich gemacht und sofort verhaftet werden. Niemand wußte, ob an diesen Nachrichten etwas Wahres sei. Aber die bloße Aussicht einer Militärdiktatur versetzte nicht nur die Arbeiterbevölkerung, sondern auch die bürgerlichen demokratischen Republikaner in unsagbare Wut. „Durseau will den Napoleon spielen!“ hieß es überall. Und der Gedanke, daß das Land nach fünfzig Jahren Republik wieder das Opfer eines Staatsstreiches werden könnte, der unter dem Vorwande des Kampfes gegen den Anarchismus sicherlich die militärische und klerikale Reaktion noch einmal zum Siege führen würde, brachte auch die friedfertigsten Spießbürger in Harnisch . . .

Die Regierung schien allerdings die Gerüchte lügen strafen zu wollen. Denn man hörte weder etwas von der Verhängung des Belagerungszustandes, noch von der Verhaftung Cahors', der ohne

Zweifel das erste Opfer der Regierungsaktion hätte werden müssen. Statt dessen konnte man einen kurzen offiziellen Maueranschlag lesen, der besagte, die Regierung wolle die Bevölkerung nicht für die Verbrechen verantwortlich machen, die am Morgen begangen worden seien; sie verwechsle nicht den guten französischen Bürger mit den Banden junger Strolche, die sich aus der Verbrecherwelt rekrutierten, und stets versuchten, bei Gelegenheit politischer Demonstrationen im Trüben zu fischen . . . Aber Durseau erwies sich mit diesem klassischen Beruhigungsmanifest zum ersten Male in seinem politischen Leben als furchtbar ungeschickt.

Jeder wußte doch, daß die Säbel- und Bajonetthiebe bei der Börse weder auf Strolche, noch eigentlich auf revolutionäre und anarchistische Arbeiter niedergesaust waren, sondern auf sonst ganz friedliche regierungstreue Bürger, die bei der Nachricht von ihrem plötzlichen Ruin durch den russischen Bankrott in sinnlose Angst und Wut versetzt worden waren. Und alle diese Leute wurden nun als Verbrecher, Zuchthäusler und Strolche dargestellt! Brauchte man sich das gefallen zu lassen? War eine derartige Beleidigung nicht geradezu eine Herausforderung? Bewies sie nicht, daß Durseau den Kampf w o l l t e, um bei dieser Gelegenheit seine heimliche Diktatur zu einer offiziellen zu machen?

Die ‚Infamie' des Ministerpräsidenten erweckte überall wieder den seit Jahrzehnten eingeschlafenen revolutionären Geist des Bürgerstandes. Lieber Volksaufstand als Staatsstreich! Und als gegen

Abend aus dem nördlichen Kohlenrevier die Nachricht telegraphiert wurde, anläßlich der Pariser Ereignisse hätten mehrere weitere Regimenter der Regierung den Gehorsam aufgesagt und sogar dem Ministerpräsidenten telegraphiert, sie erlaubten nicht mehr, daß Berufssoldaten und Truppen aus royalistischen und klerikalen Provinzen das Pariser Volk niederkartätschten, da ging bald das ermunternde Gerücht wie ein Lauffeuer durch die Weltstadt, revolutionäre Truppen marschierten gegen die regierungstreuen reaktionären Regimenter und gegen die Pariser Polizeitruppen . . .

Die Abendblätter teilten mit, es sei ein Verhaftungsbefehl gegen Cahors erlassen, aber man habe seiner noch nicht habhaft werden können, da er im Föderationshaus nicht mehr erschienen sei . . .

In allerletzter Stunde nämlich war das Werk des revolutionären Aristokraten gescheitert, sein Ideal zusammengebrochen, seine Mitarbeit mit den Kameraden unmöglich geworden. Er hatte jedem einzelnen Manne aus dem Volk seinen eigenen Drang und seine eigene Fähigkeit zu freier Selbstbestimmung zugeschrieben; er hatte geglaubt, daß jeder, der sich gegen die Herrschaft anderer auflehnte, stark genug sei, sich selbst zu beherrschen und zu führen; er war Anarchist, und seine — fast religiöse — Überzeugung war gewesen, daß jeder moderne Mensch Anarchist sein könnte und dürfte. Und diese Illusion, die ihn jahrelang zur großartigsten Entfaltung sozialen Wollens begeistert hatte, zerfloß in wenigen Augenblicken in nichts, sobald die Ent-

wicklung der antimilitaristischen Bewegung und die Beteiligung des Kleinbürgertums an den revolutionären Vorfällen, den Erfolg der Erhebung und den Sturz des bestehenden Regierungssystems in sichere Aussicht stellte . . .

Er haßte das sozialistische Ideal beinahe noch stärker als die plutokratische Gesellschaftsform, in der doch wenigstens grundsätzlich jedem einzelnen die Möglichkeit zur freien Entfaltung seiner Persönlichkeit belassen war. Er wollte eine Gesellschaft, die sich auf freies Zusammenwirken der einzelnen gründete, eine ‚Genossenschaft der Produktivgenossenschaften', deren Ausschüsse zugleich Parlament und Regierung darstellten, ohne Berufspolitiker, ohne Parlamentarier, ohne staatliche Autorität über der freien Verwaltung der beruflichen Gruppen. Und nichts schien ihm kulturwidriger und reaktionärer, als der sozialistische Staat mit der anonymen Selbstherrschaft politischer Majoritäten, mit der unerträglichsten Verwaltungstyrannei, mit der verderblichsten, alle Initiative tötenden Bureaukratie und der prinzipiellen Unterdrückung aller anormalen Instinkte und Kräfte, die das Wesen und die Schönheit der Kultur ausmachen . . .

Seine ganze persönliche Macht, seinen fast hypnotisierenden Einfluß auf die Massen, ja sogar — unverzeihlicher Leichtsinn! — sein Vermögen und seine gesellschaftliche Stellung hatte er ins Treffen geführt, um das Volk dem sozialistischen Alpdruck zu entreißen und es in seinen Traum beglückenden Anarchismus zu wiegen. Und gerade jetzt, da er sich am Ziele glauben durfte, wurde er von den

Freunden verraten und von den Gegnern der Früchte seiner Arbeit beraubt . . .

Als er, kurz nach dem blutigen Zusammenstoß vor der Börse in das Beratungszimmer des Föderationshauses trat, um dort die weiteren revolutionären Maßnahmen mit den Kameraden zu besprechen, prallte er zurück wie etwa ein gläubiger Klosterabt, der seine Mönche in der Kirche eine orgiastische schwarze Messe feiern sieht. Dort saßen die Todfeinde von gestern, die antiparlamentaristischen Führer der Arbeitsföderation und die Häupter der sozialistischen Kammerparteien beisammen und stritten sich schon um die Verteilung der Minister- und Monopoldirektorposten nach dem Siege der Revolution! Sie hatten Frieden geschlossen, um gemeinsam persönlich von der Umwälzung zu profitieren, um sich selbst an die Stelle der Machthaber zu setzen, die sie, wie das Volk glaubte, ein für allemal ausrotten sollten! Mit jeder Faser ihres Wesens also standen diese Heuchler des Fortschritts, diese Lügner der Entwicklung, diese Kulturkomödianten auf dem Boden der bestehenden Ordnung! Auch ihnen war das Volk nur ein Dünger, auf dem sie die Giftpilze ihrer Machtinstinkte großzüchten wollten!

Sein Zorn, seine Enttäuschung, seine Verzweiflung brachen in heftigen, beschwörenden Reden hervor. Stundenlang rang er mit den höhnischen Profithaschern um die Früchte seiner Arbeit, die diese ihm stahlen. Aber der Kampf war aussichtslos. Zuerst machte man sich über seine Naivität lustig, dann aber griff man ihn direkt als Stören-

fried und Spielverderber an. Und schließlich wirkte die völlige Hoffnungslosigkeit aller Anstrengung lähmend auf seine Kräfte. Grenzenloser Ekel und furchtbare Müdigkeit ergriffen ihn; stumm und blaß folgte er nun den Beratungen über die Durchführung des sozialistischen Staatsstreiches.

Man wollte die Arbeiterschaft und die über den russischen Bankrott erbitterten Kleinbürger zu einer Massenkundgebung auf dem Rennplatz zu Longchamp im Bois de Boulogne veranlassen, wo am folgenden Tage gelegentlich des großen Herbstpreises der Präsident der Republik, die Minister und die feine Welt zusammenkamen. Man konnte dabei auf heftige Ausschreitungen der aufgeregten Menge, und somit auf weitere Zusammenstöße mit den Truppen rechnen. Und mehr brauchte man nicht. Denn wenn wieder Blut floß, dann war man einer furchtbaren Explosion der Volkswut sicher; und in Voraussicht dieses Aufstandes konnte man schon jetzt die nötigen Vorkehrungen treffen, um dann in der Nacht oder am Montag früh von den organisierten Arbeiterverbänden die Ministerien und Parlamentsgebäude besetzen zu lassen. Die Proklamation einer ‚provisorischen Regierung‘ von Führern der sozialistischen Parteien und der Arbeiterverbände war dann nur noch eine Formalität...

Während jeder dieser Punkte mit zynischer Offenheit im einzelnen erörtert wurde, steigerte sich Cahors’ Erbitterung und Verachtung immer mehr. Lohnte es sich wirklich, noch einmal, gerade wie vor hundertdreißig Jahren, Ströme von Blut zu vergießen, Armut, Krieg, Mord und Raub über das

Volk zu bringen, um die Tyrannei der Klugen und Raffinierten durch die Tyrannei der Rüpel zu ersetzen? Menschen wie Diderot oder Turgot waren doch wahrhaftig tausendmal besser als Hunde und Esel wie Marat und Robespierre! . . . Und Strong, mit seiner schrankenlosen, aber wohlwollenden Machtausübung, war ja ein wirklicher Heiland im Vergleich zu diesen hungrigen Wölfen, die sich zu Hirten über die Schafherde des Volkes machen wollten! . . .

Hier hatte er nichts mehr zu suchen: das gestand er sich mit Bitterkeit ein. Und als im Laufe des Gesprächs die Frage der Menschenopfer, die der Staatsstreich kosten würde, von den künftigen Machthabern mit einigen faulen Witzen abgetan wurde, hielt er den Augenblick für gekommen, sich von dieser Bande loszusagen.

Zur Verwunderung der ‚Kameraden‘ erhob er sich, leichenblaß, und ging stumm, die Hände in den Hosentaschen geballt, an allen vorbei zur Tür. Aber dort wandte er sich um, zuckte die Achseln und sagte verachtend: „Kanaillen!“

Dann schritt er hinaus. — Wieherndes Gelächter folgte ihm.

Lange ging er ziellos durch die Straßen. Nichts deutete darauf hin, daß furchtbare Ereignisse stattgefunden hatten und daß noch furchtbarere kommen sollten. Ein paar hundert Meter von der noch rauchenden Börse, auf den großen Boulevards ging das Pariser Leben seinen gewohnten Gang. Ja, es schien fast noch festlicher als sonst. Auf den Ter-

rassen vor den Cafés war kein Stuhl frei; auf den Trottoirs drängte sich das Publikum langsam vorwärts, beinahe wie an Faschingstagen. Überall hörte man Lachen und lebhaftes Gespräch. Man fühlte sich leben! Man wartete augenscheinlich mit einer gewissen vergnügten Neugierde der Dinge, die da kommen sollten . . . Cahors setzte sich nach seinem schweren Kampfe mit einer Art Wollust der Ansteckung dieser prachtvoll leichtfertigen Stimmung aus.

Er ließ sich die Boulevards entlang von der Menge weiterschieben. Der betäubende Lärm der zahllosen Wagen, das Aufblitzen der Lichtreklamen, ja selbst das Gebrüll der Zeitungsverkäufer und Hausierer, die sich wie Aale durch das Gedränge schlängelten, taten ihm wohl. Minutenlang blieb er vor einem riesigen Schaufenster stehen, in dem Tausenden von falschen Diamanten durch die sinnreiche Kombination zahlloser sich drehender, springender, tanzender Lämpchen ein trügerisches Schillern entlockt wurde; und der hypnotisierende Einfluß dieses schwindelnden Lichtergewirrs entrückte ihn seinen schmerzlichen Gedanken . . . Wo zu Reklamezwecken auf einer Hauswand Kinematographenszenen zur Schau gestellt wurden, und sich die bummelnde Menge zu dichtem Knäuel ballte, gewann er selbst den albernsten Vorführungen einen gewissen Geschmack ab. Langsam schritt er an den Caféterrassen hin und suchte nach bekannten Männer- und hübschen Frauengesichtern . . . Die wunderbare Suggestivkraft des Boulevardmilieus nahm ihn allmählich ganz gefangen und bald fühlte

er sich nicht mehr als Häuptling der Revolution, sondern wieder als Pariser . . .

Gedankenlos ging er weiter. Je näher er der Madeleine kam, um so eleganter wurde die Menge, um so glänzender die Läden, um so unheimlicher das Getümmel der Automobile. Ohne es zu merken, gelangte er mitten in das Stadtviertel, in dem sich der unerhörteste Luxus, die großartigste Verschwendung, die üppigste Leichtlebigkeit und die glänzendsten Laster der Welt konzentrierten. Und er empfand die Zobelpelze der schönen Weiber, die aus den Wagen an ihm vorüber in die Juwelierläden huschten, nicht einmal mehr als Hohn auf das ewige Einerlei der Proletarierexistenz; die prachtvollen Gespanne erschienen ihm kaum noch als Verbrechen gegen die menschliche Solidarität; und als endlich das märchenhafte Lichtmeer der Place de la Concorde vor ihm lag, vergaß er vollständig, daß die Tausende von Kandelabern, die solche Schönheit schufen, auf Kosten der armen Teufel aus dem Volke brannten, die fast nie hierher kamen . . .

Der herbe Wind, der von der Seine her über den Platz strich, lockte ihn an. Er atmete freier, und der namenlose Druck der furchtbaren Idee, sein Lebenswerk zerbrochen zu sehen, wich allmählich von ihm. Ihn hungerte nach Luft und Bewegung. Hastig überschritt er den Platz und ging nun die Champs-Elysées hinauf, diese großartigste Prachtstraße der Welt, die oben, unter dem düsteren, ungeschlachten Arc de Triomphe wie im Bauche eines fabelhaften Molochs verschwand. Aus dem Dunkel des Parkes glitzerten tausendfach in allen

Farben durch das schon gespenstisch kahle Astgewirr die Lichter der üppigen Restaurants und Theater. Aus den eleganten Vergnügungslokalen tönten melancholische Walzer auf die Avenue hinaus. Wie unheimliche Leuchtkäfer schwirrten die zahllosen Motorwagen die Riesenstraße hinauf und hinunter. Und wie ein Heer von Lichtgiganten bildeten die bläulich leuchtenden Kandelaber, so weit das Auge reichte, zu Ehren des Reichtums, des Luxus und der Schönheit — der Herrscher, die hier unumschränkt regierten — ehrfürchtig Spalier.

Wie jeder, auch der ärmste Pariser, empfand Cahors angesichts dieses wundervollen Lebens, das das Überflüssige als das Notwendige erscheinen läßt, weniger Neid als Bewunderung. Lohnte es sich wirklich, all diese Lebensfreude, diese schönsten, wenn auch allzu zarten und krankhaften Blüten der Kultur grob in den Staub zu treten, nur damit eine Bande von Neidern sie für sich selbst zu neuem Blühen bringen könnte? Was er im Föderationshause gehört, kam ihm jetzt lächerlich, geradezu verbrecherisch vor. Ja, wenn jeder an all diesem prachtvollen Sichausleben Anteil gewinnen sollte, dann wäre jeder Gewaltakt entschuldbar, aber so?...

Als er die Avenue de Marigny kreuzen wollte, mußte er vor einem vorbeirasenden, hellerleuchteten Automobil zur Seite springen; unwillkürlich blickte er ihm nach. Da hinten, am Ende der Straße, kaum drei Minuten entfernt, lag das Ministerium des Inneren. Und wie ein Blitz durchfuhr es ihn: „Wenn ich zu Durseau ginge, und versuchte, die ins Sinnlose gelenkte Bewegung aufzuhalten? . . .“

Aber der Gedanke, seine bisherigen Kampfgenossen so feige zu verraten, widerte ihn an, und er schritt ärgerlich weiter . . .

Als er den Rond Point überquert hatte, und nun zwischen den üppigsten Palästen der Weltstadt zum Arc de Triomphe hinaufging, raste ein Rudel ärmlich gekleideter junger Burschen in fliegender Hast an ihm vorüber. Sie hielten dicke Zeitungsstöße unterm Arm und brüllten:

„Abendausgabe des ‚Télégraphe'! Verhaftung Cahors'! Manifestation in Longchamp!"

Mit Bestürzung vernahm er diese Nachricht und erblaßte. Dann aber überkam ihn eine unwiderstehliche Heiterkeit, und nur mit Mühe verbiß er sich das Lachen. Gerade jetzt! Gerade jetzt sollte er verhaftet sein oder verhaftet werden! Jetzt, wo er mit der Bande gebrochen, wo er beinahe zu Durseau hineingegangen wäre, um Maßregeln gegen den sozialistischen, den reaktionären Staatsstreich zu besprechen! Aber er mußte sich doch wenigstens über sein eigenes Schicksal unterrichten!

So kaufte er denn ein Blatt und trat hastig unter den nächsten Kandelaber, um es zu lesen. Aber das Flimmern der Bogenlampe machte es fast unmöglich. Unwillkürlich hob er den Blick und sah nun erst, daß er gerade vor dem Païvapalais stand, vor dem Hause Strongs! Wenn man ihn h i e r fände, würde natürlich jeder glauben, er wäre absichtlich hergekommen, sagte er sich ärgerlich. Aber schließlich war ihm auch das einerlei. Er blickte nicht einmal zu den Fenstern hinauf, sondern begann aufmerksam zu lesen . . .

Die Zeitung stellte unverhohlen schon für den folgenden Tag einen furchtbaren Krawall in Longchamp in Aussicht, und machte ihn, Cahors, für alles verantwortlich! Nein, unter diesen Umständen wollte er nicht der Freiheit beraubt werden! Wenn es im Bois de Boulogne beim Rennen, dem Strong und Nixola sicherlich beiwohnen würden, zu schlimmen Zusammenstößen käme . . . Ehe er jedoch seine ängstlichen Vermutungen zu Ende denken konnte, legte sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter. Er glaubte sich von einem Geheimpolizisten ergriffen und holte zu wütendem Faustschlage aus. Aber als er sich umwandte, erkannte er Strong.

„Was machen Sie denn hier?" fragte ihn dieser lächelnd. Ah! Sie lesen Ihren Verhaftungsbefehl? Kommen Sie, bitte, zunächst sofort zu mir herein..."

„Unter keiner Bedingung, Herr Strong," entgegnete Cahors heftig. „Aber ich freue mich, Sie gerade noch einmal zu treffen, bevor ich verhaftet werde. Ich möchte Ihnen nämlich zwei dringende Mitteilungen machen . . ."

„Recht gern! Aber nicht auf der Straße. Denn hier werden Sie entweder von der Polizei, oder aber von Ihren Kameraden gesehen. Und das eine wie das andere wird Ihnen wohl gleich unangenehm sein . . ."

„Sie irren sich durchaus. Die Leute, die Sie meine ‚Kameraden' nennen, gehen mich nichts mehr an. Und sobald ich Ihnen mitgeteilt habe, was mir nötig erscheint, liegt mir gar nichts daran, den Geheimpolizisten in die Hände zu fallen."





„So?“ fragte Strong verwundert. „Um so nötiger ist es, daß wir ruhig miteinander reden. Also vorwärts! Nachher können Sie sich arretieren lassen, soviel Sie nur wollen. Ich werde Sie nicht zurückhalten . . .“

Und er faßte ihn unter den Arm und zog ihn mit sich in seinen Palast.

„Ich finde es nämlich sehr vernünftig von Durseau,“ fuhr Strong fort, „daß er Sie verhaften will. Nicht um sein Mütchen an Ihnen zu kühlen: das soll er nicht und daran werde ich ihn schon hindern. Aber wenn Sie nicht mehr frei handeln können, dann fühlen sich die Leute, die heute an der Börse diese grauenhafte Geschichte angezettelt haben, ohne Führer, wissen nicht mehr, was sie tun sollen, bekommen Angst und beruhigen sich allmählich . . .“

„Gerade da sind Sie gründlich im Irrtum, Herr Strong. Und gerade das muß ich Ihnen kurz auseinandersetzen . . .“

Inzwischen waren sie in dem hohen Prachtsaal des Erdgeschosses angelangt, und während Strong die ganze Zeit unbeweglich vor Cahors, der in einem Klubsessel Platz genommen hatte, stehen blieb und ihn mit durchdringenden Blicken ansah, erzählte dieser mit allen Einzelheiten die Vorfälle, denen er am Nachmittage im Föderationshause beigewohnt hatte, ohne Strong zu verhehlen, daß er mit den Kameraden, die die Resolution zu einer persönlichen Geschäftsunternehmung machen wollten, endgültig gebrochen habe.

„Unter diesen Umständen möchten Sie also wohl am liebsten die ganze Bewegung aufhalten?“

fragte Strong, nachdem Cahors seinen Bericht beendet hatte.

„Es wäre das beste, aber es ist zu spät und ich wüßte kein Mittel . . .“

„Sie sehen also endlich selbst ein, daß Ihre Leute nicht reif sind?“

„Ich werde nicht zu Kreuze kriechen, Herr Strong,“ erwiderte Cahors stolz. „Wenn ich mich geirrt, wenn ich all meine Kraft umsonst aufgewendet habe und schließlich noch für alles verantwortlich gemacht werden soll, was nie in meinen Plänen lag und was gegen meinen Willen von den politischen Profithaschern ins Werk gesetzt wird, so ist das einfach für mich ein persönliches Unglück. Und, ich gestehe Ihnen offen: im Grunde ist mir jetzt wirklich alles einerlei . . .“

„Wirklich alles?“ fragte Strong etwas verwundert. „Das wäre nicht nur für Sie sehr traurig, denn es gibt doch noch Leute, die stark auf Sie rechnen . . . und nicht nur im Föderationshause . . .“

Cahors runzelte unwillig die Stirn.

„Es ist weder der rechte Ort noch der richtige Augenblick,“ sagte er kühl, „von anderen Fragen zu sprechen, als denen, die ich aufgeworfen habe. Der Zweck meiner Mitteilungen ist auch nicht der, Sie zu irgendwelchen Schritten bei der Regierung zu veranlassen . . .“

„O doch . . . Ich werde sofort den Ministerpräsidenten über die neue Sachlage aufklären und ihn veranlassen, die nötigen Verteidigungsmaßregeln gegen das Komplott zu ergreifen . . .“





„Herr Strong,“ entgegnete Cahors scharf. „Sie machen mich damit zu einem gemeinen Spitzel . . . meine Ehre . . .“

„Zum Donnerwetter!“ schrie der Amerikaner aufgebracht. „Es ist eine größere Ehre und es gehört mehr Mut dazu, eine Menge Menschenleben, ein ganzes Land, ja vielleicht die ganze Kulturwelt zu retten, als sein Maul zu halten! . . . Ihr eigenes Leben scheint Ihnen ja nichts mehr wert zu sein, also rede ich nicht einmal davon . . .“

„Herr Strong,“ rief Cahors aufgeregt. „Ich verbiete Ihnen, das, was ich Ihnen vertrauensvoll über das sozialistische Komplott mitgeteilt habe, weiterzuberichten. Ich habe es Ihnen erzählt, um Sie daran zu hindern, morgen den Rennplatz in Longchamp zu besuchen, wo Sie in Gefahr schweben würden . . .“

„Ja, und außer mir auch noch Nixola . . .,“ unterbrach ihn Strong mit kurzem Auflachen. „Sie haben mir gar nichts zu verbieten. Ein politisches Komplott ist etwas anderes als eine Revolution. Es ist Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mir nichts zu verbieten . . . Ich fahre sofort zu Durseau . . . Und Sie bleiben inzwischen gefälligst hier, denn es wäre eine Tollheit von Ihnen, sich unter solchen Umständen an Stelle der anderen verhaften zu lassen . . .“

„Ich beschwöre Sie, Herr Strong . . .“

„Unsinn, Graf! Ich weiß, daß Sie nicht zu mir gekommen sind, um gegen Ihre früheren Kameraden zu handeln, sicherlich, sondern aus Angst, daß mir, oder vielmehr Nixola natürlich, morgen

etwas zustoßen könnte. Kein Mensch darf mich hindern, meine Haut in Sicherheit zu bringen und Ihren Mitteilungen gemäß so zu handeln, wie es mir am nützlichsten scheint . . .“

„Lassen Sie alles ruhen und fahren Sie nicht nach Longchamp!“ bat Cahors fast verzweifelt.

„Ach was! Wir werden bestimmt hinfahren. Ich will den ‚Anaconda‘ endlich einmal gewinnen sehen. Der Gaul war zwar das ganze Jahr in elender Verfassung, aber der Trainer ist seiner Sache jetzt sicher. Kommen Sie mit!“

Cahors faßte sich an die Stirn. Er war sehr blaß und ihn schwindelte bei dem Gedanken, daß er, dessen Ehre man niemals hatte antasten können, nun vor der Welt als Denunziant seiner Mitkämpfer dastehen sollte. Erschöpft stützte er sich auf die Lehne eines Sessels und starrte zu Boden.

„Lieber Graf,“ sagte Strong beruhigend. „Sie sind ganz herunter von der Geschichte. Sie werden hier bleiben und zunächst einmal mit uns dinieren.“

Aber dieser aus tausend Gründen unannehmbare Vorschlag versetzte Cahors geradezu in Erbitterung. Er richtete sich hoch auf und sagte fest:

„Herr Strong, ich bereue es, hierhergekommen zu sein. Es steht natürlich außer meiner Macht, Sie an dem Verrat meiner Kameraden zu hindern, zu dem ich Ihnen dummer Weise die Mittel geliefert habe. Also tun Sie, was Sie nicht lassen können. Aber sagen Sie wenigstens nicht, wer Sie unterrichtet hat. — Im übrigen wahre ich meine Freiheit und bitte um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen . . .“

Einen Augenblick starrte Strong nachdenklich vor sich hin.

„Gut!“ sagte er dann. „Ich lasse Sie gehen. Unter allen Umständen können Sie auf mich rechnen. Haben Sie übrigens schon daran gedacht, daß Hegler mit seinen Bemerkungen über Sie durchaus recht zu behalten scheint? Sie sind der Mikrobe, der zuerst uns Kapitalisten lahmgelegt hat, und der nun heute auch noch die Arbeiterbewegung zugrunde richtet: sie infizieren die Riesen und die Zwerge, und bloß Sie bleiben, wie Sie vorher waren. Wirklich sehr komisch. Dieser Hegler hat einen großartigen Witz . . . tatsächlich . . . Na, sehe ich Sie morgen in Longchamp?“

Aber Cahors fand kein Wort der Erwiderung. Er fühlte sich furchtbar müde, und das Bewußtsein, sicherlich zum letzten Male in diesem Palast zu weilen, drückte ihn nieder. Es war ja alles aus . . . Er schüttelte Strong die Hand und murmelte:

„Auf Wiedersehen!“ . . .

Dann verließ er eilig den Saal.

Kaum sah Strong sich allein, als er sich hastig in sein Sekretariat begab, und, mit wunderbarer Gedächtnisschärfe jedes Wort des Gespräches wiederholend, seinen Stenographen das hochpolitische Dokument in die Feder diktierte, indem er mit Riesenschritten hin und her ging. Ungeduldig wartete er auf die Reinschrift, las jedes Schreibmaschinenblatt noch einmal sorgfältig durch, gab Befehl, ein Exemplar dem Archiv einzuverleiben und steckte zwei in die Tasche.

Dann ließ er sein Automobil vorfahren und eilte zum Ministerium des Innern. Durseau, den er um eine sofortige Audienz bitten ließ, war von dem Besuche, nach den vorhergegangenen unangenehmen Auseinandersetzungen, so freudig überrascht, daß er die bei ihm versammelten Ministerkollegen hinausschickte und ihn sofort empfing. Er glaubte aber fast, der Amerikaner sei verrückt geworden, da dieser, ohne ihm auch nur guten Abend zu wünschen, einen Stoß Papierblätter auf das Ministerbureau legte und kurz sagte: „Lesen Sie das, Herr Präsident."

Und während Durseau vor Überraschung, Zorn und Angst abwechselnd errötend und erblassend, mit immer größerer Spannung den Enthüllungen folgte, stand Strong ihm stumm gegenüber und beobachtete aufmerksam jeden Zug in seinem Gesichte.

Plötzlich aber runzelte er die Stirn, denn er erinnerte sich daran, daß gegen Ende seines Gespräches mit Cahors ja Bemerkungen gefallen waren, aus denen Durseau leicht hätte erraten können, wem er diese Rettungsaktion verdankte! Darum nahm er dem Minister hastig und ungeniert die Blätter aus der Hand und steckte die beiden letzten einfach in die Tasche.

„Verzeihung, Herr Präsident," sagte er kaltblütig. „Ich habe versprochen, nicht zu verraten, woher diese Enthüllungen stammen . . ."

„Bitte — bitte," murmelte Durseau und las aufgeregt zu Ende, um dann Strong ohne weiteres mit überschwänglichen Dankesbezeugungen zu überschütten.





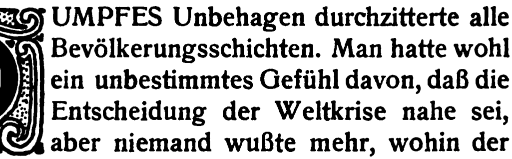
Zwei Stunden lang besprach dann der Amerikaner auf Wunsch des verantwortlichen Staatsleiters Frankreichs mit diesem die Maßregeln, die dem Lande eine nutzlose Revolution ersparen sollten, und der Franzose mußte sich gestehen, daß vielleicht die Erfahrung in der Leitung riesiger Organisationen besser zum Regieren vorbereite, als das Talent, hinreißende Volksreden zu halten . . .

Erst am späten Abend verließ Strong den Ministerpalast. Der Präsident begleitete ihn bis zum Automobil und schüttelte ihm so kräftig die Hand, als wäre er sein bester Freund. Strong, der den Zwischenfall, den die Verleumdungsgeschichte im ‚Boulevard' nach sich gezogen, mit keinem Worte berührt hatte, verabschiedete sich seinerseits mit kühler Herablassung, und ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Aber als er auf der Rückfahrt daran dachte, daß dank seiner allzu ritterlichen Diskretion Cahors bei der Regierung nun noch immer als ‚Seele des Aufstandes' galt, und somit den größten Gefahren ausgesetzt blieb, konnte er ein höchst unbehagliches Gefühl nicht los werden.

Und als Nixola ihn bei seiner Rückkehr ängstlich fragte, ob er nicht etwas Neues erfahren hätte — über Cahors' Verhaftung meinte sie natürlich, das dachte er sich wohl — antwortete er unwirsch, er wüßte von nichts; und er wagte ihr, die ihn stundenlang vergebens zum Diner erwartet hatte, nicht einmal zu sagen, weshalb er so lange ausgeblieben war, und wen er am Nachmittage und am Abend gesprochen hatte . . .

## XVIII



UMPFES Unbehagen durchzitterte alle Bevölkerungsschichten. Man hatte wohl ein unbestimmtes Gefühl davon, daß die Entscheidung der Weltkrise nahe sei, aber niemand wußte mehr, wohin der Sturm der Ereignisse die Massen mitriß. Wieder einmal war an diesem Tage Paris der Mittelpunkt der Welt. Der Zusammenbruch Rußlands und die furchtbare Gärung, die der Hungerbazillus im deutschen Wirtschafts- und Staatsleben hervorgerufen; der grauenhafte Niedergang des englischen Handels und Gewerbes; der fast anachronistische Religionskrieg zwischen Jesuitentum und Freidenkerei, der in Spanien weiter wütete; die blutigen Aufstände der hungerleidigen Japaner gegen die Feudalherren, die ihnen keinen Lebensunterhalt mehr verschaffen konnten; die norditalienischen Arbeiterstreike, die schon zu einer republikanischen Auflehnung gegen die mit dem Klerus verbündete monarchische Demokratie geführt hatten; der tödliche Stillstand alles wirtschaftlichen Lebens in Skandinavien, wo auf den Generalstreik die allgemeine Arbeitssperre gefolgt, und von Tag zu Tag der Niederbruch der ganzen staatlichen Organisation zu erwarten war: alles dies deutete auf eine baldige Entscheidung hin, und überall erhoffte oder fürchtete man die Lösung, die der Kampf des französischen Proletariats gegen die bestehende Ordnung bringen sollte; überall wußte man, daß der Sturz der bürgerlichen französischen Republik, wie vor hundertunddreißig Jahren der Sturz der absoluten Monarchie, im weiten Ozean der Kul-

turvölker mächtige Flutbewegungen auslösen mußte, gegen deren Wucht die Deiche religiöser oder militärischer Autorität nicht standhalten konnten. Und in allen regierenden Kasten, deren Schicksal an diesem Tage zwischen den Boulevards und dem Bois de Boulogne entschieden werden sollte, herrschte Schrecken und Angst vor den Wogen dieser ‚roten Flut‘.

Schon vor Mittag begann die Völkerwanderung zum Bois de Boulogne, nach Longchamp. Die Untergrundlinien und die Rundbahn spien bei den westlichen Befestigungswällen, jenseits derer das Gehölz lag, ungezählte Tausende von Arbeitern und Bürgern, mit Kind und Kegel, auf die Straßen. Zahllose fünf- oder siebenspännige Breaks führten im Galopp ihrer dürren Pferde die etwas Bemittelteren unter betäubendem Gerassel durch die Straßen und die prachtvoll in allen Herbstfarben schillernden Alleen zum Rennplatz. In der Riesenstadt war schon um Mittag kein Wagen und kein Automobil mehr zu haben. Unter der glänzenden, stechenden, allzu heißen Herbstsonne pilgerten ganze Völker von Wettsüchtigen, von Neugierigen und von zielbewußten Demonstranten im Schweiße ihres Angesichts durch den Wald. Es war unmöglich, und auch ganz überflüssig, auf den Champs-Elysées einen Teil des Pflasters für zurückkehrende Wagen freizuhalten. In gedrängten Reihen fuhren Fiaker mit armseligen Kleppern bespannt, voll Menschen gestopfte Möbelwagen mit kolossalen Lastgäulen, elegante Viktorias mit Vollblutpferden, und Kraftwagen jeder Art unter

den Fenstern des Strongschen Palastes vorbei. Und die weiten Trottoirs waren mit einer dichten Menschenmasse angefüllt, die so regelmäßig vorwärtsdrängte, daß sie beinahe wie ein wohldiszipliniert marschierendes Heer wirkte. Aber niemand ging oder fuhr an dem Palaste des Amerikaners vorbei, ohne einen Blick zu den Fenstern hinaufzuwerfen, hinter denen Strong und seine Tochter dies einzigartige Schauspiel beobachteten.

Fast alle Fußgänger, ja sogar die Frauen, hatten eine kleine rote, wilde Rose aus Papier oder Stoff im Knopfloch oder auf das Kleid geheftet, die fast wie ein Abzeichen der Ehrenlegion aussah. Dies war das Emblem der Sozialisten, der Proletarier, der Freidenker, der extremen Demokraten, kurz, aller, die gegen das plutokratische Staatssystem zu Felde zogen. Und die meisten Männer trugen dicke Spazierstöcke mit unheimlichen Spitzen, die, je nachdem, als Lanze oder als Keule dienen konnten . . .

„Zieh' dich an. Es ist Zeit," sagte Strong zu Nixola, die blaß und verstört am Fenster neben ihm stand.

Sie zuckte schreckhaft zusammen.

„Papa . . . Laß uns hier bleiben," sagte sie bittend, „ich habe Angst . . ."

„Wovor? Dummes Mädel!" erwiderte Strong gemütlich. „Ich versichere dir, daß alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Hast du etwa Angst, nach dieser Verleumdungsgeschichte dich vorm Publikum zu zeigen? Lächerlich! . . .

Du hast nicht schlafen können und bist todmüde? Na ja, da wird dir die Ausfahrt nur gut tun. Übrigens kannst du dich beruhigen. Cahors ist nicht verhaftet, wird auch nicht verhaftet werden, und es wird ihm überhaupt nichts passieren, dafür sorge ich schon . . .“

„So? . . .“ unterbrach sie ihn erregt. „Ich . . . ich weiß ja gar nichts davon . . .“

„Ich brauche dir doch nicht alles zu erzählen. Es hätte gar keinen Zweck. Er wird übrigens wahrscheinlich auch in Longchamp sein. Also vorwärts . . .“

Aber sie rührte sich noch immer nicht vom Fleck, und Strong beobachtete sie kopfschüttelnd.

„Liebes Nixchen,“ sagte er tröstend, „du mußt dich in der Tat etwas mehr zusammennehmen. Seit Amsterdam scheinst du wirklich recht zimperlich geworden zu sein. Wo ist denn dein ganzer schöner Mut geblieben?“

„Oh! Mut habe ich noch!“ entgegnete sie mit Bitterkeit. „Das sollst du schon sehen!“ —

Dann ging sie eilig hinaus, um sich zur Ausfahrt vorzubereiten. Aber als sie wieder erschien und ihren enormen Blaufuchsmuff einen Augenblick auf den Tisch legte, um ihre Handschuhe anzuziehen, sah Strong aus dem Pelz den glänzenden Lauf eines prachtvollen Revolvers hervorleuchten. Er zog die Waffe ans Licht und sah Nixola starr vor Überraschung an.

„Du bist wohl verrückt?“ fragte er. „Das ist ja geradezu lächerlich!“

Als einzige Antwort riß sie den Revolver hastig

wieder an sich und drehte ihn unschlüssig in der Hand hin und her.

Strong beobachtete verwundert ihr merkwürdiges Gebaren.

„Was hast du, Nixola? . . . Du scheinst tatsächlich nicht mehr zu wissen, was du tust! Hoffentlich ist das Ding da nicht geladen?"

„O doch!" entgegnete sie energisch, „und ich schieße sehr gut . . ."

„Du wirst das Möbel hier lassen!"

„Nein, sonst gehe ich nicht mit," widersprach sie heftig. „Bitte, Papa!" setzte sie dann eilig und mit sonderbar leiser Stimme hinzu, „laß mich. Siehst du, alle diese Leute mit den roten Abzeichen sind deine Feinde. Und in den Zeitungen steht, daß es auf dich abgesehen ist . . ."

„Unsinn!" unterbrach Strong sie ungeduldig. „Und selbst wenn es so wäre, bildest du dir etwa ein, mit einem Revolver könntest du ein paar hunderttausend Leute in Schach halten? Lächerlich!"

Aber da sie nicht antwortete und die Waffe trotzig wieder in den Muff steckte, zuckte er nur noch die Achseln und ging mit ihr zum Wagen.

Um auf den Fahrdamm zu gelangen, mußte ihr Automobil quer über das Trottoir fahren. Aber die Menge wich nur unwillig aus, und als man die Insassen des Autos erkannte, steckten die Nächststehenden ihre beiden Zeigefinger in den Mund und ließen durchdringende Pfiffe ertönen. Nixola wurde noch bleicher, aber Strong lachte nur . . .

In den Nebenstraßen der Avenue du Bois und weiterhin im Dickicht des Gehölzes halb verborgen,





standen ganze Regimenter von Soldaten. Und als sie am Ende der Allée de Longchamp bei dem berühmten Restaurant der Cascade vorbeifuhren, und nun das weite Rennfeld vor ihnen lag, sahen sie rings um das ungeheure Menschenmeer, durch das die für die Pferde freigehaltenen Bahnen gleichsam grüne Flüsse zogen, einen Kranz von blitzenden Helmen und Lanzen. Die ganze Garde war hier mit der Aufrechterhaltung der Ordnung betraut. Und mit dem Fernglas konnte man außerdem oben hinter den Baumgruppen, auf der Höhe des welligen Rennplatzes, den Tribünen der eleganten Welt gerade gegenüber, die dichte Masse der Zentralbrigaden der Pariser Polizei erkennen, die in ihren dunklen Uniformen wie ein düsteres, riesiges Ungetüm wirkten, das sich jede Minute mit rasender Eile den Abhang hinunter auf die Menschenmenge stürzen konnte.

Die Vorsichtsmaßregeln seien so geschickt kombiniert, hatten die Morgenblätter erklärt, daß durchaus nichts von der beabsichtigten Demonstration gegen den Präsidenten der Republik und die Minister zu befürchten wäre; und das elegante Sportpublikum, das dem ‚great event' der herbstlichen Rennsaison anstandshalber nicht fernbleiben durfte, war denn auch vollzählig erschienen. Die Verwalter der Renngesellschaft hatten nie zuvor eine ähnliche Einnahme aus Eintrittsgeldern erzielt. Drüben auf der ‚Pelouse', der weiten Fläche im Inneren der ovalen Rennbahn, wo der Eintritt bloß einen Franken kostete, waren schon weit über vierhunderttausend Personen durch die Drehschalter gegangen,

und auf dem Sattelplatz hätten die riesigen Tribünen viermal größer sein müssen, um alle Anwesenden zu fassen. Es war ein unerhörter Erfolg.

Die unheimliche Menschenmasse drüben auf der ‚Pelouse' wirkte fast ebenso ruhig wie sonst an großen Renntagen. Die ungewöhnliche Entfaltung von Polizei und Militär schien man mehr von der heiteren als von der tragischen Seite zu nehmen. Das furchtbare Gedränge, das gleich beim ersten unbedeutenden Rennen rings um die fast aufs Doppelte vermehrten Billettschalter der Totalisatorbuden geradezu beängstigende Formen annahm, und hier und da zu wüsten Schrei- und Prügelszenen Veranlassung gab, deutete darauf hin, daß die angeblich ‚revolutionären' Rennbesucher vor allen Dingen die Wettchancen ausnützen wollten . . .

Strong und Nixola hatten auf der Tribüne der Stallbesitzer Platz genommen, dem offiziellen Pavillon zunächst, wo die Minister und der Präsident den Rennfesten beizuwohnen pflegten. Bis jetzt waren dort aber erst einige Pariser Gemeinderäte reaktionärer Observanz und der Landwirtschaftsminister erschienen. Und nach dem ersten Rennen, bei dem, unter dem betäubenden Jubelgeheul der Hunderttausende, der Favorit mit drei Längen Vorsprung durchs Ziel gegangen war, verbreitete sich unter den Habitués die mit Bestürzung und Ärger aufgenommene Nachricht, daß der Präsident und auch die meisten Minister gar nicht kommen würden . . .

Über die Feigheit, Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit des gemütlichen alten Herrn, der ge-





rade heute, wo alles auf Schneid ankam, vor der Volksmenge Angst zu haben schien, fielen die gröbsten Bemerkungen unter dem eleganten Publikum, und als es ruchbar wurde, daß der Landwirtschaftsminister, ein dicker früherer Pferdezüchter, der politisch gar keine Rolle spielte, der einzige Vertreter der Regierung bleiben würde, fiel das ganze Ministerium ohne weiteres auf dem Sattelplatz in Ungnade. Also das war Durseaus mutiger Widerstand gegen die Anarchie! Er wagte nicht einmal, sich dem Volke zu zeigen! Und ein solcher Feigling wollte den Diktator spielen?! Er war also doch nicht der richtige Mann! Und der allgemeine Eindruck war, daß er mit diesem Beweise von Mangel an Mut und politischem Verständnis sein Schicksal im Parlamente besiegelt habe. Denn was würde drüben die regierungs- und ordnungsfeindliche Masse dazu sagen? Sie würde es entweder als Verachtung oder als Angst auffassen; sie würde sich entweder erbittern, oder aber sich einbilden, daß man ihr überhaupt nicht mehr gegenüberzutreten wagte! Das Ausbleiben der Regierungsvertreter war entschieden der schlimmste politische Fehler, der gemacht werden konnte.

Nach dem zweiten Rennen hörte man hier und da deutlich durch das tiefe Summen der sprechenden Menge laute Rufe: „Da kommt er! Da kommt er!“ Und wie eine riesige Wolke wälzte sich dann die Masse der Allée de Longchamp zu, wo unweit des Restaurants der Cascade die Eskorte und der Wagen des Präsidenten auf der zum Rennplatz hinabführenden Straße vor aller Augen erscheinen mußten.

Doch die Nummern der Jockeys und die Namen der Pferde, die um den großen Herbstpreis laufen sollten, wurden schon auf dem kolossalen viereckigen laternenförmigen Signalturme angeschlagen, der mitten auf der weiten Fläche stand. Die Masse wurde unruhig. Warum war der Präsident noch immer nicht da?

Einige Leute, die vom Sattelplatz herüberkamen, um auf der ‚Pelouse‘ zu wetten, wo das Totalisatorergebnis oft ganz anders war, teilten dem Publikum mit, daß die Mitglieder der Regierung, wahrscheinlich aus Angst vor unfreundlichen Demonstrationen, gar nicht kommen würden. Und erst stellenweise, dann aber überall, ertönte schrilles Pfeifen, das drüben beim Sportpublikum den unangenehmsten Eindruck hervorrief . . .

Aber glücklicherweise hatte die Menge keine Zeit, diese Kundgebung ihrer Unzufriedenheit länger andauern zu lassen. Galt es doch, die Siegeschancen der Pferde abzuwägen und auf das richtige zu wetten! Auf der ‚Laterne‘ waren noch zwei Nummern freigeblieben, die Eins und die Dreizehn. Nach langem Warten erschien nun plötzlich die Eins: der nie besiegte ‚Jupiter‘, dessen Besitzer der außerordentlich populäre Spielpächter von Monte Carlo war. Die Nummer wurde mit Freudengebrüll begrüßt. Denn die Spielermenge war schon von Bestürzung ergriffen gewesen, da sie in Abwesenheit dieses Favorits nicht recht gewußt hatte, auf welches Pferd sie setzen sollte.

Dann aber tauchte auch die Dreizehn auf: ‚Anaconda‘ des Herrn Andrew Strong, rotweiß ge-





streifte Jacke und blaue Mütze mit Sternen, amerikanische Farben. Das Publikum — die Kenner wenigstens, aber wer wäre im Pariser Volke nicht Kenner der Rennpferde? — lachte verächtlich. Ein solcher Blödsinn, diesen Schinder mitlaufen zu lassen, der sowohl in England als auch in Frankreich seit dem Frühjahr — sogar gegen halblahme Rosinanten — lächerlich abgefallen war!... Aber in die sportliche Verachtung mischte sich bald auch Wut gegen den Mann, der die Plutokratie darstellte, der am schlechten Geschäftsgange, an der revolutionären Bewegung, ja, schließlich sogar, wie es die Regierung offiziös veröffentlicht hatte, am russischen Bankrott persönlich schuld war. Hier galt es zu demonstrieren!

Die Arbeiter, die eigens zu diesem Zwecke hergekommen waren, begannen zu pfeifen und zu johlen. Enorme Menschenhaufen drängten in der Richtung der offiziellen Tribüne vorwärts, von der die Menge ja nur durch die verhältnismäßig schmale Rennbahn getrennt war. Im ganzen dichten Menschenmeere traten wellenartige Bewegungen ein. Von den Tribünen aus schien es, als ob sich die ungeheure Masse ziellos in Bewegung setzte, und viele dachten mit geheimer Unruhe daran, was eintreten würde, wenn dieses zusammengepferchte Volk in unwiderstehlichem Andrang die Geländer der Bahn umrisse, zum Sattelplatz hinüberdrängte und auf die Tribünen losstürmte ... Auf der Damentribüne, wo schöne Frauen prachtvolle Toiletten zur Schau stellten, brach eine panikartige Stimmung aus. Einige Damen suchten sich zu entfernen, aber überall

herrschte ein solches Gedränge, daß es gänzlich unmöglich war; und das Bewußtsein, hier festzusitzen, wie in einem brandgefährlichen Theater mit mangelhaften Ausgängen, steigerte noch die Angst, die durch das geheimnisvolle Mittel der Kollektivsuggestion allmählich um sich griff . . .

Glücklicherweise wollte aber niemand aus der Masse das Wetten versäumen, und so legte sich das Pfeifen und Brüllen gegen Strong ziemlich rasch, da jeder, als gälte es das nackte Leben zu retten, in Verzweiflung und Wut an die Totalisatorbuden drängte, um sein Geld den Beinen des ‚Jupiter' oder eines sonst irgendwie ‚denkbaren' Siegers anzuvertrauen. Schon berechnete man, daß, wenn der Favorit gewänne, man für fünf Franken höchstens einen oder anderthalb Franken Gewinn erhalten würde. ‚Jupiter' trug Millionen auf seinem Rücken. Aber in fast allen Buden blieb ein Billetthaufen unberührt und zeigte ständig in großen Ziffern die dicke Null, die verkündete, daß kein Mensch auch nur fünf Franken auf das Pferd zu wetten wagte: das war die Dreizehn, der ‚Anaconda' des Herrn Strong. Nicht nur hatte dieser Klepper nicht die geringste Aussicht auf Sieg, sondern sein Besitzer war ja auch allen aufs äußerste unsympathisch. Und mit der seltsamen Psychologie des Rennpublikums strafte man den verhaßten Mann, indem man sein Roß mit Verachtung behandelte . . .

Schon wurden die Pferde an den Tribünen vorüber im Schritt auf der Bahn entlang geführt und nahmen unter dem tosenden Beifallsrufen des Pu-





blikums ihren ‚canter‘. Um die Totalisatorbuden wurde auf Tod und Leben gerungen. Arme Teufel setzten ihre letzten Franken auf ‚Jupiter‘. Um ‚Anaconda‘ kümmerte sich kein Mensch.

Aber während die Pferde zum Start galoppierten, trat Strongs Trainer zu der Besitzertribüne heran, streckte drei Finger in die Luft, wartete, bis Strong genickt hatte, und eilte dann, von einem dichten Schwarm von Spielern gefolgt, zu der Bude, wo jedes Billett tausend Franken Einsatz darstellte. Er nahm sechzig Karten für dreitausend Louisdor! Strong setzte also im letzten Augenblick, als das Publikum ihn nicht mehr nachahmen konnte, sechzigtausend Franken auf sein Pferd, dessen Wettkurs bis jetzt weit über hundert zu eins gestanden hatte! Und drüben auf der ‚Pelouse‘ beim ‚stärksten‘ Bureau, wo man zu hundert Franken setzt, stand der Gehilfe des amerikanischen Trainers, ließ andere überhaupt nicht mehr spielen und zahlte ganze Stapel von Banknoten, bis zu dem Augenblick, da das dumpfjammernde Glockensignal, das den Anfang des Rennens anzeigte, über die Menge tönte.

Kaum hatte das Rennen begonnen, als sich auf den Tribünen und in den ersten dichtgedrängten Menschenreihen am Geländer der ‚Pelouse‘, wo man die Pferde den Start nehmen sah, ein furchtbares Geschrei erhob. Weiterhin in der dichten Masse sah man natürlich noch nichts; denn erst nach Zurücklegung von drei Vierteln der Renndistanz, wenn nämlich die Pferde über die Anhöhe hinten auf dem Rennplatz jagten, hatte man dort die Möglichkeit, ein paar Sekunden lang den Ver-

lauf des Rennens zu beobachten. Aber die mit unglaublich feiner Intuition für die Wettchancen begabte Menge täuschte sich nicht über den Grund des Geschreis am Start: es war nicht der gewöhnliche Lärm, der alle großen Rennen begleitete, sondern ein wahres Wutgeheul! Eine ungeheure Bewegung wogte über das Menschenmeer. Tausende sprangen fortgesetzt in die Höhe, um vielleicht einen Pferdekopf zu sehen. Man brüllte, man trampelte, und ein jeder heulte wie toll den Namen des Pferdes, auf das er gesetzt hatte. Auf den Tribünen wurde bereits gepfiffen. Längs der Ankunftsbahn sah man Hunderte von Fäusten sich drohend heben. Mit unwiderstehlicher Wucht raste das brüllende hunderttausendköpfige Ungetüm der Ziellinie zu, wo vier Reihen von Soldaten mit Mühe die Bahn frei hielten. Und als die rennenden Pferde hinten auf dem Rennplatze die Höhe hinaufstürmten, so daß fast jeder sie sehen konnte, da brach wie ein furchtbarer Donnerschlag ein so rasender Tumult aus, daß auf den Tribünen drüben die Rennkommissäre erblaßten . . .

Entweder war der Start schlecht gewesen, oder Strongs Jockey war ein Meister... Schon nach hundert Metern hatte er wenigstens zwanzig Längen Vorsprung. Und zum Entsetzen derer, die dem Rennen mit dem Fernglas zu folgen vermochten, verminderte sich dieser Abstand nicht. Auf der Anhöhe drüben sah man zuerst ‚Anaconda‘ ganz allein und dann erst alle anderen in kompaktem Haufen fünfzig Meter dahinter.

In diesem Augenblick trat ein elegant gekleideter

Herr unten vor die Eigentümertribüne und bat, wie es oft geschieht, die Zuunterststehenden, einen Zettel weiter hinaufzugeben, bis er Herrn Strong erreichte. Ohne weiteres wurde sein Wunsch erfüllt. Aber da Strong, der dem Rennen aufmerksam folgte, den höflichen Gruß seines Nachbarn, der ihm das Blatt überreichen wollte, nicht bemerkte, riß Nixola das Papier an sich und las:

„Fliehen Sie sofort, aber nicht durch das Gehölz, sondern über die Brücke hinter Longchamp und die Straße nach Versailles entlang. Wenn ‚Anaconda‘ gewinnt, sind Sie in Lebensgefahr.“

Nixola blickte verwirrt um sich. Woher kam der Zettel? Da unten . . . der Herr im Zylinder und eleganten engen Überzieher . . . war das nicht Cahors?

„Papa! Papa!“ schrie sie in unsagbarer Angst und rüttelte verzweifelt ihren Vater am Arm, mit dem er das Fernglas gehoben hielt.

Aber Strong hörte und fühlte nichts. Sein Gesicht strahlte im Vorgefühl des Triumphes. Er empfand, wie alle echten Sportsleute, das Rennen als ein wundervoll verkürztes Abbild des Lebens mit allen seinen lächerlichen Zufällen, seinen unvermuteten Enttäuschungen und dem unheimlich Ungewissen seiner Siege. Jetzt lebte er in seinem Pferde... Nicht diese prachtvolle vierbeinige Rennmaschine, die mit Eilzugsgeschwindigkeit über den Rasen flog, sondern e r, Strong, ließ im tollen Hasten zum Ziele die Widersacher kläglich hinter sich zurück, e r zeigte seine Überlegenheit, e r war Sieger. Was ging ihn die Welt an! Der Rausch des

Triumphes, auf den er gehofft, aber an dem er auch bis zur letzten Sekunde gezweifelt hatte, beherrschte ihn ganz ... Er machte nur eine unwillige Bewegung und sagte kurz:

„Laß' mich!“

Da riß sie ihm das Fernglas aus der Hand, um ihm den Brief vor die Augen zu halten. Aber heftig stieß er ihren Arm zur Seite und starrte in höchster Spannung auf die Pferde, die sich dem Ziele näherten. Und um ihn toste die Angst, die Verzweiflung von Hunderttausenden ...

Jetzt wäre es ohnehin zu spät gewesen, dem Rate des anonymen Briefes zu folgen. Denn schon war ‚Anaconda‘ mit zehn Längen als erster durchs Ziel gegangen, und in Riesenziffern wurde die arabische 13 neben der römischen I, die den Sieger bezeichnete, an den Signalmasten gehißt.

Auf dem weiten Felde herrschte plötzlich Totenstille. Das war doch unmöglich! Es war ein Irrtum! Man glotzte blöde auf die Ziffern. Man wagte nicht an die Wirklichkeit der Katastrophe zu glauben. Sogar die Tribünen verließ niemand, so ungeheuer war die Überraschung über diesen tollen Sieg ... Aber Strong schickte sich an, hinunterzusteigen, um, wie die Sitte es wollte, die Glückwünsche der Regierung im offiziellen Pavillon entgegenzunehmen.

„Papa! Lies doch! Lies! — Komm ... schnell!“ flehte Nixola und zerrte an seinem Ärmel. Aber er zuckte nur lächelnd die Achseln.

„Famos!“ — murmelte er. „Großartig!“

Noch immer gelang es Nixola nicht, ihn seinem Siegestaumel zu entrücken. Aber da eilte der Präsi-

dent der Renngesellschaft, Prinz von Hohenlinden, herbei, schüttelte Strong kurz die Hand und sagte flüsternd:

„Herr Strong, bitte, fahren Sie sofort nach Hause. Ihr Sieg wird vom Publikum nicht verstanden. Wir fürchten schlimme Zwischenfälle... Ich habe Befehl gegeben, Ihren Wagen vorfahren zu lassen . . ."

„Wirklich, mein lieber Prinz?" fragte Strong verwundert.

Von der Pelouse her erscholl taktmäßiges dumpfes Brüllen:

„Reklamation! Reklamation!"

„Herr Strong," wiederholte der Prinz ängstlich. „Ich habe die definitive Bestätigung Ihres Sieges bis jetzt hinausgeschoben. Aber nun müssen wir die roten Scheiben aufziehen!"

Strong schüttelte unmutig den Kopf, während um ihn herum auch das elegante, um Millionen geschröpfte Publikum beleidigende Zurufe gegen ihn ausstieß.

„Herr Strong, ich beschwöre Sie . . ."

„Papa . . . komm . . ." flehte Nixola wieder, totenbleich, und umklammerte ihren Revolver im Muff.

Da erschienen auf den Signalmasten die roten Scheiben . . . Also es war sicher! ‚Anaconda' hatte gewonnen! Der Favorit war geschlagen! . . . Und gleich darauf erschienen die Ziffern der Gewinnsummen: über fünfzehnhundert Franken für zehn Franken auf dem Sattelplatz! Über tausend Franken für fünf auf der Pelouse!

„Sehen Sie! Sehen Sie! . . . Nur schnell!“ rief der Gesellschaftspräsident verzweifelt.

Denn schon setzte sich unter betäubend tosendem Wutgeheul die Menschenflut drüben in Bewegung. In einer Sekunde waren die Geländer der Bahn umgerissen, und nun tobte ein Heer von wutschnaubendem Pöbel über den Rasen und auf die Tribünen zu. In wilder Flucht raste das elegante Sportpublikum hinter die Tribünen zurück und zu den Ausgängen. Strong und Nixola wurden mitgerissen. Ihr Automobil stand glücklicherweise schon gerade vor dem Haupttor. Stirnrunzelnd stieg Strong ein, während Nixola den Chauffeur anwies, über die Seinebrücke nach Versailles zu fahren, wie es ihnen in dem anonymen Zettel geraten war . . .

Doch ehe die Truppen die nötigen Befehle erhalten hatten, brach das Unwetter los. Die Brücke war von Kürassieren gesperrt, da man im Falle von Unruhen die Menschenmasse hatte hindern wollen, ans Ufer des Stromes zu dringen. Aber Hunderte von Wagen hatten denselben Weg gesucht, da die durchs Gehölz nach Paris führenden Straßen sicherlich von der wütenden Menge besetzt sein mußten. Und so entstand unweit der Brücke ein wüster Knäuel von Fuhrwerken, die weder vorwärts noch zurück konnten.

Man vernahm Trompetensignale. Die Garden und Kürassierregimenter, die den Rennplatz umstellt hatten, drangen von allen Seiten auf die tollwütige Masse ein. Der Signalturm brannte und

im weiten Kreise führten Tausende von halb wahnsinnigen Spielern unter Gebrüll und Gelächter wahre Skalptänze um die Feuersbrunst auf. — Bald knisterte und krachte es auch in den Tribünen; dicker Rauch stieg auf; und die hölzernen Bauten wurden zu Fackeln, die die tollen Exzesse der Masse beleuchteten . . .

Die Truppen hatten Order, die Menge in der Weise vom Platze zu treiben, daß die Allée de Longchamp für die Wagen frei bliebe. In sechs Reihen hielten hier die Kürassiere, um den Weg zu schützen, auf dem die elegante Welt sich in Sicherheit bringen konnte. Dicht gedrängt flogen Wagen und Automobile an ihnen vorüber.

Aber plötzlich fielen den Soldaten knüppelbewaffnete Pöbelhaufen in den Rücken. An ihrer Spitze sah man einen rotbärtigen Riesen und einen eleganten Herrn in Gehrock und Zylinder: Polowenko und Cahors, die in tollem Lauf aufeinander einschrien. Die ultrarevolutionären Banden, die der Russe führte, hatten sofort die neue Parole verstanden: nieder mit Strong und den Reichen! ihnen den Weg abschneiden! sie verprügeln! ein Exempel statuieren! alles kurz und klein schlagen! Vergebens bemühte sich Cahors, den tollen Ansturm aufzuhalten. Vergebens brüllte er:

„Ihr seid verrückt! Wartet! Es hat keinen Zweck!"

Er wurde mitgerissen.

Knüppelschläge sausten auf die Pferde der Kürassiere nieder. Die Tiere bäumten sich. Einige Soldaten stürzten zu Boden. Dutzende von Pferden

gingen mit ihren Reitern durch. In die Mauer von Bewaffneten war eine weite Bresche geschlagen. Und nun raste die tausendköpfige Bande auf die Straße mitten zwischen die hastenden Automobile. Die Kürassiere hieben auf sie ein. Aber es waren ihrer zu viele. Einige wurden zwar niedergeschlagen, andere von den Motorwagen überfahren. Aber dann stockte allmählich der Wagenstrom, weil die Wagen, sich an den Körpern der dichtgedrängten Menge stoßend, seitwärts gegeneinander fuhren und umschlugen.

Gerade in diesem Augenblick kam Strongs Wagen heran. Er mußte halten. Die Insassen wurden erkannt, und das Wutgeheul, das nun losbrach, ähnelte dem Brüllen wilder Tiere. Die Menge tobte auf den Wagen los. Polowenko war noch immer an ihrer Spitze, und Cahors, ohne Hut, mit zerrissenem Rocke, wurde mit vorwärtsgestoßen. Totenbleich richtete Nixola sich auf . . . In ihrer Hand blitzte der Revolver. Aber bevor sie schießen konnte, flog unter dem Anprall des heranrasenden Pöbels der Wagen zur Seite und überstürzte sich. Die Insassen wurden zu Boden geschleudert und verschwanden unter der wilden Menschenflut. Da stürzte sich, wie ein rothaariger Faun, Polowenko mit wollüstigem Grinsen auf die am Boden liegende Amerikanerin, zerrte sie an den Haaren aus dem Gewirr, riß sie an sich und schleppte sie, toll vor roher Begierde, in das nahe Gehölz. Aber Strong lag unter den Trümmern des Wagens begraben, auf denen die Menge in wilder Zerstörungswut herumtrampelte. Seine gellenden Hilferufe reizten

die mordtrunkene Bande nur noch mehr. Wüste Fußtritte trafen seinen zuckenden Körper und sein blutiges, schon unförmliches Gesicht. Sein dumpfes Stöhnen erstickte im viehischen Rachegejohle der Mörder. Und so trat der entmenschte Pöbel den Herrn der Millionen in den Staub . . .

Da erscholl furchtbares Schmerzgeheul. Die Zentralbrigaden stürmten heran. Ihre kurzen Seitengewehre fuhren den Mordgesellen in die Bäuche, in die Rücken und hagelten auf ihre Köpfe nieder. Bald lagen Hunderte erdrosselt, erschlagen, zerschlitzt auf dem Boden. Das Angstgebrüll der Menge verschmolz mit dem Stöhnen der Verwundeten und dem Wutgeheul der Polizisten zu schauerlicher Symphonie. Das entsetzte Volk stob auseinander und raste in blinder Flucht durch das Gehölz . . . Cahors, den viele bei der Mordszene gesehen hatten, war spurlos verschwunden . . .

Soldaten mußten die Trümmer des Wagens Stück um Stück forträumen, ehe man den furchtbar entstellten Körper Strongs fand. Er atmete noch. Man legte ihn auf eine Tragbahre und brachte ihn im Laufschritt zum nahen Restaurant der Cascade, verfolgt von nachdrängenden Massen, die heranstürmten, um dieses Haus, in dem Hunderte von Reichen in ihrer Todesangst Zuflucht gesucht hatten, zu erobern. Säbelhiebe, Bajonettstiche, Faustschläge, Pferdetritte hielten den Pöbel auf. Rings um diesen Ort des höchsten Luxus, des höchsten Genusses, der höchsten Lebensfreude lagen auf den Wegen, auf dem Rasen, in den Gebüschen, blutige, jammernde Gestalten . . .

Blutig, mit zertretenem Gesicht und gebrochenem Rückgrat, lag Strong stumm auf einem der Tische des Saales, in dem er so oft mit Nixola unter den schmeichelnden Weisen der Zigeunerkapelle die Kühle der Sommerabende genossen hatte.

Draußen wütete der Kampf weiter. Die Wagen der Reichen standen jetzt leer auf den Straßen; wer dachte denn noch daran, sein Eigentum zu retten, nun, da es sich ums nackte Leben handelte! Durch das Dickicht eilte die elegante Welt in tollem Laufe der Stadt zu, während in ihrem Rücken der erbitterte Kampf den Mob noch zurückhielt . . . Plötzlich ertönte in nächster Nähe ein Schuß; der einzige, der im Handgemenge fiel. Dann sah man die Tochter Strongs, ohne Hut, mit zerrissenem Kleid, wie eine Wahnsinnige aus dem Gebüsch über die Straße zu den Resten ihres Wagens rennen; vor dem blutigen Trümmerhaufen schrie sie verzweifelt nach ihrem Vater und lief in sinnlosem Entsetzen hin und her. Zwei Offiziere mußten sie aufhalten, sie stützen, und führten sie mitleidig-höflich zum Restaurant. Und während sie sich willenlos fortziehen ließ, schleppten zwei Polizisten den russischen Nihilisten, den sie mit durchschossenem Schädel im Gehölz gefunden, an den Beinen durch den Staub zu den anderen Leichen, die am Rande der Straße lagen...

Mit starren Augen, ohne Tränen, hochaufgerichtet — ein Bild des namenlosen Schmerzes, der den Leib wie im Krampfe aufrecht erhält — trat Nixola neben den kaum noch atmenden Körper ihres Vaters. Offiziere, Kellner, Lebemänner, Kokotten standen in weitem scheuen Kreise um sie.

Still beugte sie sich zu ihm nieder und flüsterte: „Papa!“ . . .

Strong öffnete die Augen. Seine Brust dehnte sich, und er bewegte die Lippen. Aber kein Ton drang hervor. Sein rechter Arm zuckte, aber blieb kraftlos liegen. Da hob er den linken und machte die Gebärde des Schreibens . . . Ein Kellner hielt ihm ein Rechnungsformular vor und legte ihm einen Bleistift in die Hand. Und während von draußen das Geheul der Menge und das Klirren der Waffen hereindrang, schrieb Strong in langsamen, ungelenken Zügen mit der Linken:

„Cahors . . . liebes Nixchen . . .“

Und mit seiner letzten Kraft unterstrich er zweimal das Wort „liebes“ . . .

Dann sah er ihr verzweifelt in die Augen. Und aus seinem schon fast starren Blick sprach so furchtbar das Elend über sein Schicksal, das ihn, den Größten unter den Großen, von den Niedrigsten zu Boden treten ließ; das letzte stille Aufleuchten seines Auges erzählte so deutlich den entsetzlichen Schmerz über dies grausame Ende, daß er, der ein Heiland der Enterbten hatte sein wollen, dem Pöbel zum Opfer fiel, — daß Nixola in übermenschlicher Pein die Arme ausbreitete, die Fäuste ballte, den Kopf krampfhaft in den Nacken warf und mit einem furchtbaren Schrei neben dem Sterbenden zusammenbrach.

In der Weltstadt tobte der Aufruhr. Zersprengt, in hundert Rudel zersplittert, war die Menge durch die Dickichte des Gehölzes zur Stadt zurückgeflohen.

Aber das vergossene Blut schrie nach Rache. Denn erst wenige wußten von dem entsetzlichen Ende des Mannes, der die Welt in die furchtbarsten Zuckungen gestürzt hatte, um sie zu verbessern . . .

Es war Blut geflossen. Und diese grauenhafte Ausübung brutaler Staatsgewalt mußte bestraft werden! Die sozialistischen Parteiführer, die sich nicht nach Longchamp begeben hatten, brauchten den Aufstand; und ihre Mittäter, die profithaschenden Häupter der Arbeiterföderation, kamen ihnen zu Hilfe. Die Reservetruppen der Pöbelrevolution marschierten auf. Die Post, die Staatsbank und das Ministerium des Inneren nehmen! — so lautete die Parole. Mit der Zahl der verwundeten Rennbesucher, die in wilder Flucht in die Stadt geflohen kamen, steigerte sich die Überreizung.

Durseau, der sein Ministerialbureau nicht verlassen hatte, rauchte zahllose Zigaretten, um den Kopf oben zu behalten. Alle unzweifelhaft regierungstreuen Truppen waren ja nach Longchamp geschickt! Und die Pariser Linienregimenter, in denen die antimilitaristische Propaganda mit Erfolg gearbeitet hatte, konnten unmöglich gegen den drohenden Aufstand verwendet werden . . .

Auf die Gefahr hin, bei den übermüdeten Garden und Zentralbrigaden auch noch Unzufriedenheit wachzurufen, entschloß er sich endlich schweren Herzens, da die Lage von Minute zu Minute schlimmer wurde, nochmals an ihr Pflichtbewußtsein zu appellieren. Er schickte Ordonnanzoffiziere nach allen Richtungen aus, um die Truppen nun aus dem Bois de Boulogne zurückzuholen, und durch sie die

wichtigsten Straßen besetzen zu lassen. Versagte dieses letzte Rettungsmittel, so mußte das sozialistische Komplott gelingen . . .

Eine heulende Menge war in dichten Haufen vom Osten und Norden heruntergerast und drang nun über die Großen Boulevards in der Richtung der Deputiertenkammer und des Ministeriums des Inneren vor, wo alle Spezialtelephondrähte mit den Provinzpräfekturen zusammenliefen . . .

Auf den Boulevards, bei der Madeleine, mußten die Meuterer aufgehalten werden, sonst war alles verloren. Die republikanischen Garden galoppierten von Longchamp zurück und trieben die dort zersprengten Banden vor sich durch die Straßen. Sie sollten am Ende der Boulevards den Andrang der revolutionären Reserven aufhalten . . .

Bald bildeten sie bei der Madeleine, auf dem Boulevard, beim Faubourg Saint-Honoré, und beim Marineministerium an der Place de la Concorde eine undurchdringliche Mauer, die den Sitz der höchsten Behörden gegen die Revolution verteidigte.

Aber genau um sieben Uhr hüllte sich plötzlich die Weltstadt in Finsternis. Auf Befehl der Föderation verließen die Elektriker die Arbeit — und alle Kandelaber erloschen. Aus dem Dunkel heulte die Wut der Banden, die schon des Sieges sicher waren. Aller Verkehr stockte. Die Automobilomnibusse — ungeheuerliche Gefährte, die zweistöckig, mehrere Tonnen schwer, die Häuser im Vorbeifahren erschütterten, häufig Geschirr zum Springen brachten und sogar zuweilen in den tiefsten Kellern die alten Weine verdarben — wurden von der Menge an-

gehalten, und mehr als vierzig auf den Boulevards nahe der Madeleine von den Revolutionären in Besitz genommen. Einige davon steckte man in Brand. Die Spiritusbehälter explodierten und beleuchteten mit unheimlichem Schein diesen Mittelpunkt des eleganten Lebens der Weltstadt . . .

Auf dem Boulevard rückten die Kürassiere langsam vor. Zunächst wich die Menge denn auch ängstlich zurück. Aber das Gefühl ihrer Wehrlosigkeit gegen die Wucht der bevorstehenden Attacke ließ in ihr einen furchtbaren Plan erbarmungslosen Widerstandes keimen. Arbeiter sprangen auf die Maschinistensitze der angehaltenen Omnibusse, setzten die Motore in Bewegung, und stellten die hundertpferdigen kolossalen Maschinen mit ihren enormen walzenförmigen Rädern den herandrängenden Truppen gegenüber in sechs Reihen nebeneinander auf der breiten Straße auf. Durch die Finsternis brüllte die Menge: „Vorwärts! Los!“ Und mit fürchterlichem Geknatter begannen die Motore zu arbeiten, während die Leute schleunigst von den Wagen heruntersprangen. Der Boden erzitterte wie bei einem Erdbeben. Das entsetzliche Gerassel und Geklirr der Kolosse übertönte das Getrampel der feindlichen Pferde. Unter betäubendem Dröhnen rasten die Ungetüme, wie fabelhafte Schlachtwagen der Urzeit, auf den Feind los, der nicht wußte, wie ihm geschah, und sausten mit grauenhafter Geschwindigkeit in die Reihen der Soldaten hinein. Pferde und Reiter stürzten und wurden jämmerlich unter den Radwalzen zerquetscht. Angst- und Wutgeschrei hallte durch die Straßen. Und siegestrunken

stürmte nun die Menge vorwärts. Große Bäume wurden umgerissen, ihre eisernen Schutzgitter zerstückelt und zu Wurf- und Stechwaffen verwandelt, mit denen man die gefallenen Kürassiere erschlug. Die Gaslaternen wurden zerbrochen, das nun den Stümpfen entströmende Gas entzündete sich und bildete lodernde Fackeln, die den greulichen Kampf beleuchteten. Soldaten und Revolutionäre stürzten in verzweifeltem Handgemenge durcheinander zu Boden. Aber als die riesigen Automobile sich an den Menschenmassen stießen, gerieten sie aus ihrer Richtung und fuhren seitwärts mit Getöse gegeneinander. Einige schlugen mit unheimlichem Krachen in der Finsternis um. Ihre großen Alkoholbehälter explodierten, und der brennende Spiritus floß auf Soldaten und Proletarier und hüllte das mit verkohlten Leichen bedeckte Feld der Verwüstung in gespenstische Flammen . . .

Aber noch war der Kampf nicht entschieden. Die von Sekunde zu Sekunde anschwellende Menge prallte gegen immer neue Reihen von Kürassieren, und die Fußtruppen nahten aus dem Gehölz von Longchamp heran.

Mit Heldenmut stritt das Volk im Taumel seiner Überreizung weiter, ohne zu überlegen, daß es in offener Schlacht gegen das Heer rettungslos geschlagen würde. Wenige nur dachten daran, daß in diesem entscheidenden Augenblicke nur die revolutionären Regimenter der Menge zum Siege verhelfen könnten. Aber ehe es gelang, sie zu Hilfe zu rufen, brach unvermutet der ganze Jammer menschlicher Schwäche hervor. Wie vor Jahrtausen-

den lebte die Masse, trotz aller Kultur, ja in kindischer Abhängigkeit von der Natur. So hatte denn auch nicht nur das Ideal der Revolution sie in den Kampf getrieben, sondern genau so, wie es an vielen großartigen Siegesdaten der Vergangenheit der Fall gewesen, auch die elektrische Spannung des ungewöhnlich drückend heißen Tages. Und jetzt, im Augenblick, da ein paar Stunden verzweifelten Ausharrens das Bild der Welt geändert hätten, jetzt, da die Lust zum Kampf und der Mut zu sterben, auch die wildeste Tat im Scheine höherer Notwendigkeit verklärte: gerade jetzt brach die Spannung der Atmosphäre, und mit ihr die Spannung der Volksseele, in nichts zusammen . . .

In das Kampfgetümmel hinein ertönte — erst wie aus weiter Ferne, dann immer näher — ein dumpfes Rollen. War es Donner? Waren es Kanonen? Die Menge stutzte, horchte auf und zögerte. Aber plötzlich brach eines jener furchtbaren Herbstgewitter los, die in nördlichen Ländern zu den Seltenheiten gehören. Unaufhörlich, Schlag auf Schlag, fuhren riesige fahle Flächenblitze hernieder. Das Dröhnen des Donners steigerte sich bei jedem Blitz zu unheimlichem Krachen und hallte, ohne zu verstummen, bis zum nächsten Schlage furchtbar weiter. Eigroße Hagelstücke und Sturzbäche von Regen prasselten auf den Boden. Die Rinnsteine liefen nach wenigen Minuten über. Wer draußen war, wurde von dem eisigen Wasser bis auf die Haut durchnäßt und vom Hagel schmerzhaft getroffen. Und so siegte nach hundertdreißig Jahren noch einmal das lächerliche allzu menschliche Elend, das am

neunten Thermidor den Sturz Robespierres, das Ende des Terrors, der Revolution, der Freiheit und die Diktatur Napoleons nach sich gezogen hatte...

Denn nur disziplinierte Massen halten solchem Unwetter stand. Soldaten bleiben, aber gewöhnliche Bürger retten sich unwillkürlich vor der tobenden Natur... Man suchte Schutz unter Bäumen und Dächern und Unterschlupf in den Hausgängen und unter den Markisen der Cafés. Die meisten aber rannten, klappernd vor Kälte, nach Hause, um sich endgültig in Sicherheit zu bringen. Und binnen einer halben Stunde standen die Truppen vor leeren Straßen . . .

## XIX

MIT EINEM Säbelhieb über dem Kopf hatte man Cahors bewußtlos neben Strongs zerschlagenem Automobil gefunden, ihn verhaftet und in die Krankenabteilung der Polizeipräfektur transportiert.

Dort lag er zwanzig Tage in den schmerzhaften Delirien der Gehirnhautentzündung. Als er todmüde wieder zum Leben erwachte und allmählich begriff, wie er hierhergekommen war, ließ er sich die Zeitungen der letzten drei Wochen bringen. Er las die Krankheitsberichte, die man über ihn selbst veröffentlicht hatte, und den Depeschen- und Artikelwust über die Ereignisse, die dem Tode Strongs und dem Pariser Aufstande gefolgt waren. Und er wunderte sich nicht mehr darüber, daß er noch immer im Gefängnis lag. Der Feind herrschte ja. Die

Zwergenschlacht, die er siegreich gegen die Herrschaft der Geldriesen zu führen gedacht, war auf Jahrzehnte, ja vielleicht auf Jahrhunderte hinaus verloren. Das hatte er allerdings schon in den letzten Tagen vor der Katastrophe vorausgesehen. Aber daß auch der sozialistische Staatsstreich in das Gebiet der politischen Dividendentragerei hinüberkanalisiert worden war, — das machte ihn lachen. Man hatte weder die Kammern noch ein Ministerium besetzen können — wegen des Regens! Zwar war Durseau in der Kammer gestürzt worden, aber den Staatsstreichlern hatte man den Mund mit ein paar Ministerportefeuilles und dem dummen Volk mit einigen betrügerischen Reformgesetzen gestopft, die das Proletariat, allerdings mit etwas weicherer Hand als vorher, wieder unter das alte Joch des Kapitalismus beugten; und um dem Antimilitarismus heuchlerisch entgegenzukommen, hatte das Parlament schleunigst ein Gesetz angenommen, demzufolge fortan bei inneren Verwicklungen keine Soldaten mehr zu aktivem Dienst herangezogen werden durften. Und das Volk, das, tief entmutigt, das Vertrauen zu seinen Führern und zu sich selbst verloren hatte, und nach dem furchtbaren Aderlaß mit ernüchterten Sinnen sein hoffnungsloses Elend betrachtete, nahm alles hin, um nur ja wieder rasch zu seinem ruhigen Tretmühlleben zu kommen. Also blieb alles beim alten. Nicht einmal war in Europa „der Hegler zum Strong geworden“ . . .

Aber der wirtschaftliche Zusammenbruch war fürchterlich. Strongs Tod hatte die Desorganisation seines Systems und damit eine Krise nach sich ge-

zogen, die das ganze wirtschaftliche Leben Europas auf lange Jahre hinaus lahm legte... Statt den Arbeitern den ersehnten Machtzuwachs zuzugestehen, zermalmte die verhaßte kapitalistische Zentralgewalt in ihrem Sturze alle proletarische Organisation. Wohl wurde in Amerika der Versuch gemacht, totliegende Riesenfabriken unter der Leitung der Föderationen zu neuem Leben zu erwecken; aber die schöne Theorie, nach der für Geld alles, auch fähige Direktoren, energische Ingenieure, ja sogar Geschäftsgenies in den Dienst der Genossenschaften gestellt werden könnten, erwies sich als unzulänglich. Hegler, der seinen Riesenverband, den mächtigsten der Welt, als Kampf- und nicht als Arbeitsorganisation auffaßte, warnte vergeblich vor dem utopistischen Experiment; niemand glaubte ihm, als er nachwies, daß alle Macht des organisierten Proletariats auf der Existenz eines gleich mächtig organisierten Kapitalmarktes beruhte; ja, er wurde gar mit Spott und Hohn überschüttet, als er den Arbeitern vorhielt, nicht das Produzieren schaffte Werte, sondern erst der Vertrieb der Produkte, und trotz allen guten Willens, trotz aller Macht, seien die Arbeiter unfähig, den vollständig gelähmten Weltmarkt zu organisieren. Verbittert legte er sein Amt nieder, und beobachtete mit kühlem Gleichmut die fortschreitende Zersplitterung und den schließlichen Zerfall seines Zwergenheeres . . .

Der Geldumlauf war in der ganzen Welt verlangsamt, die Spekulation war tot; und jetzt fühlte man endlich, daß diese Überflüssigen, diese Schmarotzer, diese Wegelagerer, die, ohne etwas zu be-

sitzen und ohne sich die Hände schwielig zu arbeiten, im Golde wühlten: daß die Spekulation, die Börse, die Geldhändler, die Kreditausbeuter, das notwendige große Schwungrad in der Maschine der Weltwirtschaft waren. So verkrachten die amerikanischen Genossenschaftsunternehmungen, die wohl zu produzieren vermochten, aber keinen Kredit und keinen Markt fanden. So verschlimmerte sich, trotz der Lust zu arbeiten und trotz der Notwendigkeit zu kaufen, das Elend des Proletariats, weil der internationale Geldmarkt nicht funktionierte und das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsum nicht schnell genug wiederherzustellen vermochte... Wie in Urzeiten — wenn auch in verwickelteren Formen — herrschte von neuem das Gesetz individueller Not, dem kein Bund standzuhalten vermag. Sogar die britischen Trade-Unions zerfielen, da zahllose Mitglieder, allen Bundesdekreten zum Hohne, jede beliebige Arbeitsbedingung annahmen, um nicht zugrunde zu gehen. Und in Deutschland kam es so weit, daß die Sozialdemokraten unter dem Druck ihrer Wähler, um dem Hunger zu steuern, zum erstenmal geradezu regierungsfreundlich wurden, gemeinsam mit den Behörden Maßnahmen zur Linderung der Not trafen und reaktionären Sozialgesetzen zustimmten, welche die zum Neuaufbau der Volkswirtschaft nötige „Ruhe und Ordnung" gewährleisten sollten.

Erst leben, dann besser leben: nichts anderes konnte nun mehr der Grundsatz proletarischer Lebensführung sein. Und da Strong recht behielt, da kein ‚weißes' Volk sich zur koopera-

tiven Ordnung befähigt gezeigt, war es nur zu natürlich, daß in allen Ländern die Arbeiter und ihre Führer beinahe jede beliebige Bedingung annahmen, die wenigstens den Hungernden die Möglichkeit zum Leben bot . . .

Und während von draußen, wie ein leises Echo des Lebens, die Kunde vom langsamen Verlöschen der proletarischen Kraft in Cahors' Krankenzelle drang, dachte er wieder und wieder an das fast komische und doch so tiefe Wort, das der amerikanische Milliardär ihm einst so nachdrücklich eingeschärft hatte:

„Erst Chinese werden, dann von sozialer Revolution reden . . ."

Er sah sich geschlagen, verloren. Und es war ihm nun eigentlich alles einerlei.

Wochen und Monate ließ man ihn im Gefängnis sitzen, da er den Herrschenden im Wege stand, und sein sensationeller Prozeß nur neue Erregung im Volke hätte zeitigen können.

Vom Untersuchungsrichter erfuhr er schließlich, daß er für die revolutionäre Erhebung, den Aufruhr in Longchamp und dessen Folgen, ja selbst für den Tod Strongs verantwortlich gemacht würde, und daß Fräulein Strong sogar als Privatklägerin gegen ihn auftrete . . . Auch darüber lächelte er nur. In dieser Welt hatte er ja nichts mehr zu suchen. Und er bedauerte nur, daß der Säbelhieb des Kürassiers ihm nicht tiefer in den Schädel gedrungen war.

So verbrachte er in der Einsamkeit der Zelle Tage auf Tage und Wochen auf Wochen. Er fühlte

nicht einmal Bitterkeit gegen die Leute, die inzwischen, dank seiner Tätigkeit, Minister geworden waren und ihn nun elend in der Patsche sitzen ließen. Und er wunderte sich beinahe darüber, wie kühl er jetzt Nixola gegenüber empfand . . .

Niemand kümmerte sich um ihn. Er war ganz allein. Alle hatten ihn verlassen. Denn alle hatten von seiner Arbeit profitiert. Er war wirklich der Mikrobe, der alles zersetzt, alles in Gärung gebracht hatte, und schließlich als einziger so blieb, wie er gewesen war. Er fühlte sich vollständig überflüssig. Und er war so resigniert, daß er nicht einmal mehr Lust verspürte, sich umzubringen. Dem Untersuchungsrichter antwortete er nicht mehr. Und er hatte es sogar ausgeschlagen, für seinen bevorstehenden Prozeß einen Advokaten zu nehmen . . .

Inzwischen hatte Nixola täglich stundenlang vor dem Zettel gesessen, der ihres Vaters letzte Worte trug. Und sie hatte nicht verstanden. Wie hatten sich nur die letzten Gedanken des Sterbenden an Cahors heften können? Sollten diese ungelenken mühsam gekritzelten Züge seine verzweifelnde Enttäuschung, seinen Ekel vor einem Menschen ausdrücken, der seine Freundschaft erschlichen hatte, um ihn nachher desto sicherer in das Fangnetz seiner Mörderverschwörung zu locken? Hatte ihr Vater sie etwa im allerletzten Augenblick noch vor ihm und auch vor ihren eigenen Gefühlen warnen, und sie veranlassen wollen, diesen Verbrecher, den sie fast zu lieben geglaubt, erbarmungslos zur Rechenschaft zu ziehen? Wahrscheinlich ver-

hielt es sich so — aber diese Warnung wäre nicht nötig gewesen. Hatte sie doch Cahors im letzten Augenblick vor dem Angriff mit wutverzerrten Zügen vor sich gesehen! Und später hatte sie keine Minute gezögert, ihn öffentlich als den wahren Mörder ihres Vaters zu bezeichnen. Ihr Haß gegen ihn war grenzenlos . . .

Aber eines Tages, als längst der Rauch der Schlacht verflogen war, und in der ganzen Welt, gerade wie Jahrzehnte zuvor, Regierungen, Plutokraten und Proletarier gemeinsam daran arbeiteten, das alte System der Ausbeutung unter der absoluten Autorität der Besitzenden ruhig wieder aufzubauen, stürzte der alte Smith, Strongs Vertrauensmann, der mit der Ordnung der hinterlassenen Papiere beauftragt war, in Nixolas Zimmer, wo sie, wie immer, gedankenlos vor sich hinstarrend saß, und bat sie mit zitternder Stimme, ohne ihr weitere Aufklärungen zu geben, die letzten, am Vorabend der Katastrophe von ihrem Vater diktierten Seiten seines politischen Tagebuches, die er soeben gefunden habe, zu lesen. Und während der alte Sekretär sich fast unhöflich rasch wieder zurückzog, nahm sie resigniert die Blätter, die er auf den Tisch gelegt hatte, zur Hand und warf einen teilnahmslosen Blick darauf.

Doch plötzlich schoß ihr das Blut in die Wangen, ein heftiges Zittern überfiel sie, und sie glaubte vor Herzklopfen fast zu ersticken; denn sie las:

„Sonnabend, 14. Oktober, 7 Uhr. — Soeben Cahors auf der Straße getroffen, ihn mit nach Hause genommen. Folgendes Gespräch geführt . . .“

Und nun folgte sie immer hastiger, immer er-

regter der Auseinandersetzung zwischen den beiden Vorkämpfern zweier Welten, die das Schicksal der bestehenden Gesellschaft, und auch ihr eigenes, entschieden hatte. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Aber die Wahrheit, die, plötzlich und überwältigend wie ein furchtbarer Blitzschlag, vor ihr aufleuchtete, blendete sie.

Als sie atemlos zu Ende gelesen, und nunmehr den Beweis erbracht sah, daß Cahors alles daran gesetzt hatte, das Unglück zu verhindern; daß er ihr zuliebe an seinen Kameraden den schlimmsten Verrat begangen; ja daß er sie bis zum letzten Augenblick in Longchamp, zuerst während des Rennens mit seiner kurzen Anweisung zur Flucht, und dann im Handgemenge mit der Bande des russischen Nihilisten und Spitzels unter Lebensgefahr zu retten gesucht, und jetzt ihretwegen unschuldig wegen Hochverrats zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt werden sollte, da fühlte sie sich eine Weile von der Wucht der Enthüllung geradezu erdrückt. Dann aber begann sie langsam die nun so gänzlich veränderte Lage zu begreifen. Längst vergessene Träume nahmen neue Gestalt an, alle alten Wunden öffneten sich wieder. Ein namenloses Elend beschlich sie und sie brach in herzzerreißendes Schluchzen aus. Erst als ihre alte Gouvernante sie in solch jammervoller Verfassung fand und — ohne den eigentlichen Grund ihres Schmerzes zu kennen — sie zu trösten suchte, wurde sie sich ihrer Schwäche bewußt. Dann schloß sie sich allein in ihr Zimmer und kämpfte dort stumm, ohne einen Menschen zu sehen und ohne etwas zu sich zu nehmen, nach

zwei schlaflosen Nächten den Kampf mit sich selbst, mit ihrer Pflicht, ihrem Stolz und ihrer Liebe zu Ende: Jetzt hatte sie die mühsam gekritzelten Worte ihres sterbenden Vaters verstanden. Und nun zögerte sie keinen Augenblick mehr, seinen letzten Willen zu erfüllen. Sie wollte doch nur ehrlich sein! Sie brauchte sich also nicht zu schämen . . .

Still und stolz erschien sie nun wieder vor der beunruhigten Dienerschaft, ließ zur Überraschung aller den Wagen vorfahren, begab sich zum Untersuchungsrichter, und legte ihm ohne jede Erklärung, wie einst Strong dem Ministerpräsidenten Durseau, das wertvolle Schriftstück vor. Als er gelesen, verlangte sie, mutig und fest, mit Cahors unter vier Augen zu reden . . .

Und kaum hatte der Beamte in höchster Aufregung dem Gefangenen angekündigt, bedeutsame Enthüllungen über seine Rolle in der revolutionären Bewegung machten die Anklage gegen ihn vollständig gegenstandslos, als sie, unvermutet wie ein Geist — oder wie eine Fee — in seine Zelle trat, wie damals in die kümmerliche Stube der Herberge zu Amsterdam.

Totenblaß stand er vor ihr. Und sie setzte sich auf sein hartes Gefängnisbett, sah ihm offen in die Augen und sagte:

„Lieber Freund, Sie sind unschuldig. Ich weiß, was Sie meinem Vater am letzten Abend gesagt haben . . .“

„Das ist nicht möglich . . .,“ murmelte er fassungslos.







„Oh, doch!“ erwiderte sie ruhig und lächelte. „Papa ließ alle wichtigen Gespräche, die er führte, jedesmal sofort zu Papier bringen . . .“

Er fand keine Antwort; ihm schwindelte und er mußte sich gegen die Wand stützen. Ängstlich sah sie ihn an, beinahe flehend. Dann senkte sie in schmerzlicher Enttäuschung den Blick.

„So muß ich den Kelch bis zur Neige trinken? Niemals nehmen Sie mir das Schwerste ab?“ flüsterte sie hastig, und ihre Worte überstürzten sich, als hätte sie Angst vor ihnen. „Nie kommen Sie mir zu Hilfe? . . . Gut; also hören Sie. Wir sind beide vom Leben gebrochen — aber nur weil wir es nicht verstehen wollten . . . Sie sagten einmal — es war auf der ‚Lusitania‘, gerade während des Sturmes — Sie ‚liebten nicht die Ideen meines Vaters‘, und fügten hinzu, Sie glaubten lieber an einen Menschen als an eine Idee — und auch ich würde eines Tages allein und schutzlos als Staubkorn in der Wüste der Menschheit daliegen, weil ich nur Utopien, aber keinen Menschen liebte . . . Ja, damit hatten Sie recht . . . Wir sind beide Staubkörner, die nie mit der Masse zu hartem Boden verschmelzen werden . . . Aber müssen denn Staubkörner so ganz allein als Spiel der Winde ruhelos durch die Welt fliegen? . . .“

Er antwortete noch immer nicht, obwohl ihre Augen so traurig, so bittend auf ihm ruhten, daß jeder, der verstehen wollte, hätte verstehen müssen.

„Sie sind zu stolz, nicht wahr? Sie wollen nicht wissen, weshalb ich hierher gekommen bin.

Ich muß mich noch mehr erniedrigen? . . . Gut, ich gehorche Ihrer Rache . . . Ich habe Ihnen damals gesagt, ich könnte niemanden lieben, der nicht an Persönlichkeit meinem Vater gleich wäre, niemanden, der nicht außerhalb des gewöhnlichen Lebens stehe, niemanden, der es nicht zwänge . . .“

Er schwieg und bedeckte seine Augen mit der Hand.

„Aber es gibt eine andere Art, das Leben zu bezwingen,“ fuhr sie mit zitternder, flüsternder Stimme fort, „als die blöden Massen zu beherrschen und sich damit, wie Sie es getan, zu ihrem Diener zu machen. Man kann auch über ihnen stehen, ohne ihnen zu dienen. Ist das nicht schöner und vernünftiger? Aber dann muß man sich von ihnen absondern und für sich selbst leben . . . abseits . . . ganz abseits . . . Braucht man denn die anderen? . . . Man hat ja übergenug, wenn man innerlich reich und stark ist . . . Und wenn man sich zum Alleinsein nicht reich und stark genug fühlt — wenn man, zum Beispiel, zu herrschen geglaubt hat, und plötzlich liegt man einsam, verzweifelt, als Staubkorn inmitten der Menschheitswüste — genügt es da nicht, ein anderes Leben mitzuleben? . . . Wenn man es nur für wertvoll genug hält . . .“

Nun aber sah er ihr so tief in die Augen, daß sie sich fassungslos abwandte.

„Sein eigenes Leben leben . . . ja,“ flüsterte sie vor sich hin und ihre zitternde Hand glitt unsicher über die rauhe Wolldecke des Gefängnisbettes, „. . . das ist das Einzige . . . aber man kann doch nicht . . . so ganz allein . . .“

Dann sprang sie, wie Schutz suchend, auf und breitete die Arme aus.

„Ich bin ja so furchtbar allein . . .“

Und sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte vor Scham.

Aber ehe sie zusammenbrach, nahm er die Stolze, vom Schicksal fast Gebrochene wie eine willenlose Puppe in die Arme. Leise, wie ihr Vater es zu tun pflegte, strich er ihr übers Haar und küßte sie sanft auf die Stirn. Da erhob sie wieder die Augen, aus denen der Glanz stillen Glückes leuchtete, und ihr Blick verriet ihm ihre grenzenlose Liebe.

Ein kleiner Sonnenstrahl fiel durch das vergitterte Fenster und legte sich, gleich einer segnenden Vaterhand, den beiden aufs Haupt.

Von der Straße her aber drang, durch die dicken Mauern gedämpft, die schmetternde Weise der kriegerischen Nationalhymne in die kleine Zelle, und, wie aus weiter Ferne, tönte das fröhliche Rufen des Volkes, das die mit klingendem Spiel vorüberziehenden Regimenter jubelnd begrüßte.

ENDE

# Alexander Ular: Die gelbe Flut

wir Ursachen und Zusammenhänge wahrzunehmen glauben, die uns bisher nur schwach gedämmert haben oder völlig dunkel waren. Das ist wie ein geistiges Entdecken neuer Weltteile — unvergleichlich anregend!

TÄGLICHE RUNDSCHAU

ENDLICH einmal etwas Neues, etwas, das aus dem Rahmen der hergebrachten Romanliteratur gänzlich heraustritt, um uns in eine neue, nur den Allerwenigsten bekannte Welt einzuführen, in die Welt, in der sich drei gewaltige Faktoren kämpfend und ringend gegenüberstehen; das alte bezopfte konservative China, das neue Reformchina und das Europäertum, das in China Boden fassen und das Riesenreich auf industriell-merkantilem Wege für Europa erobern will.

.... Wer sich für die fernere Entwickelung der Dinge im äußersten Osten interessiert, wer einen Teil der von den Europäern in China begangenen Fehler und Mißgriffe kennen lernen will, wer endlich einen Ausblick auf die mancherlei möglichen Katastrophen gewinnen will, denen das Europäertum in China ausgesetzt ist, der kann in dem Buche trotz seiner Romanform reiche Belehrung finden!

Wer mehr die Unterhaltung, dann aber auch eine Einführung in chinesische Sitten und Bräuche sucht, wird an zahlreichen Stellen überaus ergötzliche Schilderungen finden.

STRASSBURGER POST

ALEXANDER Ular gehört zu den interessantesten und begabtesten Schriftstellern der Gegenwart, und alles, was er schreibt, ist überaus originell und überraschend, geistreich und unterhaltend .... Er packt die ver-

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

wickelten Probleme der Jetztzeit sozusagen bei den Hörnern und versucht es in seiner mutigen, fast trotzigen Weise die endlosen Tagesfragen zu entwirren, grell zu beleuchten und, soweit es einem forschlustigen Annalisten überhaupt möglich ist, einer heilsamen Lösung entgegenzuführen. Aus der großen Flut der Bellestritik, die den literarischen Weltmarkt zu überschwemmen droht, ragt sein Rassenroman „Die gelbe Flut" wie eine neu entdeckte Landschaft hervor.

NEW YORKER STAATSZEITUNG

EINEM gewöhnlichen Schriftsteller hätte der Stoff für die Handlung zu einem über 400 Seiten zählenden Werke bei weitem nicht ausgereicht, aber Ular mit seinem großen Talent, besonders für die Gesprächführung, weiß unausgesetzt zu fesseln.

KÖLNISCHE VOLKSZEITUNG

DEN vergeblichen Kampf der individualistischen Europäer mit dem kollektivistischen China stellt Ular dar, und zwar mit solcher Wucht, daß man aus dem Banne des Buches nicht mehr herauskommt.

Es ist der erste wertvolle deutsche Roman über China.

FRANKFURTER ZEITUNG

EIN Freskogemälde von wunderbarer Kraft, Breit, farbensatt, mit starken, nach außen gekehrten Kontrasten.

Das größte Rassenproblem der Erde hat endlich in Ulars Werk eine dem Stande unserer Erkenntnis entsprechende kongeniale Wiedergabe gefunden.

Das Problem verdient es, die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken.

DIE ZEIT, WIEN

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

# Der erlöschende Halbmond

Gegner, denen jedes Mittel recht ist, wenn es zum Ziele führt, nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt, sondern mit ihren eigenen Waffen rücksichtslos bekämpft werden müssen. Auch in dem Bücherschrank eines jeden Offiziers sollte dieses Werk seinen Platz finden. Es verdient ihn ehrlich. DANZERS ARMEEZEITUNG

WAS auch das neueste Buch Ulars auszeichnet, das ist das Verständnis des Westländers für die Eigenart der orientalischen Völkerseele. Und da dies der wundeste Punkt in der Politik der europäischen Mächte im Orient bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so mag gerade im gegenwärtigen Mischmasch westöstlicher Interessen und Streitigkeiten ein solches Buch, wie der „Erlöschende Halbmond“, manchen Nutzen dadurch stiften, daß es bei vielen Lesern wenigstens eine vage Intuition für die zur Lösung anstehenden Probleme erwecken kann . . . Das Buch weitet den Horizont auch des gebildeten Lesers nach der östlichen Weltgegend hin, und dies, mögen die dortselbst auftauchenden Bilder auch noch so flüchtig und verschwommen erscheinen, läßt einen doch sagen: Es ist gut, daß es geschrieben wurde.

DER TAG

. . . . EINE Palette voll leuchtender Farben, vom blutigen Rot des Mordes und der Kriege bis zum dunkeln Violett mystischer Geheimorden, Schatten und Verschwörungen, eine wunderbare Welt von Herrschern und Spionen, von Emiren und Fakiren, von europäischen Gesandten und Generalen, wie von Paschas, von Zwischenträgern und Agitatoren zu Paris und Derwischen und Scheichs der afrikanischen Wüste — ein gelebtes Märchen aus 1001 Nacht.

DIE NEUE RUNDSCHAU

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

